

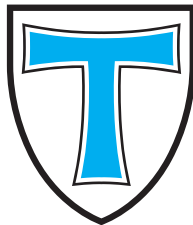
Jahrgang 43 | 2010



**Gießener
Universitätsblätter**

Jahrgang 43 | 2010

**Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft**



Gießener Universitätsblätter

**Druck und Verlag:
Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen**

**Wir danken allen Firmen, die unsere Förderbemühungen durch Anzeigenaufträge unterstützen.
Unsere verehrten Leser bitten wir, die Anzeigen zu beachten.**

Inserenten: Karstadt Warenhaus GmbH
Lehmanns Fachbuchhandlung
Möbelstadt Sommerlad
ovag Energie
A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG
Sparkasse Gießen
Stadtwerke Gießen AG

*Abbildung auf der Umschlagseite: Theater mit Wolle.
Bildmontage mit integrierten Kinderfotos, siehe Beitrag zu „imago2010“ (ab S. 113).*

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung Prof. Dr. Peter von Möllendorff
Institut für Altertumswissenschaften
Justus-Liebig-Universität
Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10 G
35394 Gießen
peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

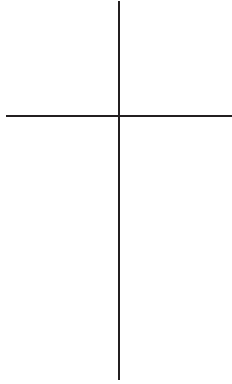
Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
Postfach: Ludwigstraße 23
35392 Gießen
Telefon 06409 804312
angelikamuellerscherf@googlemail.com

Druck und Verlag Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

ISSN 0533-8689

Inhalt

I. Berichte aus Universität und Stadt	
Bericht des Präsidenten der JLU	5
Bericht der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen	9
Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrats und des Vorstandsvorsitzenden der GHG	11
II. Wissenschaftliche Beiträge	
<i>Horst Carl</i> : Universalität in der Provinz.	
Eine kleine historische Nachlese zum Gießener Universitätsjubiläum 2007	13
<i>Peter Gruhne</i> : Otto Eger: „Herzenguter Mensch“, „Mitläufer“ oder „Nazi“? – Zur Kontroverse um den Gießener Juristen	25
<i>Joachim Jacob</i> : Schöne Stellen. Über die Sehnsucht nach dem Gelungenen	37
<i>Cora Dietl</i> : Wenn alte Spiele auf die Bühne kommen. Aufführungspraxis als Begleiter der Mittelalter- und Frühneuzeitforschung	51
III. Forscher, Fächer, Perspektiven	
<i>Thomas M. Bohn</i> : „Russische Geschichte“, „Russland als Vielvölkerreich“ oder „Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion“? Perspektiven im Zeichen transnationaler und imperialer Forschungsparadigmen	61
<i>Oliver Behnecke</i> : Die Selbsterfindung einer Stadt: Stadtentwicklung durch Kultur – Wissen schafft Stadt ...	71
<i>Wolfgang Lührmann</i> : Das Zentrum für Lehrerbildung (ZfL) der Justus-Liebig-Universität Gießen	81
IV. Aktuelle Forschungsprojekte an der JLU	
<i>Sonja Dinter, Winfried Speitkamp</i> : „Gewaltgemeinschaften“: Wie funktioniert Gewalt in der Gemeinschaft? – Eine neue Forschergruppe stellt sich vor	91
<i>Joachim Born, Thomas Gloning, Michael K. Legutke, Franz-Joseph Meißner, Dietmar Rösler</i> : Sprachenlernen, Sprachpolitik, Sprache in den Medien und vieles mehr. Der Forschungsverbund „Educational Linguistics“ stellt sich vor	101
<i>Gabriele Lieber, Antje Danner, Annabelle Felber</i> : imago2010 – Bildkompetenz und Literalität im Grund- und Vorschulalter – ein EU-Projekt aus dem Bereich des Lebenslangen Lernens (LLP)	113
V. Berichte aus geförderten Projekten	
<i>Verena Billinger</i> : Bericht über das Festival für junge Kunst aus Europa in Gießen: DISKURS 09 – festival for young performing arts	123
<i>Volker Bützler, Liane Wörner</i> : Projektbericht zum deutsch-türkischen Kolloquium vom 27. 5.–2. 6. 2009. Internationales Kolloquium zum deutsch-türkischen Strafrecht und Strafprozessrecht – Die Entwicklung von Rechtssystemen in ihrer gesellschaftlichen Verankerung	127
<i>Christian Grammel</i> : „the phantom piper of corrieyairack“ – ein szenisches Konzert mit Dudelsack	131
<i>Roland Herrmann, Matthias Staudigel, Isabel Dörnberger</i> : Der 2009 EAAE PhD Workshop: Ein wichtiger Baustein der Doktorandenausbildung	135
<i>Magnus Huber</i> : Eighth Creolistics Workshop – Bericht zur GHG-geförderten Konferenz	141
<i>Nicole Milbrett</i> : Interne Klausurtagung des Forschungsnetzwerkes „Empirische Unterrichts- und Bildungsforschung (EUBi)“ in Rauschholzhausen – ein Tagungsbericht	143
<i>Dirk van Laak</i> : 2. Internationale Tagung der Arbeitsgruppe „Solarenergie-Partnerschaft mit Afrika“ vom 8. bis 10. Juni 2009 in Gießen	145
VI. Personalia	147
VII. Biographische Notizen	151



EHRENTAFEL

Die Gießener Hochschulgesellschaft trauert um
ihre verstorbenen Mitglieder

Prof. Dr. Karl-Hermann Neumann, Hungen
Dr. Dieter Horst, Oppenheim
Marie Becker, Biebertal

Bericht des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität für die Gießener Hochschulgesellschaft

Das Jahr 2009 war für die Justus-Liebig-Universität ein besonderes Jahr – teilweise durchaus schwierig und herausfordernd, in jedem Fall aber auch durch große Erfolge geprägt. Herausforderungen ergaben sich vor allem aus der Wahl eines neuen Präsidenten im Sommer sowie der nachfolgenden Wahl von zwei neuen VizepräsidentInnen im Herbst. Die universitären Gremien – allen voran der Erweiterte Senat – sind mit diesen Herausforderungen konstruktiv und umsichtig umgegangen; die Universität hat auf eine vorbildliche Weise die Handlungsfähigkeit und die Kontinuität im Präsidium sichergestellt. Ich persönlich freue mich sehr darüber, dass ich am 8. Juli 2009 nach einer intensiven und stets fairen inneruniversitären Diskussion bereits im ersten Wahlgang mit einer breiten Mehrheit zum Nachfolger von Prof. Dr. Stefan Hormuth als Präsident der Justus-Liebig-Universität gewählt wurde. Ich bin sehr dankbar für den damit verbundenen Vertrauensvorschuss und sehe dies als eine Verpflichtung, in den kommenden Jahren meinen Beitrag dazu zu leisten, dass sich die Universität auf der Grundlage des bisher Erreichten und mit neuen Ideen erfolgreich weiterentwickeln kann. Es ist mir ein Anliegen, gemeinsam mit meinen KollegInnen im Präsidium, den beiden neuen Vizepräsidentinnen Prof. Dr. Katja Becker (Forschung und Nachwuchsförderung) und Prof. Dr. Eva Burwitz-Melzer (Lehre und Studium) und dem Kanzler Dr. Michael Breitbach diese Weiterentwicklung der Justus-Liebig-Universität in Forschung und Lehre so voranzutreiben, dass einerseits die gesamte Universität an Meinungsbildungsprozessen beteiligt wird und sich einbringen kann, dass andererseits das Präsidium aber auch stets seiner Verantwortung für das Wohl der gesamten Universität gerecht wird und entsprechende Entscheidungen trifft.



Am 21. Februar dieses Jahres verstarb nach langer und schwerer Krankheit mein Amtsvorgänger, Prof. Dr. Stefan Hormuth. Ich weiß, dass es alle Universitätsangehörigen zutiefst geschmerzt hat, dass er seit Ende März 2009 nicht mehr in vollem Um-

fang seine Amtsgeschäfte führen und die letzten Monate seiner Amtszeit nicht mehr, wie von ihm geplant, selbst gestalten konnte. Die Justus-Liebig-Universität trauert um einen bedeutenden Präsidenten, dessen Wirken nach innen wie nach außen von professionellem Weitblick, visionärer Zielstrebigkeit und zugleich höchster Kollegialität bestimmt gewesen ist.

In Fortführung entsprechender Pläne Stefan Hormuths stand auch das Jahr 2009 im Zeichen besonderer Anstrengungen zur weiteren Verstärkung unserer Internationalisierungsbemühungen. Es gelang der JLU, in einer der beiden großen Ausschreibungen des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) im Zusammenhang mit der Außenwissenschaftspolitikinitiative des Auswärtigen Amtes eines von vier DAAD-Exzellenzzentren in Forschung und Lehre weltweit einzuwerben, und zwar das Exzellenzzentrum zu „Coastal Colombian Resources and Environmental Changes“ in Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnerinstitutionen in Kolumbien. Die JLU war im Oktober 2009 Gastgeber für die dreitägige Herbstkonferenz der *European University Association* (EUA), der europäischen Hochschulrektorenkonferenz. Das Rahmenthema dieser Herbstkonferenz war die Internationalisierung europäischer Hochschulen über Europas Grenzen

hinaus. Diese Konferenz hat einmal mehr die JLU als eine international gut sichtbare, hervorragend vernetzte und mit ihrer Internationalisierungsstrategie erfolgreiche Universität präsentiert. Auch der Akademische Festakt im November 2009 stand mit dem Festvortrag von Bundesaußenminister a. D. Dr. Frank-Walter Steinmeier im Zeichen der Internationalisierung. Schließlich konnte sich die JLU als eine von insgesamt sechs Hochschulen erfolgreich um die Teilnahme am Audit Internationalisierung der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) bewerben. Dieses Audit wird der JLU in den kommenden Monaten einen umfassenden externen Blick auf ihre Internationalisierungsbemühungen bieten und wichtige Impulse für die Weiterentwicklung unserer Internationalisierungsstrategie in der Zukunft geben.

Auch im Jahre 2009 konnte die JLU bemerkenswerte Forschungserfolge erringen. In der zweiten Staffel des Landesexzellenzprogramms LOEWE gelang es der JLU, sowohl ein LOEWE-Zentrum in der Lungenforschung (*Universities of Giessen and Marburg Lung Centre*, UGMLC) als auch einen LOEWE-Schwerpunkt in der massenspektrometrischen *In-situ*-Analytik (*AmbiProbe*) einzuwerben; mit diesen beiden LOEWE-Erfolgen wurden ca. 20 Millionen Euro an Drittmittelförderung erzielt. Abgerundet wurde das höchst erfreuliche Ergebnis der zweiten LOEWE-Runde dadurch, dass das Land der JLU aus nicht-wettbewerblichen LOEWE-Mitteln eine strukturbildende Anschubfinanzierung für eine Fraunhofer-Projektgruppe bewilligt hat, die in Zusammenarbeit mit dem Fraunhofer-Institut für Molekularbiologie und Angewandte Ökologie (IME) in Aachen in den nächsten Jahren die Grundlagen für die dauerhafte Ansiedlung eines Fraunhofer-Teilinstituts für Bioressourcenforschung in Gießen erarbeiten soll. Es ist außerdem sehr erfreulich, dass auch in der dritten Staffel des LOEWE-Programms die JLU für drei Antragskizzen aus dem lebenswissenschaftlichen Bereich zur Erstellung von Vollarträgen aufgefordert wurde, deren abschließende Begutachtung im Frühjahr 2010 erfolgen wird. Dass die JLU mit ihrer Strategie der Profilierung in den beiden Bereichen

der Kulturwissenschaften und den Lebenswissenschaften insgesamt in der Drittmittelerwerbung erfolgreich gewesen ist, zeigt auch das aktuelle Förderranking der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) aus dem Jahre 2009: in den beiden entsprechenden Fächergruppen (Geistes-/Sozialwissenschaften sowie Lebenswissenschaften) belegt die JLU in der Gesamtsumme der eingeworbenen Drittmittel jeweils einen bemerkenswert guten 14. Rang unter allen Hochschulen in Deutschland. Diese erfolgreiche Strategie zur Profilierung gilt es in den kommenden Jahren fortzuführen, auch mit weiteren Initiativen für neue Sonderforschungsbereiche und anderen großen Verbundprojektanträgen sowie im Rahmen der Exzellenzinitiative II des Bundes und der Länder. Bereits seit Ende 2008 werden die Bachelor- und Master-Studiengänge an der JLU im Lichte der Erfahrungen, Anregungen und Vorschläge der Lehrenden und Studierenden in einer konzertierten Aktion weiterentwickelt, dabei in vielerlei Hinsicht dereguliert und flexibilisiert; zahlreiche Änderungen zur Entlastung der Studierenden und Lehrenden konnten bereits zum 1. Oktober 2009 in Kraft treten. Viele der Forderungen beim sogenannten „Bildungsstreik“ im Herbst 2009, der auch über drei Wochen zu studentischen Protestaktionen und Hausbesetzungen an der JLU geführt hatte, wurden von Seiten des Präsidiums als eine grundsätzliche Bestätigung seiner Bemühungen um eine konsequente Nachsteuerung bei der Ausgestaltung der Bologna-Studiengänge gesehen. Mit studentischen Vertretern vereinbarte das Präsidium im November 2009 einerseits die Rückkehr zu einem ordnungsgemäßen Lehrbetrieb im laufenden Semester, andererseits aber auch einen verbindlichen Prozess zur „Weiterentwicklung der Modularisierung II“, der bis Mitte 2010 zu weiteren Deregulierungsschritten in den modularisierten Studiengängen führen soll und von einer „Monitoring-Gruppe“ betreut werden wird. Die verschiedenen Akteure an der JLU haben gezeigt, dass sie auch in diesem Kontext – und anders als an manch anderen Hochschulen – konstruktiv, verantwortungsbewusst und an einem gemeinsamen Ziel orientiert zu handeln bereit sind.

Zwei für die Forschung und Lehre an der JLU in den vergangenen Jahren zentrale Entwicklungen waren im Jahre 2009 Gegenstand von Begutachtungen durch den Wissenschaftsrat (WR): einerseits die Entwicklung der Forschung und Lehre nach der Privatisierung (und Fusionierung) des Universitätsklinikums Gießen und Marburg (UKGM), andererseits der Aufbau des Gießener Zentrum Östliches Europa (GiZo) an der JLU. Die Ergebnisse beider Evaluationen werden erst im Verlauf des Jahres 2010 vorliegen, doch kann die JLU aufgrund der Begehungen und Gespräche vor Ort damit rechnen, dass sich für beide Bereiche gute inhaltliche Bewertungen der Gießener Leistungen in Forschung und Lehre ergeben werden. Die Empfehlungen des WR für die Medizin werden wichtige Hinweise für die in Zukunft konsequent auszubauende strukturierte Kooperation zwischen den verschiedenen Akteuren in der mittelhessischen Medizin, vor allem zwischen den beiden Universitäten und Fachbereichen in Marburg und Gießen sowie dem UKGM, bieten. Die Bewertung der Aufbauphase des GiZo wird eine wichtige Grundlage für die Sicherung einer dauerhaften Finanzierung dieses für das Profil der JLU wichtigen geistes- und kulturwissenschaftlichen Zentrums darstellen.

Auch im Jahre 2009 standen einige wichtige Ereignisse im Zeichen von universitären Jubiläen. Hierzu gehörte das 400-jährige Jubiläum des Botanischen Gartens, des ältesten Botanischen Gartens in Deutschland, der sich noch an seinem ursprünglichen Ort befindet. Auch konnte im Jahre 2009 das 200-jährige Bestehen der Klassischen Archäologie an der JLU gefeiert werden; damit gehört die JLU zu einer der Wiegen der archäologischen Forschung an deutschen Universitäten. Beide Jubiläen wurden mit zahlreichen Festakten, Ausstellungen und Projektaktivitäten in die Erinnerung der Universitätsmitglieder, aber auch der Bürgerschaft der Universitätsstadt Gießen gerufen.

Herausragende Leistungen konnten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der JLU auch im Jahre 2009 wiederum anhand zahlreicher Preise, Ehrungen und Auszeichnungen dokumentieren. Nur beispielhaft für viele Anerkennungen seien hier einige wenige ge-

nannt: Herrn Prof. Dr. Hanno Würbel wurde der Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis 2009 verliehen; Herr Prof. Dr. Till Rümenapf erhielt einen von drei erstmals ausgeschriebenen Forschungspreisen für seine Arbeit zum „Porzinen Reproduktions- und Respirationssyndrom-Virus“; der Forschungsförderpreis der Europäischen Gesellschaft für Kinderaugenheilkunde (EPOS) ging an Herrn Dr. Dr. Knut Stiege. Für seine wegweisenden Arbeiten auf dem Gebiet der Diabetologie wurde Herrn Prof. Dr. Reinhard G. Bretzel die Langerhans-Medaille der Deutschen Diabetes-Gesellschaft verliehen. Darüber hinaus wurde er in die Europäische Akademie der Wissenschaften und Künste aufgenommen. Auch der Theaterwissenschaftler Prof. Dr. Heiner Goebbels erhielt in 2009 zum wiederholten Male vielfältige Anerkennungen für seine überragenden Leistungen. So wurde er als „Honorary Fellow“ in die Central School of Speech and Drama ebenso aufgenommen wie in die neu eingerichtete Klasse der Künste der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste, sowie als korrespondierendes Mitglied in die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz. Mit der Aufnahme in die Leopoldina wurden Frau Prof. Dr. Katja Beckers Leistungen im Bereich der Biochemie gewürdigt. Herr Prof. Dr. Eckhard Voland wurde in die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt aufgenommen, was die besondere Anerkennung für die Gießener Philosophie einmal mehr belegt.

Abschließend sei auf die verschiedenen Bau- und Sanierungsprojekte verwiesen, die im Rahmen des HEUREKA-Programms des Landes Hessen verfolgt werden und die im Rahmen des Konjunkturprogramms des Bundes ange laufen sind. Im Biomedizinischen Forschungszentrum Seltersberg konnte vor einigen Monaten Richtfest gefeiert werden, der Neubau der Chemie sowie die Kleintier- und Vogelklinik befinden sich in der Bauplanung auf sehr gutem Wege, die Zentralverwaltung und einige wichtige Servicestellen (wie zum Beispiel die zentrale Studienberatung) konnten in das ehemalige und sanierte Finanzamt, das nun „Erwin-Stein-Gebäude“ heißt, einziehen – all dies sind Beispiele für die weithin sichtbare baulich-räum-

liche Erneuerung der JLU, die mit weiteren Projekten in den nächsten Jahren fortgesetzt werden muss.

Das Jahr 2009 hat in vielen Bereichen neue Entwicklungen angestoßen, erfolversprechende Perspektiven für die JLU eröffnet und insgesamt unsere Universität nach vorn gebracht. Ich bin in diesem Zusammenhang auch der Gießener Hochschulgesellschaft und all ihren Mitglie-

dern ausgesprochen dankbar für die Unterstützung von zahlreichen größeren und kleineren Projekten im vergangenen Jahr. Ich hoffe und vertraue darauf, dass diese wichtige Unterstützung für die JLU und ihre Belange auch in Zukunft bestehen bleibt.

Prof. Dr. Joybrato Mukherjee

Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen

Bericht der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen

In Zeiten von Krisen rückt man näher zueinander, um der Bedrohung von außen gemeinsam besser trotzen zu können. Oder man trennt sich, weil es unterschiedliche Strategien gibt, dem Druck von außen auszuweichen: Jeder der einstigen Partner sucht dann eigene Wege, Schaden von sich selbst abzuwenden, ja sich möglichst schadlos zu halten.

In Zeiten von Krisen entscheidet es sich daher, wie stark die Bande, wie stark die gemeinsamen Interessen, wie stark die Verbindungen sind, die eine Schicksalsgemeinschaft zusammenschweißen.

Die Partnerschaft, von der ich hier reden möchte, ist die zwischen der Hochschulgemeinde Gießen und ihrem Standort, der Universitätsstadt Gießen. Es ist nicht eine Verbindung zwischen einem Wirt und seinem Gast. Es ist vielmehr die Verbindung eines lebendigen Organismus zu seinen lebenserhaltenden Organen.

Die Wirtschafts- und Finanzkrise hat die öffentlichen Kassen allesamt in Mitleidenschaft gezogen. Die Kommunen sind dabei das letzte Glied einer Kette im öffentlichen Finanztransfer. Jeder Euro, der an Steuereinnahmen – unabhängig von der Art der Steuer – fehlt, fehlt den Städten und Gemeinden in diesem Land zur Bewältigung der Aufgaben, die sie erfüllen müssen. Die Universitätsstadt Gießen hat an Ausfällen, die alleine auf die Folgen der Finanzkrise zurückzuführen sind, in diesem Jahr 2010 rund 14 Millionen Euro zu verzeichnen. Das sind 10 Prozent des gesamten Finanzaufkommens. Gleichzeitig haben wir als Städte und Gemeinden höhere Ausgaben zu verkraften – eine unmittelbare Folge der Wirtschaftskrise. Nicht nur das Ausbluten der privaten Haushalte durch höhere Abgaben und damit Lebenshaltungskosten, sondern auch die Folgen von sozialen und existentiellen Abstiegen und die damit verbundenen steigenden Kosten der öffentlich-sozialen Sicherungssys-



teme zeigen die Grenzen der Belastbarkeit auf und müssen letztendlich von den Kommunen als Sicherer der Grundversorgung und Daseinsvorsorge geschultert werden.

Wir als Kommunen können uns dem Druck, der durch eine verfehlte Finanzpolitik

erzeugt wurde und erzeugt wird, nicht entziehen. Alle Probleme des täglichen Lebens landen hier in den Städten und Gemeinden.

Den Hochschulen geht es letztlich nicht anders. Auch ihre Überlebens- und Zukunftsfähigkeit hängt unmittelbar an der finanziellen Ausstattung und damit an den Transferleistungen, die die Länder bereit sind, in die Bildung, in die Hochschulen weiterzugeben. Mit einem großen Unterschied: Während wir als Kommunen keinem Konkurrenzdruck unterliegen, während wir unsere Existenzberechtigung nicht durch Angebot und Nachfrage legitimieren müssen, stehen die Hochschulen in einem harten Verteilungskampf. Der Druck von außen, die Ursache der Anspannung ist gleich – die Auswirkungen sind verschieden.

Stadt und Universität stehen in einem Wechselverhältnis. Der lebendige Organismus Stadt Gießen braucht das funktionierende Organ „Universität“. Die Hochschulen sind unverzichtbar für diese Stadt.

Ob es um die Unterstützung und Zusammenarbeit bei der baulichen Erneuerung der Hochschulen durch die Umsetzung des millionenschweren HEUREKA-Programms in Gießen geht oder um die städtebauliche Einbindung der Hochschul-Bauten, ob es um den Wissenstransfer von den Hochschulen in die Wirtschaft

durch Kompetenzzentren, um die wirtschaftliche Freisetzung von innovativen Ideen durch Existenzgründungen oder um die Vermittlung von Wissen und Vernetzung aus den Hochschulen in die Breite der Stadtgesellschaft durch Projekte wie die „Stadt der jungen Forscher“ oder das Mathematikum geht, ob kulturelle Bereicherungen wie die Gründung des literarischen Zentrums als Verlängerung einer langen Synergie zwischen akademischer und bürgerlicher Welt in Gießen zu unterstützen sind:

Die Bemühungen der Universitätsstadt Gießen, die Zeiten der Krise gemeinsam und nah beieinander zu durchschreiten, sind vorhanden. Stadt und Universität sind eine starke Schicksalsgemeinschaft. Das haben wir bislang bewiesen, das werden wir auch in Zukunft gemeinsam beweisen. Ich freue mich auf jede Mithilfe.

Dietlind Grabe-Bolz
Oberbürgermeisterin der Universitätsstadt Gießen

Bericht über die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft

Der gemeinsame Bericht des Präsidenten des Verwaltungsrates und des Vorsitzenden des Vorstands in den Gießener Universitätsblättern resümiert die Entwicklung des zurückliegenden Jahres. Zusammen mit den auf der jährlichen Mitgliederversammlung vorgetragenen Berichten, die Sie auch auf der GHG-Homepage finden, wollen wir Sie hiermit über die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft informieren.



Archäologie. Nach den Amtswechseln an der Spitze der Universität und der Stadt Gießen sind nun die Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz und der Universitätspräsident Prof. Dr. Joybrato Mukherjee ständige Mitglieder des Verwaltungsrates.



Vorstand und Verwaltungsrat danken deren Amtsvorgängern Heinz-Peter Haumann und Prof. Dr. Stefan Hormuth herzlich für ihr Engagement in der Gießener Hochschulgesellschaft und die hervorragende Zusammenarbeit.

Vorstand und Verwaltungsrat möchten sich in diesem Jahr auch nachdrücklich bei Frau Prof. Dr. Irmtraut Sahmland bedanken, die zehn Jahre lang die Gießener Universitätsblätter in Zusammenarbeit mit wechselnden Schriftführern der Hochschulgesellschaft als Redakteurin betreut hat. An ihrer Stelle konnte Frau Dr. Angelika Müller-Scherf gewonnen werden, die in Zukunft für die redaktionelle Betreuung der Blätter zuständig sein wird.

Vorstand und Verwaltungsrat

Auf der Mitgliederversammlung 2009 wurde der Gießener Steuerberater Stefan Kampermann zum neuen Schatzmeister der Gießener Hochschulgesellschaft gewählt. In dieser Funktion gehört er dem Vorstand an. Seinem Vorgänger im Amt, Manfred Kenntemich, gebührt großer Dank und Anerkennung für die langjährige Arbeit im Dienste der Hochschulgesellschaft. Durch die Wahl zum neuen Präsidenten der Justus-Liebig-Universität scheidet Prof. Dr. Joybrato Mukherjee aus dem Vorstand aus. Seine Nachfolgerin ist die neue Erste Vizepräsidentin der JLU, Frau Prof. Dr. Eva Burwitz-Melzer. Der aktuelle Vorstand besteht somit aus Prof. Dr. Wolfgang Scherf (Vorsitzender), Stefan Kampermann (Schatzmeister), Prof. Dr. Peter v. Möllendorff (Schriftführer), Prof. Dr. Eva Burwitz-Melzer (1. Vizepräsidentin der JLU), Dr. Michael Breitbach (Kanzler der JLU) und Dr. Klaus Ringel (Vertreter der Wirtschaft). Neues Mitglied des Verwaltungsrates ist Frau Prof. Dr. Anja Klöckner, Professorin für Klassische

Leistungen der Hochschulgesellschaft

Die Gießener Hochschulgesellschaft setzt ihre Mittel ein, um die Wissenschaften zu fördern, wissenschaftliche Bildung zu verbreiten und die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Praxis zu pflegen. Im Jahr 2009 konnten wir trotz gewisser Einschränkungen infolge der Finanzkrise unsere Förderpolitik beständig fortsetzen. Insgesamt hat der Vorstand über 45 Anträge entschieden und 28 davon mit insgesamt 29.000 Euro gefördert. Eine Vielzahl von Projekten konnte so mit Unterstützung der Hoch-

schulgesellschaft realisiert werden. Die Antragsteller geben immer wieder zu erkennen, dass sie die kleineren und größeren Hilfen sehr zu schätzen wissen. Gerade ungewöhnliche Projekte, für die aus anderen Quellen oftmals nur schwer Fördermittel zu akquirieren sind, profitieren von der Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft.

Die Leistungen der Hochschulgesellschaft basieren auf den Beiträgen der Mitglieder sowie auf den Erträgen des Vermögens von Verein und Stiftung. Die Stärkung der finanziellen Basis ist ein ständiges Anliegen, das nur durch die Gewinnung neuer Mitglieder und die Einwerbung von Spenden und Zustiftungen erfüllt werden kann. Hier sehen wir weiterhin erheblichen Handlungsbedarf. Ohne eine bessere Integration der Justus-Liebig-Universität, der Stadt Gießen und der regionalen Wirtschaft wird ein merkliches Wachstum des Förderpotentials nicht gelingen.

Hochschule in der Gesellschaft

Die Gießener Hochschulgesellschaft fördert den Gedankenaustausch zwischen der Universität und den Bürgerinnen und Bürgern der Stadt ebenso wie den Dialog zwischen Universität und Wirtschaft. Für die Universität ist es wichtig, in der Stadt und der Region verankert zu sein. Die Justus-Liebig-Universität trägt aber auch wesentlich dazu bei, dass die Stadt Gießen überregional wahrgenommen wird. In Gießen selbst wird die Bedeutung der Universität als Standortfaktor immer noch unterschätzt. Die Hochschulgesellschaft möchte ein Bindeglied zwischen Stadt und Universität sein und dazu beitragen, die wechselseitige Wertschätzung zu festigen und zu vertiefen. Sie kann dieses Ziel freilich nur erreichen, wenn die An-

gehörigen der Universität sich in der Stadt und in der Region für ihre Alma Mater engagieren, und wenn die Bürger der Stadt und des Landkreises die Universität als einen zentralen Standortfaktor begreifen und unterstützen.

Die Gründe für eine Mitarbeit in der Hochschulgesellschaft sind ebenso vielfältig wie überzeugend. Erfolgreiche Unternehmer haben nicht nur ihr Unternehmen im Blick, sondern übernehmen auch gesellschaftliche Verantwortung. Die Gießener Hochschulgesellschaft ist der richtige Ort dafür. Viele Bürger aus Mittelhessen haben selbst in Gießen studiert und erinnern sich gerne an diese Zeit. Durch den Beitritt zur Hochschulgesellschaft können Sie ein wenig von dem zurückgeben, was Sie bekommen haben, und Sie können dazu beitragen, dass Gießen ein hochkarätiger Bildungsstandort in Deutschland bleibt. Vielleicht wollen Sie auch deshalb in der Hochschulgesellschaft aktiv sein, weil es Ihnen Freude macht, sich für die jungen Menschen in der Justus-Liebig-Universität zu engagieren.

Die Justus-Liebig-Universität hat Erfolg in Forschung und Lehre. Dies belegen nicht nur ihre Resultate in der Exzellenzinitiative, sondern auch der friedliche und problemorientierte Dialog über die Bologna-Reform zwischen der Universität und ihren Studierenden. Von einer starken und leistungsfähigen Universität profitieren die Region Mittelhessen, ihre Bürger und ihre Unternehmen in hohem Maße. Ziel der Gießener Hochschulgesellschaft bleibt es, die Position der Universität im Wettbewerb mit anderen Hochschulen zu sichern und zu stärken. Wir danken allen, die unsere Arbeit finanziell durch Mitgliedsbeiträge und Spenden unterstützen. Wir hoffen, möglichst viele neue Freunde und Förderer zu gewinnen, die zur Zukunftssicherung von Forschung und Lehre an der Justus-Liebig-Universität beitragen.

Wir würden uns freuen, wenn wir Sie auf unserer diesjährigen Mitgliederversammlung am 9. Juli 2010 willkommen heißen dürften.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Wolfgang Maaß
Präsident des Verwaltungsrats

Prof. Dr. Wolfgang Scherf
Vorsitzender des Vorstands



Horst Carl

Universalität in der Provinz*

Eine kleine historische Nachlese zum Gießener Universitätsjubiläum 2007

1. Universitätsjubiläen als Essenz akademischer Erinnerungskultur

Wenn man als Historiker eine „historische Nachlese“ zu irgendeinem Ereignis ankündigt, geht es in der Regel um historische Analyse und Einordnung in größere Kontexte. Bei einem Jubiläum ist dies insofern doppeldeutig, als Historiker bei solchen Ereignissen selbst Akteure sind, denn hier schlägt gewissermaßen ihre Stunde: Historiker sollen erklären, was es denn mit der Geschichte des Jubilars auf sich hat, und insofern produzieren sie gerade bei solchen Anlässen Geschichte in Form von Publikationen. Das dafür lange Zeit bevorzugte Format sind „Festschriften“ gewesen, doch offenbar wird dieses Format auch im akademischen Kontext zunehmend historisch. Dem Geburtstagskind „Justus-Liebig-Universität“ sind zwar 2007 manche Geschenke anlässlich des Jubiläums zum vierhundertsten Geburtstag gemacht worden, doch hat es im Unterschied zu früheren Jubiläen wie 1907 oder 1957 keine offizielle akademische Festschrift für die Universität gegeben. Stattdessen sind eine ganze Reihe von Publikationen aus Anlass des Jubiläums erschienen, die sich der Geschichte der Justus-Liebig-Universität insgesamt oder aber der einzelner Fakultäten widmen. Wenn also für das Folgende von „historischer Nachlese“ die Rede ist, dann ist damit nicht mehr und nicht weniger gemeint, als diesen historischen Ertrag des Universitätsjubiläums Revue passieren zu lassen und einige Schlaglichter auf aktuelle Perspektiven der Gießener Universitätsgeschichte zu werfen.

Für eine historische Einordnung oder Bewertung des letzten Universitätsjubiläums ist es ohnehin noch zu früh, denn es fehlt der zeit-

liche Abstand. Ist dieser jedoch gegeben, dann sind Universitätsjubiläen grundsätzlich ein dankbares Objekt für Historiker, denn in ihnen kondensiert sich gleichsam eine epochenspezifische akademische Erinnerungskultur. Am Beispiel der voraufgegangenen säkularen bzw. semisäkularen Gießener Universitätsjubiläen hat der Gießener Historiker Carsten Lind dies vorexerziert, indem er zum jüngsten Universitätsjubiläum ausgesprochen pfiffige und lesenswerte Rückblicke auf die Geschichte früherer Jubiläen der Alma Mater beigesteuert hat.¹ So erfährt man bei ihm, dass bei der ersten Säkularfeier 1707 die Professoren weder Kosten noch Mühen scheuten, um das bereits etwas heruntergekommenen Kollegiengebäude am Brandplatz renovieren zu lassen. Wie Lind ironisch kommentiert, scheint der Ruf nach Handwerkern ein natürlicher Reflex aus Anlass von Jubiläen „bis auf den heutigen Tag“ zu sein. „Wenn die Akademie sich feiert, haben Maurer und Maler zu tun“ – 1907 im übrigen für den Neubau der Universitätsaula, die 2007 wieder auf Vordermann gebracht wurde.

Die Schilderung der Feierlichkeiten 1707 lässt allerdings die kulturelle Distanz zur aktuellen Gedenkpraxis deutlich werden, wenn etwa am 20. Oktober 1707 unter dem Vorsitz des Professors May Studenten ihre Gelehrsamkeit vorführten,

„indem sie Reden in lateinischer, griechischer, hebräischer, chaldäischer, syrischer, arabischer und äthiopischer Sprache hielten. In der Nacht beendete dann ein dem Erbprinzen dargebrachtes Ständchen der Studenten das Festprogramm. Am nächsten Morgen ritt der Erbprinz durch das Spalier der Bürger und Soldaten zum Selterstor hinaus. Dreimal feuerten fünfzehn Kanonen dem Rector Magnificentissimus Salut. Den Lärm barocker Prachtentfaltung noch in den

* Vortrag vor der Gießener Hochschulgesellschaft am 9. Juli 2009

*Ohren gab er dem Pferd eine schnellere
Gangart vor und kam Richtung Klein-Linden
außer Sicht.“²*

Nicht weniger aufschlussreich als das barocke Festgepränge, das die Universitätsangehörigen 1707 entfalteten, ist die bürgerliche Selbstdarstellung bei den Jubiläumsfeierlichkeiten von 1907 gewesen, die im übrigen allen Beteiligten ein hohes Maß an Durchhaltevermögen abverlangten. Nachdem am 1. August ein Festgottesdienst in der Johanneskirche, bei dem der Prediger die Liebe zu Wissenschaft und Wahrheit beschwor, frühmorgens das offizielle Programm eröffnet hatte, begab sich die Festgemeinde ins Hauptgebäude, wo sich die akademische Feier mit zahlreichen Festrednern anschloss, angefangen mit dem Großherzog, gefolgt vom Rektor, dem zuständigen Minister, Rektoren befreundeter Universitäten und weiteren Honoratioren. Erst nach vier Stunden konnte sich die Festversammlung zum Festschmaus begeben. Damit war der Freudentag allerdings noch nicht abschließend begangen, denn es folgte am Abend im kurz zuvor eröffneten Gießener Stadttheater noch eine weitere würdevolle Feierlichkeit. Auch hier möchte ich Carsten Lind selbst das Wort erteilen, weil seine ironisch gefärbte Darstellung durch eine Paraphrase nur verlieren würde:

*„Nach der akademischen Festouvertüre von
Johannes Brahms folgten einige Programm-
teile, die den Kunstgeschmack und das aka-
demisch-bürgerliche Selbstverständnis der
Zeit um die Jahrhundertwende wie in einem
Brennglas sammelten. Professorentöchter ...
warfen sich in die züchtig geschürzte Brust,
um den hochgestimmten Zuschauern noch
höhergestimmte Reime vorzutragen: ...*

*Durch alle Zeiten sollst du glücklich blühen,
Der freien Lehre schützendes Asyl,
Du alma mater, und vom Quell, dem klaren,
Gib dem, der strebt zum Guten, Schönen,
[Wahren.“*

Ebenso wie die vortragende Tochter waren auch diese Reime von einem Angehörigen des

Lehrkörpers gezeugt worden. Die Tochter des Rektors Behaghel bestach bei dieser Gelegenheit durch „seltene Anmut“ im Serpentinentalz. ...“³

Ironie ist im allgemeinen keine Sprachebene, der sich Historiker in ihren wissenschaftlichen Veröffentlichungen bedienen, und das Lesevergnügen, das gerade die oben zitierten Passagen bereiten, resultiert denn auch daher, dass für die historische Darstellung der Universitätsgeschichte zum Teil Formate gewählt worden sind, die solcher Art der Formulierungskunst entsprechende Freiräume verschaffen. Carsten Linds Beitrag entstammt dem essayistisch angelegten Bildband „Panorama 400 Jahre Universität Gießen“, der bewusst auf ein breiteres Publikum zielt, als dies etwa durch akademische Festschriften hätte erreicht werden können.

Auch auf das Jubiläum von 1957 geht Carsten Lind ein, doch hier kommt noch eine Dimension hinzu, die über eine ironisch gebrochene Distanzierung von überkommenen akademischen Festtagsritualen hinausgeht. 1957 wurde beim und mit dem Universitätsjubiläum zugleich Universitätsgeschichte gemacht, erhielt die Gießener Hochschule nach dem erzwungenen zwölfjährigen Intermezzo doch wieder den Titel einer Universität verliehen – und zugleich ihren berühmtesten Vertreter Justus Liebig als neuen Namenspatron. Dass man in Gießen gewillt war, sich nicht nur mit dem Titel einer Universität zufrieden zu geben, sondern auch den Status einer klassischen Volluniversität mit vier Fakultäten wieder zu erlangen, machte ein kleiner Eklat bei der Festveranstaltung deutlich. In seiner Festrede nämlich deutete Rektor Hungerland in Anwesenheit des Kultusministers an, dass die Universität Gießen schon für die nähere Zukunft die Erweiterung des Fächerspektrums im Sinne einer Volluniversität plane. Abgesprochen war dies nicht, und den Plänen des Kultusministeriums entsprach dies auch nicht, weshalb der erzürnte Kultusminister den Rektor im Anschluss an die Feier zum Rapport einbestellte. An der Tatsache, dass die Justus-Liebig-Universität vor dem Hintergrund des bundesweiten Übergangs zur Massenuniversität in den 1960er Jahren für

diesen Kurs bald auch aus dem Kultusministerium Rückenwind erhielt, änderte diese Episode nichts. Sie illustriert vielmehr das stets spannungsreiche Verhältnis von Wissenschaftspolitik, die schließlich für die Finanzierung der Universität aufzukommen hatte, und dem Streben der Institution nach Autonomie und Freiräumen.

2. Veröffentlichungen zur Universitätsgeschichte aus Anlass des Jubiläums 2007

Diese Episode wird erwähnt im Band „Krieg, Krise, Konsolidierung“, erschienen als wissenschaftlicher Beiband zur Ausstellung, die sich der „zweiten Gründung“ der Universität Gießen nach deren vorläufigem Ende 1945 gewidmet hat. Ausstellung und wissenschaftlicher Beiband sind ebenso von der Universitätsarchivarin Dr. Eva-Marie Felschow und ihrem Team verantwortet worden wie eine zweite, ebenfalls in einem wissenschaftlichen Beiband dokumentierte Ausstellung zu den Anfängen der Universität Gießen 1607: „Ein hochnutz, nötig und christliches Werk“. Die beiden Ausstellungen inklusive der wissenschaftlichen Beibände sind ebenfalls Beispiele dafür, dass im Rahmen des Universitätsjubiläums Formate, mit denen die Universitätsgeschichte auch einem größeren Publikum vermittelt werden kann, erfolgreich genutzt worden sind. Daneben aber hat es zur Gießener Universitätsgeschichte anlässlich des Jubiläums auch Publikationsformate gegeben, die den Gepflogenheiten wissenschaftlichen Austauschs in der academic bzw. scientific community verpflichtet sind. Zwei sich ergänzende Tagungen des Historischen Instituts haben arbeitsteilig die Geschichte der Universität jeweils in größere wissenschafts- und universitätsgeschichtliche Kontexte eingeordnet: Der Schwerpunkt der ersten Tagung, die 2006 von Jürgen Reulecke und Volker Roelcke unter dem Titel „Wissenschaften im 20. Jahrhundert. Universitäten in der modernen Wissenschaftsgesellschaft“ organisiert wurde, lag auf der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts, während eine zweite, von Friedrich Lenger und

Horst Carl am 8. und 9. Juni 2007 geleitete Tagung unter dem Titel „Universalität in der Provinz“ einen zeitlichen Bogen von der Universitätsgründung zu Beginn des 17. Jahrhunderts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, mithin von der vormodernen Gelehrteninstitution bis zur modernen Lehr- und Forschungseinrichtung, schlug. Der Ertrag beider Tagungen ist in entsprechenden Tagungsbänden dokumentiert. Neben diesen übergreifenden Darstellungen zur Gesamtuniversität hat es darüber hinaus eine Fülle von „segmentären“ – also Teilbereichen der Universität gewidmeten Publikationen gegeben. Besonders aktiv war hier das Institut für Medizingeschichte unter seinem Direktor Volker Roelcke, das aus Anlass des Jubiläums nicht weniger als fünf größere Publikationen auf den Weg gebracht hat. Der Ausstellungsband „Professoren – Patienten – Studenten“ bot dabei ähnlich dem allgemeingeschichtlichen Bildband ein Panorama der Geschichte der medizinischen Fakultät von den Anfängen bis zur Gegenwart, während drei umfangreiche Bände unsere Kenntnis der Geschichte der Gießener Universitätsmedizin auf eine neue Grundlage gestellt haben. Auch hier widmete sich ein erster Band, herausgegeben von Ulrike Enke, der älteren Geschichte von 1607 bis ins frühe 20. Jahrhundert, während Sigrid Oehler-Klein und Volker Roelcke neues Licht auf die jüngere Geschichte werfen. Sigrid Oehler-Klein thematisiert detailliert die Geschichte der Medizinischen Fakultät im Nationalsozialismus und in der unmittelbaren Nachkriegszeit und nimmt sich dabei gerade auch des heiklen Themas der personellen und institutionellen Kontinuitäten an, während der inhaltlich damit korrespondierende Band, den sie mit Volker Roelcke herausgegeben hat, die Vergangenheitspolitik in der universitären Medizin nach 1945 insgesamt in den Blick nimmt. Schließlich stellt ein in Gestaltung und Orientierung dem Bildband zur Universitätsgeschichte entsprechender und damit auf ein breiteres Publikum zielender Band die jüngste Geschichte der Fakultät nach der Wiedergründung 1957 dar, wobei er diese Geschichte anhand der Leistungen der einzelnen Institute und der jeweiligen Lehrstuhlinhaber auffächert.

In dieses Panorama von Beiträgen zum Universitätsjubiläum aus dem Kreis der Gießener Fakultäten, das keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, gehört auch die von Walter Gropp, Martin Lipp und Heinhard Steiger verantwortete Festschrift des Fachbereichs Rechtswissenschaft, die damit bewusst an eine spezifische rechtswissenschaftliche Festschrift-Tradition von 1907 und 1957 anknüpft. Und schließlich hat auch die Universitätsbibliothek ihre „Schatzkammern“ geöffnet und die Öffentlichkeit an ihren Sammlungen mittels Ausstellung teilhaben lassen. Den entsprechenden Band haben Peter Reuter und Irmgard Hort als Streifzug durch die Geschichte dieser Sammlungen konzipiert und diese lockere Form der Präsentation auch ausdrücklich nicht als umfassende Geschichte der Gießener Universitätsbibliothek verstanden wissen wollen – auch weil diese erst 1612 mit einigem Abstand zur Universitätsgründung von Landgraf Ludwig eingerichtet wurde. Der programmatische Titel „Aus mageren und aus ertragreichen Jahren“ steht im übrigen stellvertretend für eine allgemeine Tendenz der Publikationen zum Universitätsjubiläum: Der jubiläumsgemäßen Versuchung zur nostalgischen Verklärung von Vergangenheiten sind sie nicht erlegen, es herrscht ein kritisch-abgewogener Duktus vor. Insgesamt bieten die Veröffentlichungen anlässlich des Jubiläums ein sehr vielfältiges Bild der älteren und neueren Geschichte der vormaligen Ludoviciana und heutigen Justus-Liebig-Universität. Die Vielfalt der Präsentationsformen, die von Ausstellungs- und Bildbänden, die auf ein breiteres Publikum zielen, bis zu Tagungsbänden reicht, die auf wissenschaftliche Rezeption angelegt sind, lässt Universitätsgeschichte jedenfalls als eine spannende Geschichte wahrnehmbar werden, die weder antiquarisch noch exotisch ist und auch für die unmittelbare Gegenwart der Institution aufschlussreich bleibt. Man mag es bedauern, dass eine ursprünglich geplante, auf mehrere Bände geplante Geschichte der Gießener Universität unter der Federführung von Peter Moraw aufgrund der Erkrankung des Herausgebers nicht realisiert werden konnte. Doch die „Kleine Universitätsgeschichte“, die Moraw

zum 375-jährigen Jubiläum 1982 verfasst hat und die seinerzeit Maßstäbe für eine moderne, sozialhistorisch informierte Form von Universitätsgeschichte gesetzt hat, ist wegen dieser Modernität methodisch auch heute noch nicht überholt, und inhaltliche Neuakzentuierungen und Ergänzungen ließen sich vielleicht gerade durch die Vielfalt der Perspektiven, wie dies in den unterschiedlichen Publikationen zum Ausdruck kam, am ehesten einbringen. Dies mag wiederum der aktuellen Dynamik des Forschungsfeldes „Universitätsgeschichte“ durchaus angemessen erscheinen, die sich auch jenseits Gießens keiner Ordnung durch eine Zentralperspektive fügt.

Trotzdem hindert dies nicht daran, einige allgemeine Anmerkungen zu den historischen Erträgen des Gießener Jubiläumjahres zu machen. Das Risiko einer subjektiven Auswahl kann ich dabei gar nicht umgehen, wenn ich mich im Folgenden darauf beschränke, einige wenige Schlaglichter auf die durch das Jubiläum generierten geschichtlichen Forschungen zu werfen. Wo haben sie Neues zu Tage gebracht, oder wo haben neue Methoden oder Fragestellungen dazu geführt, bereits Bekanntes in neue Kontexte und Perspektiven zu rücken? Ich möchte mich im Folgenden auf vier allgemeine Aspekte konzentrieren, wobei dem Frühneuzeitler konzidiert werden mag, dass es ihm natürlich ein Bedürfnis ist, die Geschichte der Universität nicht auf die jüngste Vergangenheit zu reduzieren.

3. Akteure – Universität als Personenverband

Es ist kein Zufall, dass etwa der Bildband zur Gießener Universitätsgeschichte eine seiner drei Abteilungen „Akteure“ genannt hat und dass diese Akteurorientierung auch in den medienhistorischen Sammelbänden einen deutlichen Akzent darstellt. Auf eine solche personalisierte Perspektive kann und soll die Universitätsgeschichte schon deshalb nicht verzichten, weil nach der ursprünglichen Idee Universität eine „universitas“ von Lehrenden und Lernenden ist, also ein Personenverband. Allerdings haben sich die zahlreichen Gelehrtenporträts,

die im Jubiläumsjahr in den diversen Publikationen entstanden sind, doch weit vom Duktus akademischer Koryphäenverehrung entfernt, die den älteren Fakultätsgeschichten häufig zueigen ist. Stattdessen interessieren auch bei den oftmals etwas weniger prominenten Akteuren stärker die sozialen Rahmenbedingungen, und damit Perspektiven, denen sich auch das Methodenverständnis einer neuen Wissenschaftsgeschichte verpflichtet fühlt, die Wissenschaft als soziale Praxis analysiert. Die Koryphäen der Wissenschaft werden damit in gewissem Maße „resozialisiert“, wofür etwa die biographischen Annäherungen von Theodor Koch oder Ulrike Enke an bedeutende Vertreter der frühneuzeitlichen Gießener Medizin eindrucksvolle Beispiele bieten. So präsentierte der Mediziner und Physikprofessor Gregor Horstius (1578–1634) in der Gründungsphase der Universität durchaus noch den Typus eines Allrounders, der sich nicht auf eine einzige Wissenschaft spezialisierte. Trotzdem war er schon eine Figur des Übergangs, der zumindest insofern eine nach Maßgabe der Zeit moderne Medizin nach Gießen brachte, als er erstmals anatomische Lehrsektionen abhielt und damit letztlich doch einer Ausdifferenzierung in der Praxis Vorschub leistete. Gehörte er seinem Selbstverständnis nach aber noch dem Gelehrtentypus des eher praxisfernen humanistischen „Eruditus“ – des vielseitig Gelehrten – an, so verkörperte zwei Generationen später sein Nachfolger Michael Bernhard Valentini (1657–1729) den Typus eines auf eine breitere Öffentlichkeit zielenden Wissenschaftlers, der energisch über den Rahmen der Ludoviciana hinausstrebt, auch wenn er ihr zeitlebens als Professor verhaftet blieb. Von seinen zahlreichen Auslandsreisen brachte er neue Methoden und neue Instrumente nach Gießen mit und führte diese in öffentlichen „Experimenten“ vor – Experimente nicht schon im modernen Sinne, sondern als Demonstrationen, die über die Verblüffung der Zuschauer Neugierde und dadurch letztendlich Erkenntnisgewinn auslösen sollten. Damit ist Valentini einerseits als durchaus zeittypischer Universitätsgelehrter eingeordnet, andererseits aber auch sein Rang als fraglos bedeutendster Ver-

treter der vormodernen medizinischen Fakultät herausgestellt.

In nahezu jedem Fach taucht in der Gießener Universitätsgeschichte immer wieder der eine oder andere überdurchschnittliche Vertreter auf, der dafür sorgte, dass auch diese bisweilen periphere Stätte des Geistes nicht den Anschluss an übergreifende Entwicklungen der Wissenschaftsgeschichte verlor. Mit Justus Liebig und der Etablierung seines internationalen Schülernetzes stand die Universität dabei auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts einmal an der Spitze des akademischen Fortschritts. Zu Liebig ist freilich in dem ihm aus Anlass seines 200. Geburtstags gewidmeten Jubiläumsjahr 2003 bereits so viel gesagt und geschrieben worden, dass der Namensgeber der Universität beim Universitätsjubiläum 2007 etwas in den Hintergrund treten konnte.

Es gibt freilich auch den Fall, dass sich ein bislang hoch gehandelter Repräsentant der Universität bei genauerem Hinsehen als deutlich weniger bedeutend und im übrigen recht fragwürdiger Charakter erweist, also etablierte Mythen in Frage gestellt werden. Die Rede ist von dem Kameralisten – also einem frühen Vertreter der Wirtschaftswissenschaften und Statistik – August Wilhelm Crome (1757–1833). Er gilt als bedeutendster Gießener Professor um 1800, nicht zuletzt, weil er wesentlich dazu beigetragen haben soll, dass die kleine Landesuniversität das große Universitätensterben in Folge der territorialen Flurbereinigung nach dem Ende des Alten Reiches 1806 überlebt hat. Dieses Bild hat er freilich vor allem selbst in seiner kurz vor seinem Tode (1833) erschienenen Autobiographie gezeichnet, und dies so wirkungsvoll, dass sein Bild als Retter der Universität in die Universitätsgeschichte eingegangen ist. Er machte damit vergessen, wie umstritten er zu Lebzeiten gewesen war, weil er sich noch 1813 für Napoleon ausgesprochen hatte und damit zum roten Tuch für die national- und freibewegten Gießener Studenten geworden war. Auf dem berühmten Wartburgfest 1817 wurden seine Schriften verbrannt. Nicht minder umstritten war er zeitlebens auch bei seinen Gießener Kollegen, mit denen er es sich während seiner fast fünfzigjährigen Tätigkeit

an der Ludoviciana fast durchweg verdorben hatte.

Crome nahm für sich das Verdienst in Anspruch, dass er 1798/99 bei der Anwesenheit der französischen Besatzungsarmee unter General Bernadotte, dem nachmaligen schwedischen König, für Universität und Land günstige Konditionen ausgehandelt habe – für das Land eine Neutralität, für die Universität weitgehende Befreiung von den ruinösen Kriegskontributionen. Er habe dann aus Dankbarkeit Bernadotte die Ehrenpromotion der Universität Gießen verschafft. Letzteres stimmt auch nach Prüfung der Akten, doch war dies zunächst einmal ein Alleingang Cromes, mit dem er seine Kollegen vor vollendete Tatsachen stellte. Der Geehrte wiederum war sich dieser Ehrung wahrscheinlich gar nicht bewusst. Die hastig vollzogene Ehrenpromotion war in solch nebulösen Termini verfasst – von Promotion ist in der Urkunde nicht explizit die Rede –, dass Bernadotte deren Tragweite wohl gar nicht realisierte, sondern von einer Aufnahme in eine gelehrte Akademie ausging. Christa Nees, die für ihre noch ungedruckte Promotion über Crome⁴ die entsprechenden Akten – auch bislang ungenutzte – ausgewertet hat, kommt zum Schluss, dass vom Mythos des Retters der Universität nach Aktenlage wenig bleibt, denn die entsprechenden Verhandlungen mit den Franzosen hat Crome nachweislich gar nicht geführt. Bei der Abfassung seiner Autobiographie hatte er freilich viele Gründe, sich entsprechend zu stilisieren. Die Zeitgenossen, die dies hätten in Zweifel ziehen können, hatte er da schon überlebt, und die Nachwelt hat ihm diese geschönte Version der Geschichte gerne abgenommen.

In anderer Hinsicht freilich ist Crome eine exemplarische Gestalt der Gießener Universitätsgeschichte: Durch seine akademische Biographie zieht sich wie ein roter Faden die Nähe zur Politik. Crome hat sie bewusst gesucht, bei anderen Repräsentanten kam hier eher eine weitgehende Abhängigkeit von der Landespolitik zum Tragen. Die Verflechtungen waren jedenfalls immer eng, nicht umsonst war der Gründungsvater Landgraf Ludwig lange Zeit auch Namensgeber der Landesuniversität. Die Sym-

biose von Politik und Universität etwa äußerte sich bei diversen Professoren vom 17. bis zum 19. Jahrhundert in Form von Karrieren, die sie als Minister an den hessen-darmstädtischen Hof und damit in die politische Schaltzentrale des Territoriums brachten. Folgenreich in dieser Hinsicht war beispielsweise Justin von Linde, der von seiner Position als Universitätskanzler an die Schaltstellen der Landespolitik wechselte und dort zum entscheidenden Unterstützer von Liebig's Modernisierungen wurde. Die Rückkehr zur Voll-Universität 1950–57 ist ohne den entscheidenden Beitrag von Politikern wie Erwin Stein oder Helen von Bila kaum vorstellbar. Akteure der Universitätsgeschichte sind folglich gerade auch die Landespolitiker gewesen, oder umgekehrt: Die Autonomie der Universität gegenüber der Politik ist in Gießen gerade im Vergleich zu anderen deutschen Universitäten stets sehr relativ gewesen.

4. Universität als Lebensform

Kehren wir noch einmal kurz zu Crome zurück: Jenseits der individuellen Ausprägungen, die dem Charakter Cromes bisweilen durchaus unsympathische Züge verleihen, kann man gerade an seiner Person auch studieren, wie Universität als eine spezifische Lebensform auch einen spezifischen Habitus ihrer Repräsentanten hervorgebracht hat. Das aufgrund ständiger Reibereien schlechte Verhältnis Cromes zu seinen Kollegen ist geradezu ein Signum des professoralen Umgangs miteinander gewesen, was wohl nicht zuletzt aus einer Nachahmung statusbewahrenden „agonalen“ Verhaltens herrührte, wie dies der in der vormodernen Gesellschaft führende Stand, der Adel, vorexerzierte. Gerade in der Lebenswelt „Universität“, in der zwar Reputation eine zentrale Rolle spielte, diese sich aber nur bedingt in Macht und Geld ausdrücken ließ, bedurfte es steter Anstrengungen, den eigenen Wert und Rang im Kollegenkreis zu behaupten. Die Selbststilisierungen Cromes in seiner Autobiographie entsprechen einem solchen spezifisch professoralen Habitus und sind wohl auch nur auf dem Hintergrund dieser akademischen Lebensform zu verstehen. Ausformungen eines solchen Habitus ge-

hörten auch noch im 20. Jahrhundert zur Ordinariuniversität dazu, und es mag sein, dass sich eine neue Generation von Geschichtsforschern mit diesem Phänomen gerade jetzt intensiver beschäftigt, weil dieser Habitus zunehmend Geschichte geworden ist und man somit davon – in der Regel – nicht mehr unmittelbar betroffen ist. Erst dies ermöglicht eine neugierige Distanz, aus der heraus ein solcher Habitus zum Gegenstand wissenschaftlicher Fragestellungen und damit historisiert werden kann.

Universität als „Lebensform“ heißt freilich auch, dass die universitätsgeschichtliche Forschung sich gerade bei der vormodernen so genannten „Familienuniversität“ nicht nur auf die männlichen Protagonisten konzentrieren sollte, sondern auch einmal danach fragen muss, ob denn dieser akademische männliche Kosmos nicht auch von Angehörigen des anderen Geschlechts bewohnt gewesen ist. Es verwundert, dass bislang in- und außerhalb Gießens die Rolle von Professorenfrauen in der frühen und späten Neuzeit überhaupt nicht thematisiert worden ist. Eine kleine Studie zu Professoren-gattinnen und -töchtern, die Heide Wunder für den Tagungsband zur vormodernen Universitätsgeschichte beige-steuert hat, ist hier eine Pionierleistung und zugleich ein Beispiel dafür, wie die Geschichtswissenschaft aus Anlass des Universitätsjubiläums Forschungsneuland betreten hat.⁵ Bei ihr kann man nachlesen, dass Professorenfrauen in der Frühen Neuzeit häufig ebenfalls gebildet waren und in das Familienunternehmen der akademischen Lehre eingebunden wurden, und sei es, um die Unterbringung der einlogierten Studenten zu organisieren. Die Distanz zwischen dem großen Ausmaß der selbstverantwortlich zu bewältigenden Aufgaben und der zugleich geforderten Unterordnung und Selbstverleugnung blieb eklatant, war allerdings nicht nur ein Phänomen der vormodernen Universität.

5. Verortungen

Wenn sich ein weiteres Thema als roter Faden durch die Publikationen des Universitätsjubiläums zieht, dann ist dies schließlich die Ver-

ortung der Universität. Diese Verortung gehört zunächst zu den schon fast trivialen Voraussetzungen des Jubiläums selbst: Ohne festen Ort gibt es für eine Institution in der Regel keine Kontinuität und damit auch keine Erinnerungskultur – und also auch kein Jubiläum. Die Verortung der Universität in Gießen ist aber immer auch eine der wesentlichen Rahmenbedingungen ihrer Existenz gewesen. Nicht umsonst spielt der Begriff der „Provinzialität“ deshalb in einigen der Publikationen des Jubiläumsjahres eine zentrale Rolle. Schon im Titel thematisiert beispielsweise der Tagungsband „Universalität in der Provinz“ das Spannungsverhältnis von Universalität und Partikularität. Auf der einen Seite halten Universitäten den universalen Anspruch für ihre Form der Wissensgenerierung und -vermittlung als Erbe des Mittelalters aufrecht, auf der anderen Seite stehen die vielfältigen Ausdifferenzierungen der Neuzeit, sei es in Gestalt der zunehmend spezialisierten Einzelwissenschaften, sei es in der räumlichen Vielfalt der Universitätslandschaft. Die Gründung von Landesuniversitäten, für die Gießen ein typisches Beispiel ist, bietet bis heute die historische Grundlage dieser Vielfalt gerade des deutschen Universitätssystems. Zugleich verweist das Attribut der Universalität darauf, dass sich Universitäten immer als Teil eines umfassenden Ganzen, als Teil einer prinzipiell universellen Welt der Wissenschaft und gelehrten Bildung verstanden haben.

Nun mag in diesem Kontext der Begriff „Provinz“ ein Reizwort sein, und kann als Gegenbegriff zu Universalität und Universität durchaus als eine selbstironische Anspielung auf spezifische Gießener Befindlichkeiten verstanden werden. Dahinter steckt aber auch eine Art „Stigmamanagement“, ein offensiver Umgang mit einer negativ konnotierten Zuschreibung. Zu leiden unter entsprechender Negativ-Propaganda hat die mittelhessische Universität schon in der frühen Neuzeit gehabt, das topische Bild einer Provinzuniversität begleitet die Gießener Universitätsgeschichte seit dem 18. Jahrhundert. „Man nennet zu Göttingen unser Gießen einen Finsteren Ort“ hat Eva-Marie Felschow eine Studie zur durchaus nicht provinziellen Gießener Medizin im 18. Jahrhundert mit

einem einschlägigen Zitat überschrieben, die entsprechenden Äußerungen Laukhards oder Büchners sind geradezu sprichwörtlich, und noch in den Auseinandersetzungen um die Existenz der Universität im Dritten Reich wurde von Frankfurter Seite der Nachbaruniversität für die Zukunft ein Platz als „Bauern- und tierärztliche Hochschule“ zugewiesen – gegenüber Frankfurt als hessischer Hauptuniversität. Die Provinzialität als Bestandteil der deutschen Geschichte ist jedoch eine Tatsache, die höchst ambivalent und damit eben nicht eindeutig negativ zu bewerten ist. Für die deutsche Kultur- und Bildungsgeschichte ist unbestritten, dass wesentliche Anstöße oder neudeutsch „Innovationen“ immer wieder aus der so genannten Provinz gekommen sind. Wenn sich in Deutschland die kulturellen und geistigen Ressourcen aufgrund des historisch gewachsenen Föderalismus nicht an wenigen Punkten konzentrierten, dann dürfte dies im übrigen nicht von vornherein von Nachteil gewesen sein, stand doch so der Zugang zu den ökonomischen und kulturellen Ressourcen einem größeren Teil der Bevölkerung offen als in Ländern, in denen Metropolen diese monopolisierten. Im Falle Gießens verweist diese Provinzialität auf den tief in der deutschen Geschichte verankerten Bildungsföderalismus, der im System der Landesuniversitäten begründet ist. Entweder historisch sehr früh oder meist sehr spät sind Universitäten in die Metropolen übersiedelt – etwa nach Berlin, München oder Frankfurt, deren Universitäten alle deutlich jünger als die Gießener sind. Die traditionelle Vielfalt der deutschen Universitätslandschaft mit ihren Stärken und Schwächen ist historische Voraussetzung und Existenzbedingung Gießens, und eine Abkehr von diesem Föderalismus bedeutet – wie der historische Rückblick in die Zeit des Dritten Reiches belegt – für solche mittleren Universitäten schnell eine existenzielle Gefährdung.

In diesem Sinne verstanden ist „Provinzialität“ nicht nur Mangel, sondern eine der Kreativitätsressourcen der deutschen Universitäten wie der übrigen Bildungs- und Kulturinstitutionen. Die Innovationen sind in Deutschland keineswegs Monopol der Metropolen gewesen, und der Blick auf Gießen im Jubiläumsjahr hat das

in vielen Einzelbeobachtungen immer wieder bestätigt: Eine von außen als Mittelmäßigkeit oder Abgeschlossenheit deklarierte „Provinzialität“ ist vor Ort – im „Innovationsraum der Universität“ – unterlaufen worden, allein schon, weil diese Universität eben nie gänzlich abgeschlossen gewesen ist.

Der zweite Aspekt dieser „Verortung“ betrifft das Verhältnis der Universität zu „ihrer“ Stadt. Man muss sich dabei immer vor Augen halten, dass im frühneuzeitlichen Gießen bei ca. 3000 Einwohnern im Schnitt etwa 200 Studenten studierten, die Garnison aber aus bis zu 400 Mann bestand. Gießen war – gerade auch in der Optik der baulichen Gestaltung – immer mindestens so sehr eine Festungs- wie eine Universitätsstadt. Folgerichtig hat sich die Stadt erst spät – erstmals 1940, dezidiert dann in den frühen 50er Jahren – das Epitheton „Universitätsstadt“ zugelegt, als sie vor dem Hintergrund der Existenzbedrohung der Universität realisierte, wie wichtig diese Institution für die Stadt war und ist. Auch baulich hat die Universität die Stadt erst spät, seit dem 19. Jh., mitgeprägt, wie dies heute vor allem im Klinikviertel vor Augen tritt. Sie hätte der Innenstadt noch stärker ihren Stempel aufdrücken können, wenn beispielsweise nach der Wiedergründung in den späten 1950er Jahren die städtebauliche Planungseuphorie jener Jahre, die man Gießen heute noch ansieht, nicht nur im Neubau der Universitätsbibliothek Gestalt angenommen hätte, sondern auch jenes ominöse 24-stöckige Hochhaus als Domizil für die neue Geisteswissenschaftliche Fakultät – ein „Philosophenturm“ – realisiert worden wäre. Nur knapp scheiterte dieses Projekt an Einsprüchen der Anwohner, und noch nachträglich kann man als Geisteswissenschaftler und potentiell von dieser Baumaßnahme Betroffener nur aufatmen.

6. Vom Schatten des Nationalsozialismus zur Studentenrevolte

Damit sind wir abschließend im 20. Jahrhundert angekommen, und gerade zur jüngeren Universitätsgeschichte hat das Jubiläum zahl-

reiche gewichtige neue Forschungserträge beigeleitet. Dies liegt in der Natur der Sache, weil sich die historische Forschung erst jetzt intensiv und vorbehaltlos der jüngeren Vergangenheit widmen kann. Auch wenn es mir als Historiker der Frühen Neuzeit problematisch erscheint, wenn sich historisches Interesse ausschließlich auf die jüngste Geschichte im Allgemeinen und namentlich auf die zwölf Jahre des Tausendjährigen Reiches zwischen 1933 und 1945 beschränkt und die gesamte Universitätsgeschichte von immerhin 400 Jahren hinter jenen besonders prekären und unerfreulichen zwölf Jahren des Nationalsozialismus zu verschwinden droht, ist doch unbestritten, dass diese Periode in einem die Öffentlichkeit ansprechenden Jubiläum in besonderem Maße Objekt der Erforschung und Erinnerung sein muss. Programmatisch hatte die Universität hier schon vorab ein Zeichen gesetzt, indem sie 2006 von Peter Chroust die Doktorgradentziehungen, mit der sich die Universität zum willfährigen Handlanger des Regimes machte, wissenschaftlich aufarbeiten ließ. In einer öffentlichen und öffentlichkeitswirksamen Erklärung wurden anschließend die Doktorgradentziehungen während der nationalsozialistischen Zeit für nichtig erklärt und die Opfer rehabilitiert sowie 2008 eine entsprechende Gedenktafel im Hauptgebäude installiert. Dieses dunkle Kapitel wurde damit also selbst Teil der universitären Erinnerungskultur.

Dass die nationalsozialistische Phase der Gießener Universitätsgeschichte mittlerweile intensiv und ohne Vorbehalte – auch ohne Rücksichtnahmen – erforscht wird, dokumentieren die Veröffentlichungen zum Jubiläum zur Genüge. Besonders eindrucksvoll haben die Gießener Medizinhistoriker mit ihrem dieser Phase gewidmeten Band anlässlich des Jubiläums diese Geschichte erschlossen – in einer Weise, wie dies zum 375. Jubiläum 1982 so wohl noch nicht möglich gewesen wäre. Auf über 600 Seiten wird akribisch aus den Akten und der vorhandenen Literatur die Geschichte der Fakultät und insbesondere auch ihres wissenschaftlichen Personals rekonstruiert. So wird detailliert aufgelistet, welche Angehörigen des Lehrkörpers Parteimitglieder oder gar

Mitglieder der SS waren. Selbst wenn die Einsicht, dass die Affinität der medizinischen Fakultäten zum nationalsozialistischen System hoch war, in der aktuellen Forschung zum Dritten Reich allgemein anerkannt ist, überrascht doch das Ausmaß der Verflechtungen in Gießen, denn von 84 Mitgliedern des Lehrkörpers waren 77 Parteimitglieder und immerhin 16 in der SS engagiert. Diese vergleichsweise hohe Systemkompatibilität korrespondiert damit, dass im Zuge der Gleichschaltung der Wissenschaft 11 Entlassungen aus dem Dienst aus rassistischen oder politischen Gründen vorgenommen wurden.

Aus der historischen Distanz kann man Erklärungen für diese in Gießen durchaus signifikante Nähe zur braunen Ideologie, die sich nicht auf die medizinische Fakultät beschränkte, formulieren – etwa, dass der hohe Anteil von jungen Wissenschaftlern und Erstberufenen, der für Gießen charakteristisch war, zu solch hoher Affinität führte, weil gerade diese neue Generation sich aus Karriere- und anderen Gründen in besonderem Maße in der Partei engagierte. Außerdem hat bereits Peter Moraw darauf hingewiesen, dass man in Gießen wohl auch aus Angst vor der drohenden Schließung der Universität politischen Vorgaben in besonderem Maße entgegenkam. Es bedarf gar nicht eines besonders anklägerischen oder aufklärerischen Duktus, um von diesen Zahlen wie auch der Tatsache, dass nach 1945 bei der Masse der im Amt Verbliebenen wenig Unrechtsbewusstsein vorhanden war, ernüchert zu sein. Die zögerliche Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in der Nachkriegszeit ist mittlerweile selbst ein historisches Faktum, das im Rahmen des Jubiläums eigens thematisiert und damit historischer Bestandteil der Universitätsgeschichte geworden ist.⁶

Dabei kann man für die Gießener Universitätsgeschichte eine Tendenz feststellen, die sich auch in der allgemeinen Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren deutlich abgezeichnet hat. Die Geschichte des Dritten Reiches, die seit Jahrzehnten ein Schwerpunkt der historischen Forschung gewesen ist, wird zunehmend historisiert und kontextualisiert, beispielsweise, indem man den Bogen über 1945

hinaus in die Geschichte der Bundesrepublik schlägt, um Kontinuitäten und Brüche deutlicher konturieren zu können. Die starke Konzentration auf die Geschichte des Nationalsozialismus hat nicht zuletzt auch zu einer gewissen Isolierung dieser zwölf Jahre geführt, mit dem ungewollten Nebeneffekt, dass sich diese Vergangenheit dann auch leichter entsorgen ließ. Insofern ist es nur konsequent gewesen, wenn sich die Ausstellung, die sich der „zweiten Gründung“ der Universität widmet, den Bogen von 1933 bis in die 1970er Jahre schlägt. So lassen sich auch die Kontinuitätslinien von der zunehmend prekären Situation der Universität im Dritten Reich über das vergebliche Ringen um den Fortbestand 1945/46 und den mühsamen, aber stetigen Weg über die Justus-Liebig-Hochschule bis hin zum wiedererreichten Status einer Universität – und dann auch einer „Volluniversität“ mit vier klassischen Fakultäten – unter Verwendung zahlreicher neuer Dokumente detailliert nachvollziehen. Der Ausblick im wissenschaftlichen Begleitband auf die 60er Jahre und namentlich die Ein- und Auswirkungen der 68er Studentenrevolte auf Gießen lässt dabei schon erahnen, wo die nächste größere Baustelle universitätsgeschichtlicher Forschungen aufgetan wird. Die unter den Schlagwörtern „Studentenrevolte“ oder „die 68er“ verhandelten Auseinandersetzungen haben die Universität Gießen tief geprägt, auch nachhaltig verunsichert, und sicherlich bis in die jüngste Gegenwart nachgewirkt. Mittlerweile ist aber auch hier „die Zeit reif“, verschafft die wachsende zeitliche Distanz den entsprechenden Freiraum für eine historische Aufarbeitung.

Damit wäre auch schon ein möglicher Forschungsschwerpunkt für Historiker im Zeichen eines nächsten Jubiläums an der Justus-Liebig-Universität aufgezeigt. Es würde jedenfalls an das anknüpfen, was sich als grundlegender Eindruck aus den Publikationen zum Jubiläum von 2007 herausdestillieren ließe: dass die im Kontext des Jubiläums intensiviertere Beschäftigung mit der Geschichte der Justus-Liebig-Universität keine selbstgenügsame akademische Nabelschau für Eingeweihte ist, sondern ein spannendes *work in progress*.

Anmerkungen:

- ¹ Carsten Lind, „Es wird höflichst gebeten, Reden erst nach dem 3. Gang zu halten“. Die Gießener Universitätsjubiläen, in: Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk (Hrsg.), Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, Frankfurt 2007, S. 298–303.
- ² Ebd., S. 300.
- ³ Ebd., S. 301f.
- ⁴ Christa-Irene Nees, August Wilhelm Crome (1753–1833). Ein umstrittener Universitätslehrer an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert, Diss. masch. Gießen 2010.
- ⁵ Heide Wunder, „Die Professorin“ und die Professorentöchter – Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Professorestandes in der Frühen Neuzeit, in: Horst Carl/Friedrich Lenger (Hrsg.), Universalität in der Provinz ..., Darmstadt 2009, S. 233–269.
- ⁶ Vgl. Klaus Fritzsche, Die Gießener Universität in der NS-Zeit. Bedingungen und Probleme des Erinnerns und Gedenkens, in: Panorama 400 Jahre Universität Gießen, S. 284–291.

Literatur zum Universitätsjubiläum (in Auswahl):

- Horst Carl/Eva Marie Felschow/Jürgen Reulecke/Volker Roelcke/Corina Sargk (Hrsg.), Panorama 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, Frankfurt 2007.
- Horst Carl/Friedrich Lenger (Hrsg.), Universalität in der Provinz. Die vormoderne Landesuniversität Gießen zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelehrten Lebenswelten. Tagung anlässlich des 400-jährigen Jubiläums der Justus-Liebig-Universität Gießen am 8./9. Juni 2007, Darmstadt 2009.
- Peter Chroust, Die bürokratische Verfolgung. Doktorgradentziehungen an der Universität Gießen 1933–1945 im Kontext der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik, Gießen 2006.
- Eva-Marie Felschow/Carsten Lind, „Ein hochnutz, nötig und christlich Werck.“ Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren. Ausstellungsband der Justus-Liebig-Universität zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen 2007.
- Eva-Marie Felschow/Carsten Lind/Neill Busse, Krieg, Krise, Konsolidierung. Die „zweite Gründung“ der Universität Gießen nach 1945, Gießen 2008.
- Walter Gropp/Martin Lipp/Heinhard Steiger (Hrsg.), Rechtswissenschaft im Wandel. Festschrift des Fachbereichs Rechtswissenschaft zum 400-jährigen Gründungsjubiläum der Justus-Liebig-Universität Gießen, Tübingen 2007.
- Irmgard Hort/Peter Reuter (Hrsg.), Aus mageren und aus ertragreichen Jahren: Streifzug durch die Universitätsbibliothek Gießen und ihre Bestände, Gießen 2007.
- Jörg-Peter Jatho/Gerd Simon, Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen 2008.
- Ulrike Enke/Sigrid Oehler-Klein, Professoren – Patienten – Studenten. Die medizinische Fakultät der Universität Gießen seit 1607. Ausstellungsband des Fachbereichs Medizin der Justus-Liebig-Universität zum 400-jährigen Jubiläum, Gießen 2007.

Ulrike Enke (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen. Institutionen, Akteure und Ereignisse von der Gründung 1607 bis ins 20. Jahrhundert, Stuttgart 2007.

Sigrid Oehler-Klein (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit: Personen und Institutionen, Umbrüche und Kontinuitäten, Stuttgart 2007.

Sigrid Oehler-Klein/Volker Roelcke (Hrsg.), Vergangenheitspolitik in der universitären Medizin nach 1945.

Institutionelle und individuelle Strategien im Umgang mit dem Nationalsozialismus. Unter Mitarbeit von Kornelia Grundmann und Sabine Schleiermacher, Stuttgart 2007.

Jürgen Reulecke, Volker Roelcke (Hrsg.), Wissenschaften im 20. Jahrhundert. Universitäten in der modernen Wissenschaftsgesellschaft, Stuttgart 2008.

Volker Roelcke (Hrsg.), Die Medizinische Fakultät der Universität Gießen von der Wiedergründung 1957 bis zur Gegenwart, Frankfurt 2007.

LEHMANNNS

FACHBUCHHANDLUNG

Frankfurter Str. 42
35392 Gießen
Tel.: 06 41 / 9 75 96 - 0
Fax: 06 41 / 9 75 96 - 20

- ➔ Sie erhalten Ihre Bücher innerhalb Deutschlands Porto- und Versandkostenfrei.
- ➔ Gerne bestellen wir Ihnen Bücher aus anderen Fachgebieten.
- ➔ Wir bestellen Ihnen auch ausländische Literatur. Die Lieferzeiten betragen ca. 3 Wochen.
- ➔ Mit unserer Lehmanns Kreditkarte können Sie bargeldlos bei uns einkaufen.
- ➔ Wir beliefern Sie unverbindlich zur Ansicht.

24 Stunden erreichbar unter:
www.LOB.de • E-mail: gi@lehmanns.de





Wie Ihr Geld weniger wird,
wissen Sie selbst.
Wie es mehr wird, erfahren Sie bei uns.



Sie suchen noch das Passende, um effektiv ein Vermögen aufzubauen? Dann lassen Sie sich von uns ein maßgeschneidertes Spar- und Anlagepaket zusammenstellen. Unsere erfahrenen Anlageberater finden garantiert das Richtige für sie und ihn. Mehr Informationen in einer unserer Filialen oder unter www.sparkasse-giessen.de. **Wenn's um Geld geht – Sparkasse.**



Peter Gruhne

Otto Eger: „Herzenguter Mensch“, Mitläufer oder „Nazi“?

Zur Kontroverse um den Gießener Juristen

Den „lauteren und unbestechlichen Charakter“ Otto Egers lobt Max Kaser in seinem Nachruf und bezeichnet den am 11. April 1949 verstorbenen Gießener Juristen als „warmfühlenden und herzenguten Menschen“.¹ Auch Friedrich Weber bestätigt in seinem Nekrolog dieses Urteil und spricht im Hinblick auf seinen ehemaligen Lehrer Eger von der „Lauterkeit seiner Persönlichkeit“.²

Der „treueste der Treuen“, wie Karl Engisch den Gießener Ordinarius noch 1957 aus Anlass der 350-Jahr-Feier der Universität nennt³, weil er über 30 Jahre – von 1918 bis zu seinem Tod 1949 – in Gießen wirkte, wird 25 Jahre später im Umfeld der 375-Jahr-Feier noch einmal von Max Kaser positiv bewertet: Der Jurist, der von 1929 bis 1932 seine Assistenten- und Dozentenjahre an der Gießener Universität verbrachte, charakterisiert 1982 seinen „väterlichen Freund“ Eger als einen Menschen, der sich „allgemeine Achtung, Liebe und Dankbarkeit“ erworben habe. „Otto Eger“, schreibt Kaser, „[...] war in den Zwanzigerjahren und zu Anfang der Dreißigerjahre eine der profiliertesten Persönlichkeiten der hessischen Landesuniversität“.⁴

Der „weißgewaschene“ Studentenvater?

Noch im selben Jahr, 1982, begann der Wind jedoch schon aus einer anderen Richtung zu wehen: Mit der Publikation „Frontabschnitt Hochschule“ wurde an der Gießener Universität die schon lange ausstehende Grundlagenarbeit zu den bislang eher vernachlässigten zwölf Jahren zwischen 1933 und 1945 angeschoben.

Im weiteren Verlauf dieser Auseinandersetzung geriet ab 1989 auch der Jurist Otto Eger in den Fokus der Untersuchungen. Dies überrascht schon aufgrund der herausgehobenen Stellung

Egers nicht: Er war während seiner über 30 Jahre währenden Gießener Hochschultätigkeit zwei Mal Rektor der Landesuniversität, über viele Jahre hinweg Vorsitzender der Gießener Hochschulgesellschaft, stellvertretender Vorsitzender der mit der Gießener Universität eng verbundenen William-G.-Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim und spielte darüber hinaus in weiteren universitären Ämtern und Organisationen sowie in zahlreichen Vereinen und Institutionen Gießens eine wichtige Rolle für das Geistesleben der Stadt. Außerdem war er wegen seines Einsatzes für die nach dem Ersten Weltkrieg notleidenden Studenten und als Initiator der „Gießener Studentenhilfe“ über Jahrzehnte hinweg und über seinen Tod hinaus als „Studentenvater“⁵ stadtbekannt. Nicht zuletzt ist sein Name noch heute vielen Gießenern durch das nach ihm benannte „Otto-Eger-Heim“ des aus der „Studentenhilfe“ hervorgegangenen Studentenwerks geläufig. Nach dem Krieg wurde er zum Sonderbeauftragten der hessischen Landesregierung für die Überführung der Universität in eine Hochschule ernannt und hat damit kurz vor dem Ende seines Lebens noch einmal eine bedeutende Position besetzt.

Auf das Bild vom „herzenguten Menschen“, der sich durch seinen „lauteren und unbestechlichen Charakter“ auszeichne, folgte 40 Jahre später die kritische Auseinandersetzung mit dieser Leitfigur der Universität. Ausgangspunkt für die öffentlich geführte Diskussion war die alljährlich am Totensonntag im November stattfindende Kranzniederlegung am Grab von Otto Eger auf dem Gießener Alten Friedhof: Am 1. Dezember 1989 berichtete der Gießener Anzeiger darüber, dass sich der damalige AStA-Vorsitzende Frank Sygusch beim Präsidenten der Universität, Heinz Bauer, mit „Bestürzung und Entsetzen“ über die Kranzniederlegung

„im Auftrag des Studentenwerks“ beschwert und darauf verwiesen habe, dass Eger „einer der umstrittenen politischen Amtsträger der NS-Universitäts-Administration“ gewesen sei. Sygusch forderte zudem die Umbenennung des Otto-Eger-Heimes.⁶

Auf diesen Artikel reagierte Jörg-Peter Jatho unterstützend mit einem Leserbrief, der am 5. Dezember 1989 im Gießener Anzeiger erschien. Der 1945 von der Universität „weißgewaschene“ Eger sei, so Jatho, unter anderem die „Hauptstütze der mörderischen Freikorps-Organisation Escherich in Hessen“ gewesen.⁷ Am 20. Januar 1990 berichtete dann die Gießener Allgemeine, dass sowohl im Studentenparlament als auch im Konvent über Otto Eger gesprochen werden sollte, und wieder ging es auch um die Umbenennung des Otto-Eger-Heimes. Die Zeitung zitierte Frank Sygusch, der durch eigene Recherchen herausgefunden haben wollte, dass Eger „durch die Betreuung von wissenschaftlichen Arbeiten, in Stellungnahmen und Gutachten, in den 30er und 40er



Abb. 1: Otto Eger, Porträt von 1919 (Abbildungsnachweis: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv der Justus-Liebig-Universität Gießen)

Jahren nationasozialistische [sic], völkische, rassistische und antisemitische Denkfiguren gefördert“ habe.⁸

Dem entgegen stand die offizielle, vom Präsidenten Bauer zum Ausdruck gebrachte Haltung der Universität: „Insgesamt seien“, zitierte die Gießener Allgemeine den Präsidenten in indirekter Rede, „spezifische nationalsozialistische Verfehlungen nicht ersichtlich; dagegen sei das jahrzehntelange hervorragende Engagement Egers für die Studenten unbestritten wie auch seine Verdienste um die Universität nach dem Zweiten Weltkrieg“.⁹

Damit waren beide Positionen besetzt, und eine Annäherung hat in den vergangenen zwanzig Jahren nicht stattgefunden. Im Gegenteil: Vor allen Dingen Jörg-Peter Jatho und Bruno W. Reimann haben mit ihren Publikationen den kritischen Diskussionen um Otto Eger immer wieder neue Nahrung verschafft.¹⁰

Die vorliegende chronologisch aufgebaute Schrift, bei der es sich um die deutlich gekürzte und leicht veränderte Fassung eines umfangreichen Aufsatzes handelt, der im Jahresband der Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 2008 erschien¹¹, geht vom gegenwärtigen Stand der Literatur zu Otto Eger aus und beabsichtigt, mit einem – bisher zwar ansatzweise erfolgten, aber häufig nicht zufriedenstellenden – Quellenstudium auf Versäumtes hinzuweisen. Dies geschieht in der Hoffnung, den nicht abreißenden Diskussionen eine sachliche Basis vorzustellen und Eger im Kontext seiner Zeit mit historischer Methodik neu bewerten zu können. Hinzu kommt erstmals eine Auseinandersetzung mit Otto Egers Wirken für die Bad Nauheimer William-G.-Kerckhoff-Stiftung.

Eger: ein Komplize von „Mordbuben“?

Ernst Ludwig Theodor Otto Eger wurde am 19. Oktober 1877 als jüngster Sohn des Sprachwissenschaftlers Gustav Eger in Darmstadt geboren. Er wuchs in der großherzoglichen Residenzstadt auf und begann zum Wintersemester 1895/96 Rechtswissenschaften in Göttingen zu studieren. Im Sommersemester 1896 wechselte er an die hessische Landesuniversität nach

Gießen und beendete dort auch – nach einer kurzen Unterbrechung in Berlin (Sommersemester 1897) – am 10. Juli 1900 mit der Promotion bei Alexander Leist sein Studium. Von 1903 bis 1908 war er Assistent¹² an der Gießener Ludoviciana. 1909 habilitierte er sich bei Ludwig Mitteis in Leipzig und ging im Frühjahr 1910 als Ordinarius nach Basel. Dort wurde er zu Beginn des Jahres 1914 Rektor der Universität. Ein halbes Jahr später zog er in den Ersten Weltkrieg, wurde 1916 verwundet, kehrte nach Basel zurück und nahm seine Lehrtätigkeit wieder auf. Der Krieg hatte ihn tief geprägt und zudem zu gesundheitlichen Beeinträchtigungen geführt, mit denen er sich Zeit seines Lebens auseinandersetzen hatte. Am 14. September 1917 erhielt er einen Ruf an die Großherzoglich Hessische Landesuniversität Gießen, dem er mit Wirkung vom 1. April 1918 folgte.¹³ Rasch wurde er in Gießen zum Mentor der aus dem Krieg heimgekehrten notleidenden Studenten. Er engagierte sich nicht nur bei der „Studentenhilfe“, sondern auch, als sich – wie überall im Land – Freikorps und studentische Zeitfreiwilligenverbände bildeten: Eger wurde Führer des Gießener Freiwilligenverbandes. An der Nachbaruniversität entstand das Studentenkorps Marburg (StuKoMa), das traurige Berühmtheit erlangte, weil es im Frühjahr 1920 in die sogenannten Arbeitermorde von Mechterstädt in Thüringen verwickelt war. Am 25. März wurden dort 15 festgenommene Arbeiter von den Studenten „auf der Flucht“ erschossen. Der Tathergang erscheint mehr als dubios, und die Vermutung, die Gefangenen seien als Akt der Willkür einfach liquidiert worden, führte schließlich zur Anklage gegen 14 Mitglieder des StuKoMa. Der Prozess endete, auch in zweiter Instanz, mit einem Freispruch, der allerdings viele Fragen offen ließ.¹⁴ Aufgrund ihrer Verbindungen zu den Marburgern gerieten auch die Gießener Studenten rasch und noch vor der gerichtlichen Auseinandersetzung in die Kritik. Daraufhin wandte sich Otto Eger mit der Bitte um Unterstützung an den Rektor der Marburger Universität. Hier setzt Bruno W. Reimann an und schreibt: „[...] vor aller gerichtlichen Verhandlung stellte sich Eger hinter das StuKoMa. In einem Schreiben



Abb. 2: Otto Eger vor seinem Haus in Gießen, Wilhelmstraße 24, ca. 1930 (Abbildungsnachweis: Bildarchiv von Universitätsbibliothek und -archiv der Justus-Liebig-Universität Gießen)

an den Rektor der Universität Marburg wies er darauf hin, daß das Corps ‚Gegenstand zahlreicher Verdächtigungen geworden‘ sei. Dabei seien, so Eger, bei den ‚Anfeindungen auch die ja zweifellos falschen Berichte über die angebliche Erschießung von 17 Arbeitern durch die Marburger Studenten verwertet‘ worden. Eger, der Jurist, wußte es“, so Reimann mit polemischem Unterton, „vor allen gerichtlichen Verhandlungen ganz genau: es müsse sich um ‚zweifellos falsche Berichte‘ handeln“.¹⁵ Bei Reimann ist das Corps, das „Gegenstand zahlreicher Verdächtigungen“ wurde, das StuKoMa, hinter das sich, wie er beweisen möchte, Eger gestellt haben soll. Eger spricht jedoch an dieser Stelle des Briefes nicht von den Marburgern, sondern von seinem Gießener Studentenkorps. Reimann stellt folglich einen falschen Bezug her.¹⁶ Und so lohnt sich ein Blick in die Quellen. Am 4. April 1920 schrieb Eger an den Rektor der Philipps-Universität: „Die Gießener Studentenkompagnie, die so spät

einberufen wurde, daß sie nicht mehr außerhalb Gießens verwendet werden konnte, ist der Gegenstand zahlreicher Verdächtigungen geworden. Sie beabsichtigt daher, alsbald mit einer Erklärung an die Öffentlichkeit zu treten.“ Die nun folgende Passage gibt Reimann in seinen oben zitierten Ausführungen wieder. Allerdings steigt er nach der Hälfte des Zitats mitten im Satz aus und lässt eine entscheidende Passage weg: „Da bei den Anfeindungen auch die ja zweifellos falschen Berichte über die angebliche Erschießung von 17 Arbeitern durch die Marburger Studenten verwertet werden, so wäre es sehr erwünscht,“ schreibt Eger weiter, „wenn diesen unwahren Angaben auch in der fraglichen Erklärung der Gießener Zeitfreiwilligen *aufgrund einer authentischen Mitteilung des wahren Tatbestands* entgegengetreten werden könnte.“¹⁷

Eger ging es also, wie aus den von Reimann nicht übernommenen Passagen deutlich wird, darum, Schaden von seinen *Gießener* Studenten abzuwenden und den wahren Hergang der Ereignisse zu klären. Er hätte auch nach der Vereinbarung einer taktisch sinnvollen „Sprachregelung“ fragen können, mit der die Ereignisse in einem für die Studenten möglichst positiven Sinne erschienen wären. Dass er – gerade als Jurist – vor einem gerichtlichen Verfahren und vor dem Beweis des Gegenteils von der Unschuld seiner Studenten ausging, spricht nicht gegen ihn.

Umstürzler und Republikfeinde mit einem hohen Potential an Gewaltbereitschaft fanden sich auch in der kurz nach dem Kapp-Putsch und den hier zur Diskussion stehenden Gießener Ereignissen gegründeten Organisation Escherich (OrgEsch), die vorwiegend in Bayern tätig und bemüht war, sich als Einwohnerwehr zu tarnen. In der Literatur wird immer wieder auch Otto Eger mit der Organisation in Verbindung gebracht, zuletzt 2008 von Jörg-Peter Jatho und Dr. Gerd Simon. Die Autoren schreiben: „Eger wird schon 1920 als eine ‚Hauptstütze‘ der Organisation Escherich in Hessen genannt, zusammen mit seinem Freund, Bankier Ludwig Griesbauer.“¹⁸ Eine Quelle wird nicht angegeben: Woher die Autoren ihre Information haben, wird dem Leser vorenthalten. Dass

sie überdies falsch ist, wird im Folgenden noch dargelegt.

Auch Bruno W. Reimann erwähnt die Beziehung Egers zur OrgEsch und bezieht sich in dieser Hinsicht, zuletzt 2007, auf Jatho: „Auch der Gießener Historiker Jörg-Peter Jatho verwies in einem Leserbrief auf eine Reihe gravierender Tatsachen, u. a. auf das historisch unbestreitbare Faktum von Egers Mitgliedschaft in der Freikorps-Organisation Escherich in Hessen“.¹⁹ Jathos Leserbrief „Weißgewaschen“ im Gießener Anzeiger vom 5.12.1989, auf den Reimann rekurriert, liefert in dieser Hinsicht allerdings kein „Faktum“, sondern man liest dort lapidar: „Außerdem war er eine ‚Hauptstütze‘ der mörderischen Freikorps-Organisation Escherich in Hessen“.²⁰ Und auch in seiner Publikation „Der Gießener Goethe-Bund“, zuerst 2004 erschienen, führt Jörg-Peter Jatho die OrgEsch unter den Mitgliedschaften Egers auf.²¹ Nirgendwo wird ein Beleg für diese behauptete „Tatsache“ angeführt. Auch Heiko Boumann setzt sich 1990 mit der Beziehung Egers zur OrgEsch auseinander und kommt sogar zu dem Schluss, dass die Aufstellung des Gießener Studentenkörps unter Führung von Otto Eger Ergebnis der Bemühungen der Organisation Escherich um reichsweite Ausdehnung gewesen sein soll.²² Belege hierfür werden auch in diesem Fall nicht angeführt. Den Mangel an Beweisen versucht man, so mag es scheinen, durch ein „Schneeballprinzip“ zu kompensieren, das zu einer äußerst einseitigen Darstellung führt. Im Einzelnen wird Folgendes deutlich: Im Jahr 1920 ist Eger nicht als „Hauptstütze“ der OrgEsch genannt worden, sondern im Jahr 1973, und auch nicht in einer Quelle, wie die falsche Jahresangabe 1920 nahelegen könnte, sondern in der Sekundärliteratur. Und weder 1920 in einer Quelle noch 1973 in der Sekundärliteratur sind Eger und sein „Freund Griesbauer“ gemeinsam genannt worden.

Die Behauptung, Eger sei eine „Hauptstütze“ der OrgEsch in Hessen gewesen, findet sich nach meiner Kenntnis zum ersten Mal in Horst Nußers Publikation „Konservative Wehrverbände in Bayern, Preußen und Österreich 1918–1923“ aus dem Jahr 1973. Von dort fand sie wahrscheinlich ihren Weg in die neuere Sekun-

därliteratur, ohne dass Nußers Behauptung bislang hinterfragt worden wäre. Nußer schreibt: „In der Provinz Hessen war die ORGESCH verboten, jedoch erwiesen sich die Behörden als sehr großzügig. Hier waren vor allen Dingen der Jungdeutsche Orden mit seinem Rechtsberater Trauner in Cassel und Professor Eger aus Gießen die Hauptstützen“.²³ Horst Nußer gibt als Quelle an: „Akten des Bayerischen Kriegsarchivs, Einwohnerwehren/Orgesch, B5/A 3b, Reise vom 23.–27. 8. 1920 gez. Gademann“. Hier heißt es im Wortlaut: „Durch Vermittlung Beumelburg bin ich sofort mit Professor Dr. Eger in Giessen (jurist. Fakultät [?]²⁴) und Rechtsanwalt Trauner in Cassel brieflich in Verbindung getreten, damit diese in der dortigen Presse die Rechtslage zwischen der Orgesch und den preussischen Verwaltungs-Behörden erörtern und ihre Ansichten über diese Materie mir mitteilen“.²⁵ Im weiteren Verlauf des Dokumentes kommt Otto Eger nicht mehr vor. Als „Hauptstütze“ wird er, wie Nußers Ausführungen Glauben machen, nicht einmal erwähnt. Bei Boumann wiederum wird 1990 aus der „Hauptstütze“ Eger der „Vertrauensmann“²⁶ der OrgEsch.

So wird aus einem anfänglichen „Briefkontakt“ zunächst abgeleitet, Eger sei eine „Hauptstütze“ gewesen, dann wird aus der „Hauptstütze“ der „Vertrauensmann“ und schließlich bei Reimann das „historisch unbestreitbare Faktum“ seiner Mitgliedschaft. Diese Fakten sind indes nicht vorhanden: Immer wieder werden Annahmen, Vermutungen und Interpretationen nicht als solche gekennzeichnet, und – schlimmer noch – als Tatsachen dargestellt.

Doktorvater in schwierigen Zeiten

Zu dem einseitigen Bild, das diese Autoren zeichnen, passt auch, was 1990 der damalige StuPa-Vorsitzende Frank Sygusch Eger vorwarf: er habe „durch die Betreuung von wissenschaftlichen Arbeiten, in Stellungnahmen und Gutachten, in den 30er und 40er Jahren nationalsozialistische [sic], völkische, rassistische und antisemitische Denkfiguren gefördert“.²⁷ In einem im „Asta-Info“ abgedruckten Gespräch erläutert Sygusch dies näher und bezieht sich

konkret auf den Fall einer Dissertation aus dem Jahr 1941 mit dem Titel „Eigentumsschutz im Dritten Reich“, in der es darum gehe, die Arierisierungsvorhaben der Nationalsozialisten zu legitimieren. Tatsächlich handelt es sich bei der Arbeit um eine Dissertation ganz im Sinne der nationalsozialistischen Rechtsauslegung. Doch Sygusch verschweigt entscheidende Details. Im Vorwort schreibt der Doktorand: „Vorliegende Arbeit wurde von Herrn Professor Dr. Gmelin angeregt und betreut. Leider verstarb er kurz vor Vollendung der Arbeit plötzlich und unerwartet“.²⁸ Eger übernahm den Doktoranden also nur von dem den Nationalsozialisten bekanntermaßen nahestehenden Kollegen. Er hat weder das Thema vergeben, noch die Arbeit – abgesehen von der Schlussphase – betreut.

Erwähnung finden sollen hier zwei positive Beispiele: Im März 1926 beurteilte Otto Eger die Dissertation, die Esra Hildesheimer zum Thema „Das jüdische Gesellschaftsrecht“ angefertigt hatte. In seinem Gutachten beantragte Eger die Annahme der Arbeit und urteilte abschließend: „Die Arbeit steht, was wissenschaftlichen Ernst, Umfang der Kenntnisse und Fähigkeit zu klarem Denken anlangt, erheblich über dem Durchschnitt der Dissertationen.“²⁹ Darüber hinaus zeigte sich Eger im Hinblick auf den Prüfungstermin äußerst konziliant und setzte sich für einen in den Semesterferien gelegenen Tag ein, damit der Doktorand pünktlich zum Beginn des Rabbiner-Seminars wieder in Berlin sein konnte. Und als der anberaumte Termin wegen einer akuten Erkrankung von Esra Hildesheimer noch einmal verlegt werden musste, war Eger auch hierzu bereit.³⁰

Und auch im zweiten Fall eines jüdischen Doktoranden verhielt sich Eger kaum anders: Szmuel Chononowicz reichte 1930 die Dissertation „Das Arbeitsrecht im Talmud“ ein. In seinem Gutachten sprach Eger im Vergleich zu zwei älteren Publikationen zum nämlichen Thema von einem „sehr wesentlichen Fortschritt“ und lobte die „selbständigen Ergebnisse“ der Arbeit, und sein abschließendes Urteil lautete: „Im ganzen kann die Arbeit als eine sehr sorgfältige und gründliche Bearbeitung des Themas bezeichnet werden, welche den Anforderungen, die an eine Dissertation zu stellen sind,

vollständig genügt.“³¹ Tatsächlich promoviert wurde Szmuel Chononowicz erst drei Jahre später am 3. August 1933, und damit nach der „Machtübernahme“ durch die Nationalsozialisten. Rassistische oder antijüdische Vorbehalte sind in beiden Gutachten eindeutig nicht feststellbar.

Eger hat während seiner Gießener Jahre an die 250 Dissertationen als Doktorvater betreut, davon 72 allein zwischen 1933 und 1945. Eine genauere Untersuchung dieser Arbeiten steht noch aus: Aufgrund der zu bewältigenden Quantität, der außerordentlichen Themenvielfalt und des erforderlichen Spezialwissens auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte stellt dies keine leichte Aufgabe dar, und sie kann nur im Rahmen einer eigenständigen umfangreichen Studie in Angriff genommen werden. Nur so ist zu klären, ob man Eger tatsächlich im einen oder anderen Fall Mangel an kritischer Distanz zu explizit nationalsozialistischen Rechtsauffassungen oder gar deren aktive Förderung vorwerfen kann.

Als strammer Nationalsozialist kann er auf jeden Fall noch 1939 nicht gegolten haben, denn als Rektor Kranz Eger als Dekan für die juristische Fakultät vorschlug, musste er dies vor dem Reichsstatthalter rechtfertigen: „Die Auswahl der betreffenden Professoren ist gering, da gerade unter den m. E. geeigneten Professoren sich ein grösserer Teil bei der Wehrmacht befindet und daher im Augenblick nicht zur Verfügung steht,“³² schrieb der Nationalsozialist Kranz, und fügte hinzu: „(ist vorläufig noch nicht Parteigenosse, wird sich aber m. W. in die Partei anmelden), Professor Eger hat sich nach Auskünften älterer Parteigenossen seit vielen Jahren Verdienste um die Universität erworben und besitzt zur Zeit unter den Giessener Professoren die größte Sachkenntnis.“ Offensichtlich war Eger nicht die erste Wahl, sondern nur der Ersatzkandidat.

Neun Monate später beantragte Eger seine Aufnahme in die NSDAP. Peter Chroust urteilt: „Daß der Eintritt in die Partei nach Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, nach dem Erlaß der Nürnberger Gesetze und nach der Reichspogromnacht, im relativ ‚geschützten‘ Alter von 63 Jahren und am Ende einer Karriere als

Ordinarius erfolgte, läßt dieses Verhalten eher als eine unnötige Verbeugung gegenüber dem NS-Regime erscheinen mit einer nicht zu unterschätzenden politischen Integrations- und Legitimationswirkung.“³³ Überzeugend ist diese Argumentation nicht, denn sie gibt keine Antwort auf die Frage, warum die „Verbeugung“ erst so spät erfolgte. In Egers Entnazifizierungsverfahren gibt es aber einen Hinweis auf eine mögliche Ursache.

Die William-G.-Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim

Seit 1930 war Eger stellvertretender Vorsitzender der Kerckhoff-Stiftung in Bad Nauheim. 1933 fiel ihm de facto die Leitung zu, nachdem der Vorsitzende Franz Groedel, weil er Jude war, in die Vereinigten Staaten übersiedelt war. Im Spruchkammerurteil der Stadt Gießen vom 2. 9. 1946 wird Otto Eger – unter anderem wegen seines Engagements für die renommierte Stiftung und das aus ihr 1931 hervorgegangene Herzforschungsinstitut – in die Gruppe V der Entlasteten eingereiht. Zur Begründung heißt es dort, er sei in die Partei eingetreten, „um das Institut von einem Nazivorsitzenden zu verschonen und dieses durch die Nazizeit im nichtnazistischen Sinne durchzusteuern, getreu seinem Versprechen, dass [sic] er Frau Kerckhoff gelegentlich ihres Besuches 1937 in Deutschland gegeben hat“.³⁴

Die weitere Entwicklung, wie sie den Akten des Kerckhoff-Instituts zu entnehmen ist, bestätigt Egers Einsatz für die Stiftung. Auf Dauer ließ sich jedoch die Einflussnahme durch die Politik nicht verhindern. Im Juli 1940 wurde eine schriftlich festgehaltene Vereinbarung getroffen, mit der der Einfluss der Universität Gießen – und damit seines nationalsozialistischen Rektors Kranz – auf das Institut vergrößert wurde: „In Zukunft“, heißt es dort unter Punkt 1, „soll der Dekan der Medizinischen Fakultät Giessen von allen Angelegenheiten des Kerckhoff-Instituts, soweit sie irgendwie die Belange der Universität Giessen berühren, in Kenntnis gesetzt werden, bevor sie dem Kuratorium der Kerckhoff-Stiftung vorzulegen sind“.³⁵ Außerdem mussten künftig alle Kuratoriumsmitglieder,

die auch der Universität angehören, eine einheitliche Meinung im Kuratorium vertreten. Unter Punkt 4 heißt es dann: „Kommt in der Vorbesprechung eine Einigung nicht zustande, so ist die Angelegenheit dem Rektor der Universität Giessen vorzulegen, der bindend für alle Beteiligten entscheidet.“ Damit lag faktisch – jedenfalls im Hinblick auf die Kuratoriumsmitglieder aus dem Kreis der Universität – die Entscheidungsmacht in den Händen des Rektors der Ludoviciana. Bezeichnend ist auch der letzte Absatz: „Diese Vereinbarung gilt zunächst nur für die Zeit, während Prof. Kranz Rektor der Universität und Prof. Riehm Dekan der medizinischen Fakultät sind.“ Die Vereinbarung ist auf den 5. Juli 1940 datiert: Otto Eger hat seinen Aufnahmeantrag in die NSDAP drei Tage später gestellt. Ein Zufall?

Doch der Prozess der Gleichschaltung ging noch weiter: Über zwei Jahre später, am 11. Dezember 1942, wurden Louise Kerckhoff und drei weitere Kuratoriumsmitglieder aus Los Angeles ersetzt, „da ein Verkehr mit dem feindlichen Ausland nicht möglich ist“ und sie „an der Ausübung ihrer Rechte als Kuratoriumsmitglieder verhindert sind“.³⁶ Und am 9. Januar 1943 teilte Otto Eger dem Amtsgericht Bad Nauheim mit, dass der Reichsgesundheitsführer, Staatssekretär Conti, als weiteres Mitglied für das Kuratorium „Herrn Oberregierungsrat Dr. Friedrich Maier, Berlin Reichministerium des Inneren, Medizinalabteilung, benannt“ habe.³⁷ Er wurde „an Stelle des in Amerika weilenden Professor Dr. Franz Groedel als Ersatzmitglied“ bestellt. Diese Gleichschaltung, die 1940 begann und zum Jahreswechsel 1942/43 abgeschlossen war, lässt die im Spruchkammerurteil angeführte Begründung für Egers (späten) Parteieintritt plausibel – und nicht, wie so oft, als nachträglich konstruiert – erscheinen.

Im Spruchkammerurteil von Otto Eger heißt es außerdem: „Besonders entlastend für den Betroffenen ist seine Hilfeleistung politisch Verfolgten gegenüber. So hat er im Herbst 1944 die Frau seines Kollegen Prof. Dr. Zycha, die als Nichtarierin von der Gestapo in Bonn verhaftet wurde und in einem Transport nach Norddeutschland verschickt werden sollte, in seinem Hause aufgenommen, nachdem Frau Zy-

cha dem Transport in Kassel entfliehen konnte“.³⁸ Ob Paula Zycha verschleppt, wie von ihrem Mann im Entnazifizierungsfragebogen angegeben³⁹, oder tatsächlich von Otto Eger versteckt wurde, kann wahrscheinlich nicht mehr eindeutig geklärt werden. Im Universitätsarchiv in Bonn hat sich jedoch eine aufschlussreiche Postkarte mit Gießener Poststempel erhalten, die Adolf Zycha am 25. November 1944 an das Dekanat der juristischen Fakultät der Universität Bonn schrieb: „Ich habe am vergangenen Mittw. meine Bonner Wohnung verlassen. Meine Adresse ist bis auf weiteres die obige (bei Prof. Eger). In Aussicht genommen ist meine aushilfsweise Beteiligg. am hiesigen Fakultätsbetrieb“.⁴⁰ Warum sollte sich Adolf Zycha, der von 1919 bis 1923 Professor in Gießen gewesen war, genau zu dem Zeitpunkt bei Otto Eger aufhalten, zu dem seine Frau „verschleppt“ wurde? Und warum sollte ein Mann, der nicht Parteimitglied war, der den Nationalsozialisten bekanntermaßen fern stand, und der mit einer Nichtarierin verheiratet war, sich ausgerechnet zu einem überzeugten Anhänger Hitlers nach Gießen retten, anstatt in seiner Bonner Wohnung auszuharren, bis seine verschleppte Frau zurückkehrt?⁴¹

Rettungsversuche: Der Studentenvater und die Alma Mater nach 1945

Ein halbes Jahr später war der Krieg zu Ende, und der 68-jährige Eger engagierte sich erneut für seine Universität: 1946 wurde er zum Sonderbeauftragten der Hessischen Landesregierung für die Überführung der Universität Gießen in eine Hochschule ernannt. Im Zusammenhang mit dieser Tätigkeit ist er dann in den 90er Jahren einmal mehr in die Kritik geraten. Er soll, so der Vorwurf, seine Position dazu missbraucht haben, freie Stellen für alte Nationalsozialisten freigehalten zu haben. Peter Chroust bezieht sich auf eine Beschwerde des Personalrats der Gießener Hochschulklinik beim hessischen Kultusministerium und schreibt: „Noch über zwei Jahre nach Kriegsende waren fast sämtliche Klinikleitungen unbesetzt. Wie der Betriebsratsvorsitzende Wagner vermutete, wurden diese Positi-



Abb. 3: Postkarte von Adolf Zycha an das Dekanat der juristischen Fakultät der Universität Bonn vom 25. 11. 1944 (Abbildungsnachweis: Universitätsarchiv Bonn, PA 12049 Adolf Zycha)

onen freigehalten ‚bis zur politischen Durchschleusung‘ der in Wartestellung verharrenden bisherigen Leiter, da Wiederberufungen erst nach Abschluß des Spruchkammerverfahrens erfolgen konnten“.⁴² Und weiter führt er aus: „Auf die Behinderungen durch den Sonderbeauftragten für die Überleitung der Gießener Universität in eine Hochschule, den Rechtswissenschaftler Otto Eger, wurde besonders hingewiesen“.⁴³

Ein paar Jahre später findet Chrousts Beobachtung noch einmal Eingang in Jörg-Peter Jathos Publikation über das Gießener Freitagskränzchen: „Als sich 1947 der Personalrat der Universität darüber beschwerte, daß die ns-belasteten Professoren entgegen den ausgesprochenen Intentionen der Entnazifizierung wieder in ihre Positionen einrückten, heißt es über Professor Eger: ‚Auf die Behinderungen durch den Sonderbeauftragten für die Überleitung der Gießener Universität in eine Hochschule, den

Rechtswissenschaftler Otto Eger, wurde besonders hingewiesen.“⁴⁴ Wird bei Chroust noch eine „Vermutung“ des Betriebsratsvorsitzenden Wagener (so die korrekte Schreibweise) erwähnt, so ist bei Jatho daraus bereits ein Faktum geworden, und er formuliert, „daß die ns-belasteten Professoren [...] wieder in ihre Positionen einrückten“. Steht in der Quelle tatsächlich „Auf die Behinderungen durch den Sonderbeauftragten für die Überleitung der Gießener Universität in eine Hochschule, den Rechtswissenschaftler Otto Eger, wurde besonders hingewiesen“? Das ist kaum vorstellbar. Das von Chroust und Jatho zitierte Dokument ist ein Schreiben des „Betriebsrats der klinischen Universitätsanstalten, Wagner, an Ministerium für Kultus und Unterricht, 15. 9. 1947“.⁴⁵ Die Autoren erwähnen nicht, wo es sich heute befindet und einzusehen ist. Im Bestand des Hessischen Hauptstaatsarchivs Wiesbaden haben sich Akten zu diesen Vor-

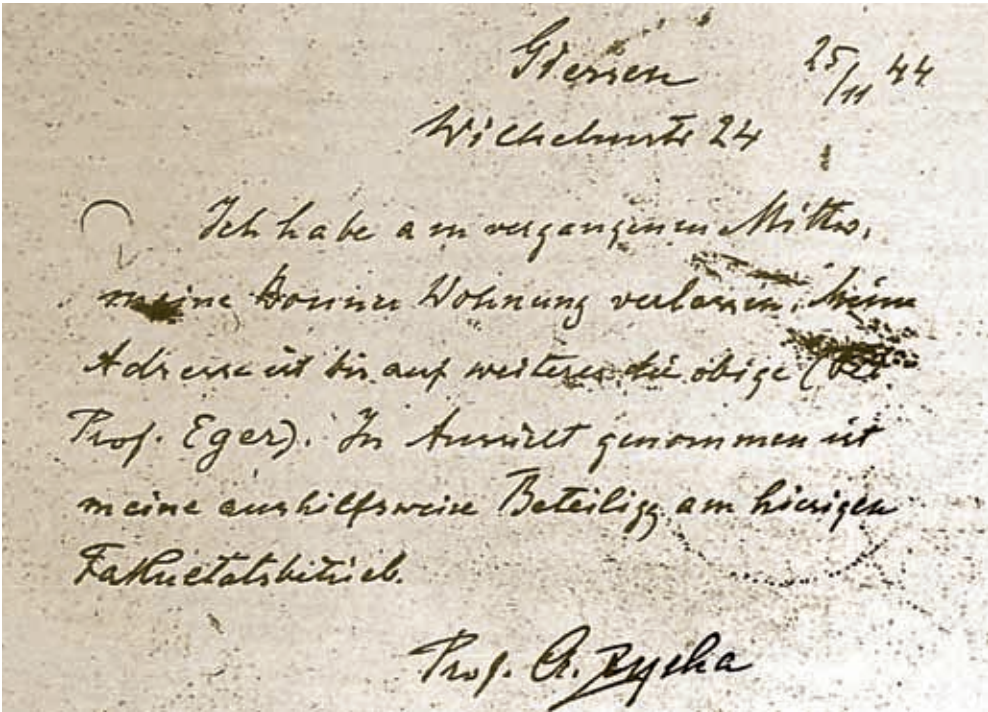


Abb. 3: Rückseite der Postkarte von Adolf Zycha mit dem handschriftlichen Wortlaut (Abbildungsnachweis: Universitätsarchiv Bonn, PA 12049 Adolf Zycha)

gängen erhalten. Das Schreiben vom 15. 9. 1947 findet sich jedoch nicht darunter.⁴⁶ Andere Schriftstücke belegen aber, dass es 1947 tatsächlich Auseinandersetzungen zwischen dem Betriebsrat der klinischen Universitäts-Anstalten und dem Sonderbeauftragten Eger gegeben hat. In einem dokumentierten Fall ging es um die Ernennung eines Mediziners zum Oberarzt an der Frauenklinik. Im Zusammenhang mit der Ernennung, so berichtet Eger am 25. 8. 1947 (also zeitlich vor dem zitierten Beschwerdebrief des Betriebsrates) an die Verwaltungsdirektion der klinischen Universitäts-Anstalten, „ergab sich die Notwendigkeit, die von ihm in politischen Fragebögen gemachten Angaben nachträglich zu überprüfen“.⁴⁷ Diese Überprüfung ergab zunächst eine zeitweilige Mitgliedschaft in der SA: „Dienstgrad: SA-Mann“. Außerdem gehörte der Überprüfte dem „NS.Ärztbund seit 1. 8. 1939“ an. Diese Angaben seien in den von dem Mediziner „vor-

gelegten gelben und weissen politischen Fragebögen vom 6. 10. 1945 und 6. 12. 1945 nicht enthalten“. Wegen des Verdachts der Fragebogenfälschung erbittet Eger eine Stellungnahme. Eine Suspendierung vom Dienst spricht er vorläufig „aus dienstlichen Gründen“ nicht aus. Sie folgt jedoch mit Schreiben vom 4. 9. 1947 an die Verwaltungsdirektion der klinischen Univ.-Anstalten: Eger suspendiert den Arzt „bis zum Eingang des angeforderten Entscheids des Ministeriums über das weitere Verfahren“.⁴⁸ Bereits am 12. 9. 1947 erhält Eger die Nachricht, dass die Landesmilitärregierung die politischen Verhältnisse des Oberarztes überprüft habe, und zu dem Schluss gekommen sei, dass „nichts Nachtteiliges“ gegen ihn vorliege: „Damit entfällt jeder Anlass zur Suspendierung [...]“.⁴⁹ Die Auseinandersetzungen um den Oberarzt waren auch noch in weiterer Hinsicht nicht ohne Brisanz: Am 20. 3. 1947 wurde dieser zum

kommissarischen Leiter der Frauenklinik ernannt, war aber gleichzeitig, darauf weist Eger in einem Schreiben an den Verwaltungsdirektor der Kliniken am 28. 10. 1947 hin⁵⁰, Mitglied des Betriebsrates. Aus diesem Grund wurde diese Betriebsvertretung, wie Eger weiter ausführt, vom Ministerium nicht anerkannt, die Betriebsratswahl war zu wiederholen. Die Auseinandersetzungen nahmen schließlich zu und entzündeten sich an der Frage, ob ein kommissarischer Leiter über die uneingeschränkten Befugnisse eines Direktors, auch in personellen Angelegenheiten, verfüge. Eger bejahte dies und schlussfolgerte: „Demnach verstößt die Kandidatur wie die Zugehörigkeit [...] zum Betriebsrat der klinischen Anstalten gegen Sinn und Zweck des Artikels 37 der Verfassung des Landes Hessen und gegen die Bestimmungen des Gesetzes Nr. 22 des alliierten Kontrollrates vom 10. 4. 1946“.⁵¹ Der Betriebsratsvorsitzende Wagener könnte also allen Grund gehabt haben, Eger zu diskreditieren, obwohl (oder weil) dieser sich, wie die Aktenlage zeigt, absolut korrekt und insgesamt tadellos verhalten hatte: Peter Chroust und Jörg-Peter Jathos Darstellung vermittelt ein ebenso einseitiges wie falsches Bild.

Fazit und Ausblick

Otto Eger hat nicht, wie sein berühmter Gießener Kollege, der Theologe Gustav Krüger, all seine öffentlichen Verpflichtungen aufgegeben. Er hat sich arrangiert und ist Kompromisse eingegangen. Er ist nicht aus seinem weitverzweigten Netzwerk ausgestiegen und hat weiterhin universitäre und öffentliche Ämter bekleidet. Das mag ihm vorhalten, wer immer sich dazu berufen fühlt. Die bislang zusammengetragenen Fakten reichen indes nicht für eine öffentliche Verurteilung; für eine differenzierte Beurteilung im historischen Kontext mögen sie in der hier vorliegenden und punktuell ergänzten Fassung eine erste Basis darstellen.⁵²

Anmerkungen:

- ¹ Kaser, 1949, S. 103.
- ² Weber, 1950, S. 623.
- ³ Engisch, 1957, S. 24.

- ⁴ Vgl. Kaser, 1982, S. 188.
- ⁵ Vgl. u.a. Gießener Anzeiger vom 18. 10. 1937 „Prof. Dr. Eger 60 Jahre alt“: „[...] wurde Professor Eger schon bald nach dem Beginn seiner sozialen Fürsorgetätigkeit von den Studenten der Ehrentitel ‚Studentenvater‘ gegeben [...]“.
- ⁶ Gießener Anzeiger vom 1. 12. 1989.
- ⁷ Jatho, Jörg-Peter: „Weißgewaschen“, Leserbrief im Gießener Anzeiger, 5. 12. 1989.
- ⁸ Zitiert nach dem Artikel: „Studenten auf den Spuren Otto Egers. Weiteres Kapitel zur ‚Aufarbeitung‘ der JLU-Geschichte? – Thema in StuPa und Konvent“, in: Gießener Allgemeine vom 20. 1. 1990.
- ⁹ Gießener Allgemeine vom 20. 1. 1990.
- ¹⁰ Jatho/Simon 2008, Jatho, 1995, und: Jatho, 2005, sowie: Reimann 2007, Reimann/Albach/Boumann/Fieberg/Meinl, 1990, Reimann/Boumann/Meinl/Metz, 1994 (exakte Angaben im Literaturverzeichnis).
- ¹¹ Peter Gruhne: Otto Eger: „Herzenguter Mensch“, Mitläufer oder „Nazi“?, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, Bd. 93, 2008, S. 267–328.
- ¹² Vgl.: Universitätsarchiv Gießen, PrA, Personalakte Eger.
- ¹³ Vgl. Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt, Beilage Nr. 8, vom 8. Mai 1918, S. 85.
- ¹⁴ Vgl. hierzu z. B.: Rosenwald, 2002.
- ¹⁵ Reimann, 2007, S. 59.
- ¹⁶ Den falschen Bezug hat Reimann inzwischen korrigiert, vgl. <http://www.bruno-w-reimann.de>
- ¹⁷ Brief Otto Egers vom 4. April 1920 an den Rektor der Universität Marburg, Universitätsarchiv Marburg, 305a, Nr. 77 (Microfiche). Die Hervorhebungen vom Autor.
- ¹⁸ Jatho/Simon, 2008, S. 84.
- ¹⁹ Reimann, 2007, S. 60.
- ²⁰ Jatho, Jörg-Peter: „Weißgewaschen“, Leserbrief im Gießener Anzeiger, 5. 12. 1989.
- ²¹ Jatho, 2005, S. 229.
- ²² Boumann, 1990, S. 27–59.
- ²³ Nußer, 1973, S. 184.
- ²⁴ Im maschinenschriftlichen Original nicht eindeutig zu entziffern.
- ²⁵ Bayerisches Hauptstaatsarchiv München/Bayerisches Kriegsarchiv, Einwohnerwehren/Organisation Escherich, Bd. 5/A 3b (Blatt 79).
- ²⁶ Boumann, 1990, S. 42.
- ²⁷ Zitiert nach dem Artikel: „Studenten auf den Spuren Otto Egers...“, in: Gießener Allgemeine vom 20. Januar 1990.
- ²⁸ Die Promotionsakten im Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 915 (die maschinenschriftliche Dissertation in der Universitätsbibliothek).
- ²⁹ Die Zitate von Egers „Bericht über die Dissertation des cand. iur. Esra Hildesheimer“ vom 25. März 1926 im Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 637.
- ³⁰ Vgl. Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 637.
- ³¹ Universitätsarchiv Gießen, Jur Prom 704.
- ³² Schreiben des Rektors der Ludwigs-Universität Heinrich Wilhelm Kranz an den Reichsstatthalter in Hessen vom 19. 10. 1939, Universitätsarchiv Gießen, PrA Nr. 98. daraus auch die folgenden Zitate. Für den Hinweis danke ich Eva-Marie Felschow.

- ³³ Chroust, 1994, S. 296f. Im Spruchkammerurteil, Universitätsarchiv Gießen, PrA 2159 und im Entnazifizierungsfragebogen von Otto Eger, Universitätsarchiv Gießen, wird der Parteieintritt mit 1941 angegeben, wahrscheinlich weil die Mitgliedskarte am 1. September 1941 ausgestellt worden war. Tatsächlich beantragte Eger die Aufnahme mit Datum vom 8. Juli 1940, wirksam wurde die Aufnahme am 1. Oktober desselben Jahres, vgl. Bundesarchiv Berlin (ehemals Berlin Document Center), NSDAP-Zentralkartei. Zum Thema auch: Jatho, 1995, S. 188, der Chroust zitiert.
- ³⁴ Universitätsarchiv Gießen, PrA 2159.
- ³⁵ Vereinbarung vom 5. Juli 1940, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 104, die weiteren Zitate aus diesem Dokument.
- ³⁶ Abschrift eines Beschlusses vom 11. Dezember 1942, Aktenzeichen II 8/42, Amtsgericht Bad Nauheim, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 124.
- ³⁷ Schreiben von Otto Eger an das Amtsgericht Bad Nauheim vom 9. 1. 1943, Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung, Nr. 124.
- ³⁸ Universitätsarchiv Gießen, PrA 2159.
- ³⁹ Entnazifizierungsfragebogen vom 1. Juni 1946, Universitätsarchiv Bonn, PA 12049 (Adolf Zycha).
- ⁴⁰ Universitätsarchiv Bonn, PA 12049 (Adolf Zycha).
- ⁴¹ Jörg-Peter Jatho und Gerd Simon weisen im Hinblick auf Otto Egers Schwiegersohn, den Historiker Rudolf Stadelmann, auf Kontakte hin, die die Familie Stadelmann zu ungarischen Juden während des 2. Weltkriegs hatte, und kommentieren dies: „Ein überzeugter Nationalsozialist hätte wohl kaum eine Beziehung zum ‚verachteten‘ jüdischen Volk während des Krieges aufgebaut (vgl. Jatho/Simon, S. 216). Auffällig ist ganz grundsätzlich, dass die Autoren mit Rudolf Stadelmann sensibler umgehen als mit Otto Eger und auch zu einem moderateren Urteil finden.“
- ⁴² Chroust, 1994, S. 322.
- ⁴³ Chroust, 1994, S. 322.
- ⁴⁴ Jatho, 1995, S. 188 f.
- ⁴⁵ Chroust, 1994, S. 488, Anm. 261, siehe auch: Jatho, 1995, S. 189, Anm. 440.
- ⁴⁶ Es handelt sich um den Aktenbestand Abt. 504, 1078. Im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden.
- ⁴⁷ Der Sonderbeauftragte an die Verwaltungsdirektion der klinischen Universitäts-Anstalten Giessen, Brief vom 25. 8. 1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078, die folgenden Zitate aus diesem Schreiben.
- ⁴⁸ Schreiben des Sonderbeauftragten an die Verwaltungsdirektion der klinischen Univ.-Anstalten vom 4. 9. 1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078.
- ⁴⁹ Schreiben an den Sonderbeauftragten Eger vom 12. 9. 1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078.
- ⁵⁰ Schreiben des Sonderbeauftragten an den Verwaltungsdirektor der klinischen Anstalten vom 28. 10. 1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078.
- ⁵¹ Schreiben des Sonderbeauftragten an das Ministerium für Kultus und Unterricht in Wiesbaden vom 22. 11. 1947, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, Abt. 504, 1078.

- ⁵² Mehr als eine Anmerkung: Mein Dank geht an die Leiterin des Universitätsarchivs Gießen, Dr. Eva-Marie Felschow, und an Torsten Dette, der mich auch im Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung unterstützte. Für die freundliche Genehmigung, das Archiv der Stiftung konsultieren zu dürfen, danke ich dem Vorstand der William-G.-Kerckhoff-Stiftung und ihrem damaligen Vorsitzenden Prof. Dr. Wolfgang Koenig. An Barbara Zimmermann vom Bildarchiv der Universität Gießen geht mein Dank für die Bereitstellung der Fotografien von Otto Eger.

Ungedruckte Quellen:

- Archiv der William-G.-Kerckhoff-Stiftung: Nr. 1, 104, 124, 185, 724, 726.
- Bayerisches Hauptstaatsarchiv München/Bayerisches Kriegsarchiv: Einwohnerwehren/Organisation Escherich, Bd. 5/A 3b (Blatt 79).
- Bundesarchiv Berlin (ehem. BDC), NSDAP-Zentralkartei (Otto Eger).
- Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden: Abt. 504, 1078.
- Universitätsarchiv Bonn: PA 12049 (Adolf Zycha).
- Universitätsarchiv Gießen: Jur Prom 637; 704, 915; PrA 98; 581; 703; 2056; 2159; Personalakte Eger.
- Universitätsarchiv Marburg: 305a, Nr. 77.

Literatur:

- Boumann, Heiko: Zur Entwicklung des Antisemitismus und der rechtsradikalen Gruppen in der Gießener Region 1890 bis 1933, in: Reimann, Bruno W., Angelika Altbach, Heiko Boumann, Ralf Fieberg, Susanne Meil: Antisemitismus und Nationalsozialismus in der Gießener Region. Katalog auf der Basis der Ausstellung, Materialien zur sozialen und politischen Geschichte, Bd. 2, Gießen 1990 (Privatdruck), S. 27–59.
- Chroust, Peter: Gießener Universität und Faschismus. Studenten und Hochschullehrer 1918–1945 (zugl. Univ. Gießen, Diss. 1993), Münster, New York 1994.
- Corps Teutonia zu Gießen 1839–1935, Gießen [1939].
- Engisch, Karl: Gießener Juristen der letzten 100 Jahre, in: Ludwigs-Universität. Justus-Liebig-Hochschule 1607–1957. Festschrift zur 350-Jahr-Feier, Gießen 1957, S.17–30.
- Frontabschnitt Hochschule. Die Gießener Universität im Nationalsozialismus. Mit Beiträgen von Hans-Jürgen Böhles, Peter Chroust, Ralf Fieberg, Udo Jordan, Ernst Meredig, Wolfgang Pusch, Brigitte Reifenrath, Bruno W. Reimann, Christine Schröder, Gießen 1982.
- Geschichte des Corps Hattia Gießen zu Mainz 1815–1965, Gießen (Selbstverlag der Alten Herren) 1965.
- Gießener Allgemeine: 20. 1. 1990 „Studenten auf den Spuren Otto Egers. Weiteres Kapitel zur ‚Aufarbeitung‘ der JLU-Geschichte? – Thema in StuPa und Konvent“.
- Gießener Anzeiger: 11. 6. 1923.
- Gießener Anzeiger: 18. 10. 1937 „Prof. Dr. Eger 60 Jahre alt“.
- Gießener Anzeiger: 1. 12. 1989 „Kranz für Grab Otto Egers: Uni verspricht Überprüfung“.

- Gießener Anzeiger: 5. 12. 1989 „Weißgewaschen“ (Jörg-Peter Jatho).
- Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt, Beilage Nr. 8, vom 8. Mai 1918, S. 85.
- Jatho, Jörg-Peter, Dr. Gerd Simon: Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen (Focus Verlag) 2008.
- Jatho, Jörg-Peter: „Weißgewaschen“, Leserbrief im Gießener Anzeiger, 5. 12. 1989.
- Jatho, Jörg-Peter: Das Gießener „Freitagskränzchen“. Dokumente zum Mißlingen einer Geschichtslegende – zugleich ein Beispiel für Entsorgung des Nationalsozialismus, Fulda 1995.
- Jatho, Jörg-Peter: Der Gießener Goethe-Bund. Eine Bestandsaufnahme zum öffentlichen Literaturbetrieb in Weimarer Republik und NS-Zeit, Gießen 22005 (Ersauflage: 2004).
- Kaser, Max: Otto Eger. (1877–1949)/Jurist, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Hans Georg Gundel, Peter Moraw, Volker Press, Hgg., 1. Teil (= Veröffentlichungen der Hist. Kommission für Hessen in Verbindung mit der Justus-Liebig-Universität Gießen, Bd. 35, Lebensbilder aus Hessen, 2. Bde.), Marburg 1982, 2. Bd., S. 188–195.
- Kaser, Max: Otto Eger †, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft, Bd. 18, 1949, S. 94–103.
- Meinl, Susanne: Ein konservativer Revolutionär in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“ – Eine politisch-biographische Skizze des Friedrich Wilhelm Heinz 1918 bis 1945. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des Magistergrades im Fachbereich Geschichtswissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen, 7. März 1990 (unpublizierte Arbeit).
- Nußler, Horst: Konservative Wehrverbände in Bayern, Preußen und Österreich 1918–1923 mit einer Biographie von Forstrat Georg Escherich 1870–1941, München 1973.
- Panorama. 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. im Auftrag des Präsidenten der Justus-Liebig-Universität von Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Corinna Sargk, Frankfurt 2007.
- Reimann, Bruno W., Angelika Albach, Heiko Boumann, Ralf Fieberg, Susanne Meinl: Antisemitismus und Nationalsozialismus in der Gießener Region. Katalog auf der Basis der Ausstellung, Materialien zur sozialen und politischen Geschichte, Bd. 2, Gießen 1990 (Privatdruck).
- Reimann, Bruno W., Heiko Boumann, Susanne Meinl, Bettina Metz: Zur Vorgeschichte, Entwicklung und Durchsetzung der nationalsozialistischen Bewegung, Ideologie und Organisation in Gießen 1918–1933 (Institut für Soziologie. Materialien und Analysen zur sozialen und politischen Geschichte Gießens, hg. von Reimann, Bruno W., Bd. 1/Teil 1, Gießen 1994).
- Reimann, Bruno W.: Avantgarden des Faschismus. Studentenschaft und schlagende Verbindungen an der Universität Gießen 1918–1937. Analyse (= Materialien und Analysen zur politischen Geschichte Gießens), Frankfurt am Main 2007.
- Reimann, Bruno W.: Homepage <http://www.bruno-w-reimann.de>
- Rosenwald, Walter: Das Studentencorps Marburg 1920 im Kapp-Lüttwitz-Putsch und in Thüringen und die Rolle des Corps Hasso-Nassovia, in: Nassauische Annalen. Jahrbuch des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung, Bd. 113, 2002, S. 421–434.
- Sievers, Hermann: Das Corps im Kampf gegen die inneren Feinde, in: Corps Teutonia..., S. 125–142.
- Sygyusch, Frank, in: Universität und Nationalsozialismus. Ein Gespräch mit dem Präsidenten des StudentInnenparlaments Frank Sygyusch über die öffentlichen Präsentationsformen von Geschichte und das soziale Gedächtnis an der Universität Gießen, in: Asta-Info Nr. 3, 7. 2. 1990.
- Weber, Friedrich: „Otto Eger †“, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, hrsg. von Heinrich Mitteis u.a., 67. Bd (LXXX Band der Zeitschrift für Rechtsgeschichte), Romanistische Abt., Weimar 1950, S. 623–627.

Kontakt:

lobin58@t-online.de



Joachim Jacob

Schöne Stellen. Über die Sehnsucht nach dem Gelungenen*

Seit je hat das Herausheben von Stellen in Texten, um sie zu erklären, um sie zu bewerten oder auch um an ihnen zu scheitern, das Geschäft der literarischen Hermeneutik bestimmt. Wenn wir Texte nicht gleich verstehen, wir uns mit ihnen herumärgern, machen uns in der Regel bestimmte Stellen zu schaffen. Aber auch wenn wir uns an Literatur erinnern, erinnern wir uns an Stellen, wenn wir uns über sie unterhalten, machen wir uns auf Stellen aufmerksam. „Die vollständige Lektüre eines Werkes ist die Ausnahme, nicht die Regel“, hält Heinz Schlaffer in einem grundlegenden Beitrag zum Thema fest.¹

Unser alltäglicher wie auch der professionelle akademische Umgang mit Literatur ist in hohem Maße stelligeleitet. Und man kann noch weitergehen und behaupten, dass sich die verschiedenen Ausprägungen der Hermeneutik, vom kunstmäßigen, von Prinzipien geleiteten und reflektierten Verstehen also, gerade an ihrem Verhältnis zu den Stellen ablesen und bestimmen lassen. So hat es jedenfalls ein großer Hermeneutik-Theoretiker, der Theologe, Pädagoge und Übersetzer, Bildungs- und Universitätsreformer Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher am Anfang des 19. Jahrhunderts dargestellt, als er den Unterschied zwischen einer traditionellen Hermeneutik, wie sie seine Zeitgenossen und Vorgänger praktizierten, und seinem eigenen Neueinsatz in der hermeneutischen Reflexion begreiflich machen wollte. Gegen eine ältere Hermeneutik, die sich damit begnügt habe, nur Mittel an die Hand zu geben, um dem Verständnis „schwieriger Stellen“, womöglich „in fremder Spra-

che“, aufzuhelfen,² muss einer allgemeinen Hermeneutik nach Schleiermacher daran gelegen sein, dass „das Verstehen auf jedem Punkt [...] gewollt und gesucht werden [muß].“³ Ist dies klar, dann „werden Stellen nur schwierig, weil man auch die leichteren nicht verstanden hat.“⁴

Sich bei den Erklärungsversuchen von Texten auf die „schwierigen Stellen“ zu konzentrieren, so kann man Schleiermachers methodische Überlegung zu einer solchen „laxeren Praxis“⁵ des Verstehens zusammenfassen, ist naiv. Denn schwierige Stellen sind gerade darum schwierig, weil man ihren Zusammenhang zum Ganzen nicht verstanden hat. „Jedes Verstehen des Einzelnen ist bedingt durch ein Verstehen des Ganzen“,⁶ lautet dazu ein berühmter früher Aphorismus Schleiermachers. Die schwierige Stelle entsteht erst dadurch, dass einem auch das Übrige nicht klar ist, „so werden Stellen nur schwierig, weil man auch die leichteren nicht verstanden hat.“ Hinter dieser scharfsinnigen Überlegung Schleiermachers steht, wie man ausführlicher zeigen müsste, die romantische Überzeugung vom organischen Zusammenhang des Ganzen, das eben auch ein Text-Ganzes ist.⁷

Schleiermachers Kritik trifft jedoch nicht nur eine sich allein auf schwierige Stellen stürzende Auslegungspraxis. Nein, auch das Herausreißen „kluger Stellen“ ist verwerflich. Ein sehr berühmtes Opfer eines solchen, vor allem mit Klassikern gern gepflegten Umgangs, ist nach dem Urteil Schleiermachers Platon geworden, den Schleiermacher bekanntlich ins Deutsche übersetzt hat. Nicht ganz so bekannt ist, dass Schleiermacher durch seine bis heute geschätzte Übersetzung und Kommentierung der Werke Platons tatsächlich wesentlich dazu beigetragen hat, das zu einem Großteil sich als einzelne Dialoge darbietende Werk Platons tat-

* Der Beitrag ist der Text meiner für den Druck leicht überarbeiteten Antrittsvorlesung, gehalten an der Universität Gießen am 2. Februar 2010. Er sei den Kolleginnen und Kollegen des Instituts für Germanistik mit herzlichem Dank für die freundliche Aufnahme gewidmet.

sächlich als *einen*, systematischer Deutung zugänglichen Werkzusammenhang aufzufassen und zu verstehen zu versuchen. In seiner ersten „Einleitung zur Übersetzung des Platon“ (1804) bestimmt es Schleiermacher darum als zentrale Aufgabe, einen inneren Zusammenhang der Dialoge Platons zu erweisen,⁸ und diese nicht nur zu „bewundern“ als eine Ansammlung von

*[...] an einen nichtigen Inhalt verschwendete [...] Schönheiten der Sprache und Dichtung, oder einzelne sogenannte schöne Stellen oder sittliche Sprüche und Grundsätze, welches alles einen sehr untergeordneten, wo nicht gar zweifelhaften Wert andeutet [...].*⁹

Gegen den „zweifelhaften Wert“ versprengter „sogenannte[r] schöne[r] Stellen“ oder erbaulicher Merksprüche sei vielmehr, so Schleiermacher, neben einer analytisch „zerlegenden“ Darstellung Platons eine solche zu wünschen, die den „natürlichen Zusammenhang [seiner Dialoge; J.J.] herstelle, wie sie als immer vollständigeren Darstellungen seine Ideen nach und nach entwickelt haben“.¹⁰

Dieser Schleiermacher'sche Verriss der Stelle, der schwierigen, der leichten, der schönen oder auch der erbaulichen Stelle, wo ganze Werke auf uns warten, war sehr erfolgreich. Der gebildete Kenner goutiert demnach ganze Werke. Der Banause, der nichts weiß oder nur wenig Zeit hat, reißt Stellen aus ihrem Zusammenhang. Und so hat sich auch die literaturwissenschaftliche Forschung mit wenigen Ausnahmen, Heinz Schlaffer habe ich genannt, nicht mehr so recht mit den „Stellen“ abgegeben. Georg Stanitzek hat der Kritik der Stellen-Lektüre um 1800 einen schönen Aufsatz gewidmet und für sie nicht allein Schleiermacher, sondern vor allem ein Kartell „hysterisch besorgter“, pädagogisch engagierter und bis heute ihr Unwesen treibender Volkserzieher verantwortlich gemacht, das die selbstbestimmte, unbekümmerte, wilde und obsessive Lektüre (als solche feiert Stanitzek das Stellen-Lesen) im Dienste disziplinierender Ganzschriftenlektüre bekämpft habe.¹¹

Die Stellen-Phobie scheint mir jedoch nicht nur ein volkspädagogisches Erbe der Spätaufklärung zu sein, sondern ebenso, wie schon Schlaffer andeutet, ein autonomieästhetisches und ein idealistisches Erbe, welche auch Schleiermachers diffizile Kritik der „Stelle“ antritt. Denn es sind vor allem die Autonomieästhetik seit dem Ende des 18. Jahrhunderts und der Deutsche Idealismus gewesen, die machtvoll die Vorstellung befördert und anspruchsvoll begründet haben, dass Kunstwerke integrale, wie verletzbare „Körper“ zu behandelnde geschlossene Einheiten seien. Sie bemühen sich am Ende des 18. Jahrhunderts um einen Umgang mit Kunst, der die „individuelle“ Eigenheit eines jeden Kunstwerks respektiert, und sie fordern ein Verstehen, das dessen Einheit wahr, d.h. jede seiner „Stellen“ als Moment eines Ganzen, einer Idee erkennt.

Friedrich Schiller, wie so oft, erfasst den ganzen Problemzusammenhang (ohne ihn zu lösen) und versetzt ihn dabei in den Bereich des Schönen. In den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ schreibt Schiller am Ende eines sehr langen, sehr komplizierten Satzes: „[...] aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen [Bildung].“¹² Aus einzelnen versprengten Stellen also, die als schön erkannt werden (so, wie es die ältere Literaturkritik praktizierte), aus zahlreichen Schönheiten eine einzige Schönheit in der Erscheinung wie vor allem auch in der Wahrnehmung werden zu lassen, ist nach Schiller die Aufgabe der ästhetischen Erziehung. Offenbar war dies ein Programm, das den Ton der Zeit traf und das Zeug zum Gemeinplatz hatte. Wenige Jahre darauf notiert Friedrich Schlegel, ohne in der Sache zu widersprechen:

*Daß man im Kunstwerke nicht bloß die schönen Stellen empfinden, sondern den Eindruck des Ganzen fassen müsse; dieser Satz wird nun bald trivial sein, und unter die Glaubensartikel gehören.*¹³

Das „Ganze“ lässt sich nicht erfahren

Die damit angedeutete idealistische Abwertung der Stelle ruht auf einer philosophischen,

hermeneutischen und theoretisch wohlbe-
gründeten Überzeugung. Aber sie ist nicht zu
bewähren. Das Ganze, von dem die Theorie
spricht, können wir als Ganzes nicht erfahren.
Sondern wir erfahren, naiv oder versiert, die
Kunst, der Theorie zum Trotz, immer stellen-
weise: so lange, wie unsere Aufmerksamkeit
und Konzentration anhält. Schillers hochflie-
gende Aufgabenstellung, „aus Schönheiten
Schönheit zu machen“, ist zu schwer gestellt:
„Während des Lesens wird das Gelesene wie-
der vergessen; nur die grade vor Augen lie-
genden Wörter und Zeilen sind deutlich im
Bewußtsein des Lesers, die kurz davor ge-
lesenen bereits halb entschunden.“¹⁴ Die Stel-
len-Lektüre oder die Stellen-Betrachtung, das
Stellen-Hören und nicht zuletzt das Stellen-
Verstehen sind nichts Banausisches im Vorhof
der Kunst (wie Wolfgang Iser gezeigt hat,¹⁵
kann man sogar das Lesen überhaupt als das
Auffüllen von „Leerstellen“ beschreiben, die
die Texte uns anbieten). In der Liebe zur Stelle
zeigt sich aber andererseits auch nicht das
Aufbegehren gegen finstere disziplinierende
Mächte, sondern unser – einziger – Zugang
zur Kunst.

Die *schöne* Stelle vertritt dabei im Ensemble der
verschiedenen Umgangsformen mit der Kunst
die Sehnsucht nach dem Gelungenen, von dem
auch die Werk-Ästhetiker sprechen. Sie vertritt
die Sehnsucht, wie sie diese Sehnsucht zugleich
befriedigt. Die schöne Stelle realisiert schöne
Vollkommenheit, wie sie als Stelle, als ein mehr
oder weniger kurzer Moment, darauf hindeu-
tet, dass uns ein gedachtes Ganze nicht zu-
gänglich ist, weil wir z. B. nicht Gott sind, son-
dern in unserer Wahrnehmung immer an die
Zeit, in unserer Erfahrung immer an einen Ort
gebunden sind.

Dass dies so ist, darüber belehrt die Praxis: die
Praxis der Künste und die Reflexion derer, die
sich auf diese Praxis einlassen. So möchte ich
zur Erläuterung dieser Thesen ein kleines litera-
risches Stellen-Register vorführen, an dessen
Ende, zum glücklichen Schluss, die schöne Stel-
le stehen soll. Das Register lautet: misslungene
Stellen, lustige Stellen, anstößige Stellen, dun-
kle Stellen, zumutbare Stellen, rührende Stel-
len, schöne Stellen.

Misslungene Stellen, oder „Homer schläft“

Es ist eine sehr menschliche, menschenfreund-
liche Beobachtung, dass niemand unausge-
setzt Höchstleistungen vollbringen kann. Aber
wie ist das bei Genies, bei Dichtern – dem bes-
ten Dichter der Welt etwa? Diese Frage hat sich
die Literaturkritik durch die Zeiten hindurch ge-
stellt und dabei an Homer gedacht, den „ers-
ten“ und nach kanonischem Urteil größten
Dichter der Menschheit. Kann es in seinem
Werk misslungene, schlechte Stellen geben?
Ja, denn auch der beste Dichter der Welt muss
einmal schlafen. Mit dem Schlafbedürfnis auch
des Größten ist es zu erklären, dass selbst die
besten Dichtungen noch schwache, misslun-
gene Stellen enthalten. „Homer schläft“ ist zu
einem geflügelten Wort geworden – und es
speist noch Hans Magnus Enzensbergers „Poe-
sie-Automaten“ aus dem Jahre 1974.¹⁶ In der
bis in die Neuzeit hinein wichtigsten literatur-
kritischen Schrift des Abendlands, in der „Ars
Poetica“ des römischen Dichters Horaz, heißt
es, ich zitiere in der deutschen Übersetzung
Christoph Martin Wielands:

*[...] und wenn ers [gemeint ist „ein Dichter,
der sich oft verschreibt“; J.J.] gleich
auch zwei- bis dreimal gut gemacht, be-
wundre
ich ihn mit Lachen: wie es mich ver-
dreußt,
wenn auch Homer sogar zuweilen – nickt;
wiewohl man doch in einem großen
Werke
vom Schlaf ja wohl einmal beschlichen
werden kann!¹⁷*

Und Quintilian, der große römische Rhetorik-
lehrer und Zeitgenosse des Horaz, erklärt es
noch einmal, etwas ausführlicher:

*Aber der Leser darf nicht gleich überzeugt
sein, alles, was die Verfasser gesprochen
haben, sei unbedingt vollkommen. Denn
manchmal gleiten sie aus, sind der Last
nicht gewachsen und geben dem Genuß
ihres eigenen Talentes nach, auch sind sie*

*nicht immer ganz bei der Sache, manchmal werden sie müde: scheint doch dem Cicero zuweilen Demosthenes, ja dem Horaz gar selbst Homer zuweilen im Schlaf zu liegen.*¹⁸

In diesem Schlafbedürfnis liegt auch ein Glück. Denn wie sollte man sonst als Jüngerer und Nachgeborener nicht mutlos werden, „dem Früheren noch etwas hinzuzufügen“? In einer vom Agon, von Wettkampf und Konkurrenz geprägten Kultur ist, so lernen wir, der stellenweise Schlaf des einen des anderen Chance.

Manchmal aber schläft auch nicht der Dichter, sondern seine Muse. Eben dies lesen wir in Johann Wolfgang Goethes „Erwache Friedericke“ von 1770/71, wohl nicht ganz ohne Grund erst 1837 aus dem Nachlass publiziert:

Erwache Friedericke

*Vertreib die Nacht
Die einer Deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll*

*Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch Dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen Deiner Schwester
Der für Dich schlägt
Entschlälfst Du immer fester
Je mehr es tagt.*

*Die Nachtigall, im Schlafe
Hast Du versäumt:
So höre nun zur Strafe
Was ich gereimt
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch.
Die schönste meiner Musen,
Du – schliefst ja noch.*¹⁹

Lustige Stellen oder „la gaya scienza“

Dass Stellen witzig sein können, brauche ich nicht zu erklären, und dass auch komische Bücher noch besonders komische Stellen haben auch nicht (denken wir an die wilde Verfolgungsjagd, die sich Karlsson vom Dach mit dem Hausbock liefert, denken wir auch an die Stille, die von vertiefter Lektüre herrührt, und doch immer wieder von Gekicher unterbrochen wird). Dass aber die lustige Stellen-Lektüre auch akademisch höchst vorteilhaft sein kann, hat lange vor Friedrich Nietzsches „Fröhlicher Wissenschaft“ wiederum der für eine Phänomenologie der Stelle außerordentlich ergiebige Johann Wolfgang Goethe gezeigt, ich zitiere aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre“:

„Sagen Sie mir nur“, fragte Wilhelm, „wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrsamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der seltsamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geschichten und Fabeln zu sprechen.“

„Auf die lustigste Weise“, sagte Friedrich, „bin ich gelehrt, und zwar sehr gelehrt worden. Philine ist nun bei mir, wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemietet, worin wir wie die Kolbolde aufs lustigste leben. Dort haben wir eine zwar compendiöse, aber doch ausgesuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfrieds Chronik, zwei Bände Theatrum Europaeum, die Acerra Philologica, Gryphii Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal lange Weile, wir wollten lesen, und ehe wir’s uns versahen, ward unsere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die sämtlichen Bücher auf einem großen Tisch aufzuschlagen, wir setzten uns gegeneinander und lasen gegeneinander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu sein, wo man für unschicklich hält, irgendeine Materie zu lange fortsetzen oder

*wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu sein, wo keins das andere zu Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne, zu allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variieren diese Art, uns zu unterrichten, auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verdorbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das andere herum und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und so studieren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben und unsere Studien äußerst mannigfaltig sind.*²⁰

Scharfe Stellen

„Anstößige“, will heißen, Stellen erotischen Inhalts wären von einer quantitativ-messenden Literaturwissenschaft vermutlich als die mit Abstand bedeutendste und verbreitetste Form der Stellenlektüre zu würdigen. Ihre Darbietung versage ich mir hier. Aber um den zu treibenden Aufwand zu optimieren, bietet sich natürlich auch für sie die Stellen-Sammlung an – deren Lektüre tatsächlich jedoch von äußerster Langeweile ist, eben weil auch und ganz besonders die „scharfe“ Stelle von ihrem *Stellencharakter* getragen wird.²¹ Natürlich wäre eine, meines Wissens noch zu schreibende, Geschichte der anstößigen Stelle auch eine Geschichte der literarischen Zensur, wie auch der Skandal-Produktion, eine Sittengeschichte, eine Geschichte der ästhetischen Toleranz und vieles mehr – und es ist interessant, dass gerade der eingangs zitierte Friedrich Schleiermacher engagiert für ein seinerzeit ob seiner vermeintlich anstößigen Stellen Furore und Skandal machendes Buch, Friedrich Schlegels „Lucinde“ eingetreten ist. Ich komme darauf gleich noch einmal zurück.

Dunkle Stellen

Schwierige Stellen, oder wie sie in einer sich fast zur Terminologie verfestigten metaphorischen Redeweise auch genannt werden, „dunkle“ Stellen haben das Verstehen und die vielzähligen Versuche, das Verstehen zu verstehen, immer wieder beschäftigt. Der eben zitierte Schleiermacher ist ein prominentes Beispiel dafür. Ich will nur noch ein weiteres, ein besonders interessantes, anführen. Es stammt von dem Kirchenvater Augustinus, dem wir auch eine in diesem Zusammenhang nicht unerhebliche, ebenso elegante wie unheimliche Erklärung des Bösen verdanken, warum Gott, der allmächtige Schöpfer, es in der Welt und im Kosmos zugelassen habe:

*Denn wie ein Gemälde mit der schwarzen, an rechter Stelle [!] angebrachten Farbe, so ist das Weltall, könnte man es nur überschauen, auch mit den Sündern schön, wie sehr ihnen auch, für sich allein betrachtet, ihre Häßlichkeit Schande macht.*²²

Die Sünder und ihre Sünde gleichen einer schwarzen Stelle auf einem Bild. Für sich genommen sind sie schrecklich (man denke nur an die ewige Strafe, die sie erleiden werden). Aber in der Gesamtkomposition sorgen sie für einen schönen Kontrast, sorgen sie dafür, dass das Ganze nicht langweilig wird. Dem Autor eines solchen Gedankens kann man auch eine gute Erklärung für dunkle Stellen in Texten zutrauen, vor allem für den einen Text, der nach damaliger Vorstellung bis in seinen Wortlaut hinein von Gott inspiriert ist, die Bibel. Kann ein solcher Text „dunkle Stellen“ haben, dessen Autor – anders als vielleicht der Heide Homer – niemals schläft? Nein, so Augustinus in seiner Lehrschrift „De doctrina christiana“, auch und gerade das Dunkle hat seinen guten Sinn. Denn es trainiert den Verstand und spornt die Gläubigen in ihrer Beschäftigung mit der Heiligen Schrift an, nach dem verborgenen geistlichen Sinn zu forschen, und wird schließlich, wenn sich sein Sinn doch öffnet, um so süßer munden.²³

Zumutbare Stellen, oder „Häppchen“-Lektüre

Die einfachste Lösung wäre aber doch möglicherweise, misslungene, anstößige und vor allem schwierige Stellen (von den langweiligen gar nicht zu reden) einfach fortzulassen. Auch wenn dies praktisch klingt, handelt man sich damit stellentechnisch gesehen jedoch ein neues Problem ein, neue Stellen nämlich. Was kann, was darf, was muss man dem womöglich noch ungeübten Leser zumuten? Eben diese Frage treibt auch eine stellensensible Literaturdidaktik um, wie Ulf Abraham und Matthis Kepser in ihrer soeben in der dritten Auflage erschienenen Einführung in die „Literaturdidaktik deutsch“ andeuten, wenn sie die Karriere der Behandlung von sogenannten „Ganzschriften“ im Schulunterricht, der Lektüre von ungekürzten, längeren Texten also, besprechen.²⁴ Ausgelöst wurde diese offenbar vor allem von der Kritik des Volksschullehrers Heinrich Wolgast zu Beginn des 20. Jahrhunderts, der monierte: „Das Kind lernt in der Schule nur Lesestücke, keine Bücher lesen. Das ist meines Erachtens der Hauptmangel des Leseunterrichts [...]“²⁵ Die Lektüre ganzer Werke ist also auch in literaturpädagogischer Perspektive keine selbstverständliche Tradition, deren Verfall unbesehen zu beklagen wäre, sondern ein vergleichsweise junges Ideal der Lesesozialisation, dessen Vorgeschichte ich vorhin angedeutet habe.

Ein historischer Beleg für Häppchenlektüre kommt, schon überraschend, von Friedrich Schleiermacher höchstselbst. In seinen „Vertrauten Briefen über Schlegels *Lucinde*“, einer Streitschrift für das Skandal-Buch seines Freundes Friedrich Schlegel, in dem ein neues Lebens- und Liebes-Ideal propagiert wurde, lässt Schleiermacher neben zwei reifen Frauen auch die junge, noch unerfahrene Karoline auftreten. „Haben Sie wirklich gewollt, daß ich die *Lucinde* auch lesen soll?“ schreibt das junge Mädchen an den fiktiven, ungenannt bleibenden Verfasser, „ich habe mir fest vorgenommen, sie jetzt nicht zu lesen.“²⁶ Der feste Vorsatz hält jedoch nicht lange. Schon eine knappe Seite später muss Karoline eingestehen:

*Ja, sehen Sie, ich habe ein wenig genascht; aber gar nicht so, wie sie es nicht leiden können, sondern recht consequent [...]. Ich habe mir nämlich alles [...] vorlesen lassen, was von Mädchen in der *Lucinde* vorkommt, weil ich [...] behaupte, daß ich das verstehen muß, und schon über dieses Wenige habe ich so viel auf dem Herzen, daß ich lieber nicht erst damit anfangen möchte.²⁷*

Aber „consequent“, wie die junge Karoline offensichtlich ist, fängt sie natürlich sofort damit an, und was sie dann im weiteren ihrem Briefpartner von der „consequent genaschten“ Lektüre über „Geschlechtsdespotismus“ und „fürchterlichen Männer-Egoismus“ auseinanderzusetzen weiß, lässt keinen Zweifel daran, dass die Häppchen mindestens ein kräftiger Happen waren. Leider erweist sich der als Karolines Briefpartner nur schlecht maskierte Schleiermacher angesichts des reizvollen Eingeständnisses „consequenter Stellenlektüre“ als noch konsequenterer Erzieher, indem er dem Mädchen ihre „unangenehmen Eindrücke“ als „gerechte Strafe“ für ihr „unbefugtes Naschen“ vorhält.²⁸ Wer das Ganze nicht vertragen kann, so die unnachsichtige Botschaft, muss seine Neugier eben zügeln.

Rührende Stellen, oder „Sie wäre mit mir glücklicher geworden“

Rührende Stellen sind für echte Lektüre kaum verzichtbar – aber es dürfen eben auch nur Stellen sein. Weil man, wie jeder Profi von den antiken Rhetoriklehrern bis zu den Hollywood-Drehbuchautoren unserer Tage weiß, nicht ununterbrochen gerührt und tränenbereit empfindsam sein kann. Umso wichtiger ist es, dass man sich an einer rührenden Stelle trifft, und dann erkennt sich das höhere Einverständnis einander innig zugetaner Seelen gemeinsam in der Stelle wieder. Werther schreibt in seinem Brief an Wilhelm über Lotte und seinen Konkurrenten Albert „Am 29. Julius“:

Nein es ist gut! es ist alles gut! – Ich – ihr Mann! O Gott, der du mich machtest,

wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebeth seyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir diese Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünsche! – Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte – Es geht mir ein Schauer durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt.

Und, darf ich es sagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel – nimm es wie du willst; daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt, bey – oh! – bey der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zusammen treffen [...]. Lieber Wilhelm! – Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht! –

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Tränen sind getrocknet. Ich bin zerstreut. Adieu, Lieber!²⁹

Die vielleicht berühmteste Stelle des Goethe'schen „Werthers“, die, an der Lotte in der Bibliothek, Werther die Hand auflegend, mit Tränen in den Augen „Klopstock“ ausstößt, ist ein weiteres Beispiel für das gerührte, stellenweise geleitete Herzeseinverständnis. Mehr als die Nennung des Autornamens bedarf es nicht, um sich gemeinsam an Klopstocks Ode „Die Frühlingsfeyer“ zu erinnern – eine Stelle, die übrigens dem Leser dreizehn Jahre nach der Erstausgabe des „Werthers“ 1774 schon zu erläutern war: Goethe fügt, offenbar um eine „dunkle“ Stelle in seinem eigenen Text zu vermeiden, in seiner überarbeiteten Version 1787 in Werthers Bericht den Satz ein: „Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode“.³⁰ Auch herausragende Stellen also können altern. In Goethes schon zitiertem „Wilhelm Meister“, der in der Tat ein Füllhorn an Stellen-Stellen bereithält, findet sich auch eine für die Rührung

aufschlussreiche Reflexion über das Theater. Genauer, über den Souffleur, über den also, der einem „aus dem Loche“ hilft,³¹ wenn man an einer Stelle stockt. Doch der Souffleur, von dem zwischen den Schauspielern Serlo, Wilhelm und Aurelie die Rede ist, hat eine schlechte Angewohnheit:

*er nimmt so herzlichen Anteil an den Stücken, daß er pathetische Stellen nicht eben deklamiert, aber doch affektiv rezitiert. Mit dieser Unart hat er mich mehr als einmal irremgemacht.*³²

Der „Einhelfer“ vernachlässigt seine eigentliche Aufgabe, weil er sich von den ergreifenden Stellen so ergreifen lässt, dass die Darsteller auf der Bühne an den ergreifenden Stellen nicht mehr ergreifend sein können. Noch dazu ist der Souffleur nicht nur dem stellenweisen heftigen, sondern auch den sanften, schmelzenden Affekten ausgeliefert.

*„Er wird“, versetzte Aurelie, „bei gewissen Stellen so gerührt, daß er heiße Tränen weint und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt; und es sind eigentlich nicht die sogenannten rührenden Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen; es sind, wenn ich mich so ausdrücke, die schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht, Stellen, bei denen wir andern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen.“*³³

Der „herzliche[...] Anteil“, den der gerührte Stellenaushelfer an den Stellen nimmt, erscheint damit in einem milden Licht.³⁴ Für seine Aufgabe nicht besonders geeignet, aber als wahrhaft kunstsinnig erweist sich der Souffleur, weil er, wie Aurelie hervorhebt, an den richtigen Stellen gerührt ist. Nicht an den rührenden, an den „sogenannten rührenden Stellen“, sondern an den „schönen Stellen“. Damit man diese Differenzierung nicht überliest, ist sie im Text an dieser Stelle kursiviert gesetzt. Die wie ihre pathetische Schwester den Hörer „einige Augenblicke ganz aus der

Fassung“ bringende schöne Stelle verdient vor den „sogenannten rührenden“ die Auszeichnung, weil aus ihr, so Aurelie, „der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht“ – den aber nur wenige aufzufangen wissen und „bei denen wir ändern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen.“ Die Wahrnehmung der „schönen“ Stelle im Ganzen verrät, wie Aurelie sie erklärt, nicht Unverstand, sondern im Gegenteil besondere Sensibilität.

Schöne Stellen, oder „von den spärlichen Rosinen“

Ähnlich, wie sich mit der „schwierigen“ Stelle eine Geschichte des Verstehens schreiben ließe, könnte sich an der „schönen“ Stelle die Geschichte des Schönen verfolgen lassen. Spricht schon die klassische Rhetorik davon, das man seiner Rede „Lichter“ (*lumina*), glänzende Stellen, wohldosiert aufsetzen solle, um das Publikum bei Laune zu halten, kennt die Antike nicht nur metapho-

risch den Gebrauch schöner Stellen. So hat Peter v. Möllendorff, der sich in verschiedener Hinsicht mit dem produktiven Umgang mit Stellen aller Art in der Antike beschäftigt hat, unter anderem gezeigt, wie Lukian von Samosata in seinem Dialog „Die Bilder“ ein Verfahren des „Puzzling Beauty“ entwickelt, mit dem die überwältigende Schönheit der kaiserlichen Geliebten Panthea aus der Evidenz lauter schöner Stellen zusammengesetzt wird.³⁵

Und eben diese Aufgabe, wie man größte Schönheit beschreiben, vielleicht sogar evozieren kann, treibt auch Johann Joachim Winckelmann im 18. Jahrhundert um. Wieder geht dies nur stellenweise – wie anders –, und wenn Winckelmann seine Leser im Geiste mitnimmt vor den römischen Apoll im Belvedere (Abb. 1), dessen Photo Winckelmann eben nicht zeigen kann, dann geht es stückweise von oben nach unten, eine schöne Stelle nach der anderen:



Abb. 1: Apoll vom Belvedere

Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göttinn der Weisheit schwanger ist, und Augenbranen [sic], die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet.³⁶

Besonders eindrucksvoll gerät Winckelmanns Beschreibungskunst der schönen Stelle jedoch an einem Stück, das selbst nicht mehr als eine schöne Stelle aus einem ehemals Ganzen ist. Aber auch diese muss man, wie sich zeigt, stück-, bzw. stellenweise erfassen. Gemeint ist Winckelmanns „Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom“ (Abb. 2 und 3). Sie stellt sich als eine besondere Herausforderung dar, denn: „Wie [...] werde ich dir denselben be-

schreiben, da er der zierlichsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubt ist!“³⁷ Trotz des Verlusts der schönsten Stellen, die die Natur ihm gab, vermag das Auge des Betrachters jedoch noch genug Schönes zu sehen. Zunächst sind Schulter und Brust zu entdecken, und dann:

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maaße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres



Abb. 2: Torso vom Belvedere, frontal



Abb. 3: Torso vom Belvedere, seitlich

die zuvor stille Fläche in einer lieblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird: eben so sanft aufgeschwellet und schwebend gezogen, fließet hier eine Muskel in die andre, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unsern Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken: allein die hohen Schönheiten sind hier ohne Grenzen, und in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächst zugleich hieher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket, und nie sich beugen müssen.

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Grenzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhte, geführt, durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fieng an, diese entfernte Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken.³⁸

Diese eigentlich einer eingehenderen Analyse bedürftig-längere Passage Winckelmann'scher Beschreibungskunst zeigt eindrücklich, wie Winckelmann stellenweise „immerwährende Bilder“ fixiert, um dann – gerade vor dem Hintergrund der behaupteten Grenzenlosigkeit aller „hohen Schönheiten“ – im scharfen Schnitt zur jeweils nächsten Stelle überzuleiten.

Das 18. Jahrhundert ist voll mit schönen Stellen, da die Schönheit, nicht nur bei Winckelmann, akkumulierbar ist. Je mehr „Schönheiten“, desto schöner, und so füllt beispiels-

weise der junge Christoph Martin Wieland 1753 mit einer „Abhandlung von den Schönheiten des Epischen Gedichts Der Noah“ seines verehrten damaligen Gastgebers und Förderers Johann Jakob Bodmer in Zürich volle vierhundertundvier Seiten, und das, wo er schon, so der Autor, „nur diejenige[n] Stellen], welche nach meinem Urtheil am vorzüglichsten strahlen, meinen Lesern bekannt zu machen“, sich vorgenommen hat und er sich gleichwohl hat „öfters Gewalt anthun müssen, wenn ich besondere Schönheiten gewisser Gedanken oder kleinerer Ausbildungen [habe] übergehen müssen“.³⁹

Ich springe ins 20. Jahrhundert. Karl Wolfskehl, Germanistik-Student an der Universität Gießen und hier promoviert von Otto Behagel mit einer Arbeit über „Germanische Werbungssagen“, ist seit 1893 ein enger Freund und Mitarbeiter Stefan Georges. In seinen Korrespondenzen erweist er sich als ein Briefschreiber mit höchst eigenwilligem Duktus. Am 15. 7. 1899 schreibt Wolfskehl an den gerade zum Georgekreis hinzu stoßenden jungen Friedrich Gundolf:

Ich habe in diesen Tagen mich tief in Brentanos Romanzen Kranz hineingebohrt. Das Exempel von den spärlichen Rosinen ist alt aber wahr. Die Färbung des ganzen wie Dickmilch mit Himbeer – durcheinanderfließende Farbenstrahlen schwabbelnd und ohne Sicherheit: Schwanken, Halbschlaf, Dämmerung, auch für das Liebsterfasste, auch Stofflich dabei wunderschön gesungene Zeilen:

Von dem Klang geheimer Harfen
Heilige Thränenquellen flossen ...

Wolfskehl nimmt es nicht sehr genau mit dem Abschreiben dieser schönen Stelle aus der „Vierten Romanze“ von Clemens Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz“ (um 1810). Er fügt nämlich in den Originalwortlaut Brentanos: „Heil'ge Thränenquellen“,⁴⁰ eine zusätzliche Silbe hinein: „Heilige Thränenquellen“, was – ausgerechnet bei Brentano – das ganze schöne Versmaß zerstört. Noch einmal also Wolfskehls Brentano:

Von dem Klang geheimer Harfen
Heilige Thränenquellen flossen ...
O wer bist du? Meine Arme
Haben einen Schatz gefunden
[bei Brentano: „gehoben“]
O wer sind wir die sich fanden?
Sprich wo wir uns einst verloren ...

*und so vieles. Lesen müssen Sie's.*⁴¹

Schön ist dieses Zeugnis, weil es einen sehr geläufigen Umgang des Literaturliebhabers mit der Literatur illustriert, dem unbekümmerten Auswählen gerade der schönen Stellen, die eben solches auch vertragen. Dass auch im George-Kreis ein solcher Umgang mit Literatur gepflegt wird, ist allerdings darum der Rede wert, weil es gerade die Georgianer waren, die in besonderer Weise für die heilige Integrität des Werkganzen kämpften und von wegweisendem Einfluss für die Auratisierung des „Werkes“ im 20. Jahrhundert waren.

Die Liebe des Philosophen

Mein letzter Kronzeuge für die Geschichte der schönen Stelle ist von vergleichbarer, großartiger innerer Widersprüchlichkeit. Es ist Theodor W. Adorno. Er ist ein überraschender Zeuge, weil Adorno wie kein anderer Zeit seines Lebens gegen eine „regressiv-atomistische [...] Wahrnehmung“⁴² wettete und mit einer „Kulturindustrie“ abgerechnet hatte, in deren zerkleinerten Produkten jeder „sachliche [...] Zusammenhang [...] [j]ede logische Verbindung, die geistigen Atem voraussetzt, [...] peinlich vermieden“⁴³ sei. Wie ihren ebenso atomisierten Opfern systematisch verwehrt werde, noch Struktur-Zusammenhänge und übergreifende Formen erfassen zu können. Vom „Todestrieb der Details“ schließlich spricht Adorno in seiner „Ästhetischen Theorie“.⁴⁴ Kein besonders günstiges Klima für „schöne Stellen“, so scheint es, und doch ist es ausgerechnet Adorno, der 1965, vier Jahre vor seinem Tod, einen Radiovortrag hält, der genau so, „Schöne Stellen“, heißt. Und dass er Verehrer und Adepten damit überrascht, weiß Adorno selbst. Ja, fast scheint es ihm Spaß zu machen, eine „Ketzerei

gegen das sonst von mir selbst Verfochtene“ zu begehen, „nicht ohne alle Ironie“.⁴⁵

Die Liebe des Philosophen zur schönen Stelle bringt eine höchst reizvolle, von Adorno bewusst hervorgekehrte Spannung hervor. Zwischen der freimütig bekannnten zufälligen Auswahl schöner Stellen, die seiner persönlichen Biographie geschuldet sei: „Andere mögen ganz andere lieben“⁴⁶ (in Adornos Oeuvre dürften sich, wenn überhaupt, nur wenige vergleichbare Zugeständnisse ans dergestalt Private finden), und dem hohen, geschichtsphilosophischen Ton, den Adorno natürlich auch in diesem Essay pflegt. Das Moment der hier einmal gestatteten subjektiven Willkür wird von dem eingestandenen heimlichen Verdacht Adornos – „Darf ich eine Vermutung veraten“⁴⁷ – begleitet, ja grundiert, dass in Musik, die von „schematischem Beiwerk gereinigt“ sei, „eigentlich auch ungezählt viel schöne Stellen schön seien“.⁴⁸ Vor dieser potentiellen Unendlichkeit schöner Stellen erscheint der Versuch umso bemerkenswerter, einzelne schöne Stellen herauszuheben und ihre Schönheit zu erläutern, sich ihrer Schönheit „zu versichern“, wie es heißt.⁴⁹ Doch das stärkste Argument Adornos für die schöne Stelle, für die Stelle überhaupt, ist, dass „das Ganze ein Werdendes“ sei, das Ganze eines Werks nur durch seine Teile werde. Weil es überhaupt nur Teile sind, die ein wahrnehmendes Subjekt erfassen kann, vertritt das Detail bzw. die Stelle, so Adorno weiter, „den Anteil des Subjekts“ an der Objektivität des Werkes, das nicht „anders als durchs Subjekt hindurch [...] geraten“ kann.⁵⁰ Im Laufe seines knapp zweistündigen Vortrages werden dem Hörer sodann nach dieser Einleitung schöne Stellen durch die Musikgeschichte hindurch von J. S. Bach über Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Bruckner, Wagner, Mahler, Ravel bis zu Arnold Schönberg, Alban Berg und Webern in jeweils eigens erläuterten akustischen Beispielen vorgeführt, von denen einige dem Hörer spontan sicher als eine „schöne“ Stelle einleuchten, andere tatsächlich Unterrichtung verlangen. Eine solche stammt aus Wolfgang Amadeus Mozarts Oper „Le Nozze di Figaro“ nach der Komödie von Beaumarchais. Sie erzählt bekanntlich die Geschichte des Gra-

fen Almadiva, der sich durch allerlei Intrigen die Verlobte Susanna seines Kammerdieners Figaro mitten in deren Hochzeitsvorbereitungen zu Willen machen will. Am Ende, zum Glück, triumphiert die wahre Liebe und die Klugheit der Frauen, Figaro und Susanna finden sich vereint, und der Graf muss reumütig seine Gemahlin um Verzeihung bitten, die ihm großmütig gewährt wird. In der Oper hält die Handlung in diesem Moment kurz inne (Takte 445–447), bis ein rauschendes, heiteres Finale das Ganze versöhnlich beschließt. Am Ende sind also im Sieg der Weisheit, der Menschenfreundlichkeit und der Aufklärung alle versöhnt: alles ist gut und prädestiniert für eine wahrhaft „schöne Stelle“. Doch sie ist es gerade nicht, die Adorno im Sinn hat. Es sind vielmehr genau jene drei unscheinbaren, leisen und leicht überhörbaren Takte, die den Übergang zwischen nachdenklichem Vergeben und fröhlichem Feiern markieren, „gleichsam ins Offene“ tastend und „das Erhabene und das ganz Unscheinbare in eins“ setzend „wie es keiner Musik nach Mozart wieder glückte.“⁵¹ Die schöne Stelle als „die Sehnsucht nach dem Gelungenen“ zu beschreiben, wie ich es eingangs tat, ist also falsch. Ausgerechnet der von vielen als „Negativitätsästhetiker“ titulierte Adorno belehrt darüber, dass es das Gelungene gibt, auch wenn es sich manchmal womöglich in den Zwischenräumen bewegt. Die schöne Stelle erfüllt die Sehnsucht nach dem Gelungenen – von Sehnsucht bestimmt ist vielleicht allein unser Impuls, schöne Stellen aufzusuchen und sie gegen ihre Flüchtigkeit sich ihrer versichernd festzuhalten.

Anmerkungen:

- ¹ Schlaffer, Heinz, „Der Umgang mit der Literatur. Diesseits und jenseits der Lektüre“, in: *Poetica. Zeitschrift für Sprache und Literaturwissenschaft* 31 (1999), S. 1–25, hier S. 3. Vgl. ebd., S. 14, die Bemerkungen über „Partielle Lektüre“ und S. 16f. über die Herausforderungen „Vollständig[e]r Lektüre“.
- ² Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, *Hermeneutik und Kritik*. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers, hrsg. v. Manfred Frank, Frankfurt a. M. 1990, S. 75.
- ³ Ebd., S. 92.
- ⁴ Ebd., S. 75.

- ⁵ „Die laxere Praxis in der Kunst geht davon aus, daß sich das Verstehen von selbst ergibt und drückt das Ziel negativ aus: Mißverständnis soll vermieden werden.“ Ebd., S. 92.
- ⁶ Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, *Hermeneutik, nach den Handschriften neu hrsg. und eingeleitet v. Heinz Kimmerle*, Heidelberg 1974, S. 46.
- ⁷ Vgl. hierzu wie auch zur Ablösung der alten Stellen-Hermeneutik: Kurz, Gerhard, „Alte, neue, altneue Hermeneutik. Überlegungen zu den Normen romantischer Hermeneutik“, in: *Krisen des Verstehens um 1800*, hrsg. v. Sandra Heinen und Harald Nehr, Würzburg 2004, S. 31–54.
- ⁸ Vgl. Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, *Über die Philosophie Platons*, hrsg. und eingeleitet v. Peter M. Steiner, mit Beiträgen v. Andreas Arndt und Jörg Jantzen, Hamburg 1996, S. 33.
- ⁹ Ebd.
- ¹⁰ Ebd., S. 38f.
- ¹¹ Stanitzek, Georg, „Brutale Lektüre, um ‚1800‘ (heute)“, in: *Poetologien des Wissens um 1800*, hrsg. v. Joseph Vogl, München 1999, S. 249–265, hier S. 250. In ähnliche Richtung zielt Fließmann, Axel, *Stellenlektüre*. Stifter, Foucault, Tübingen 2001.
- ¹² „Diese [die einzeln handelnde Tätigkeit; J.J.] auf jene [die vereinende reflektierende] zurückzuführen – an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntnis, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.“ Schiller, Friedrich, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen“ (1795), in: ders., *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, Bd. 5, München 1989, S. 570–669, hier S. 620.
- ¹³ Schlegel, Friedrich, „Abschluß des Lessing-Aufsatzes“ (1801), in: ders., *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, hrsg. v. Ernst Behler, Abt. 1, Bd. II: *Charakteristiken und Kritiken I (1796–1801)*, Paderborn, München, Wien und Zürich 1967, S. 397–419, hier S. 410.
- ¹⁴ Schlaffer, *Umgang mit der Literatur*, S. 17.
- ¹⁵ Iser, Wolfgang, *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München 1976, S. 280ff. Vgl. im Anschluss an Iser auch Titzmann, Michael, *Strukturelle Textanalyse. Theorie und Praxis der Interpretation*, München 1977, S. 230ff.
- ¹⁶ Vgl. Enzensberger, Hans Magnus, *Einladung zu einem Poesie-Automaten*, Frankfurt a. M. 2000, S. 22ff. Der vorgestellte, nach den Gesetzen der Kombinatorik operierende Automat wurde mit den Satzsegmenten „Der Saufbruder / schläft.“, „Homer / geht baden.“, „Die Regierung / schwankt.“ gefüttert.
- ¹⁷ Quintus Horatius Flaccus, „Dritter Brief. An L. Calpurnius Piso und seine Söhne“ [= „Ars Poetica“], zitiert nach: Christoph Martin Wieland, *Übersetzung des Horaz*, hrsg. v. Manfred Fuhrmann, Frankfurt a.M. 1986, S. 487–573, hier S. 546 (Vers 359).
- ¹⁸ Quintilianus, Marcus Fabius, *Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher*, lat./dt., übers. und hrsg. v. Helmut Rahn, Darmstadt 1988, Bd. 2, S. 441 (X,1,24).

- ¹⁹ Goethe, Johann Wolfgang von, Gedichte 1756–1832, hrsg. v. Karl Eibl, Sonderausgabe, Frankfurt a.M. 1998, Bd. 1, S. 132f. (drei nicht zweifelsfrei Goethe zugeschriebene Strophen sind fortgelassen). Ich verdanke den Hinweis auf dieses Gedicht, wie einige weitere wichtige Fingerzeige zu meinem Thema, Elisabeth Sommerhoff, Gießen.
- ²⁰ Goethe, Johann Wolfgang von, Wilhelm Meisters Lehrjahre, in: ders., Werke, Hamburger Ausgabe, hrsg. v. Erich Trunz, Bd. 7, München 1982, S. 557f.
- ²¹ Für den Selbstversuch sei verwiesen z. B. auf: Eycekn, Katinka und Fritz (Hrsg.), Scharfe Stellen. Aus den Büchern der Welt herausgesucht, handverlesen und in sechs Stellen auf die Reihe gebracht, mit Zeichnungen von Rudi Hurlzmeier, Frankfurt a.M. 2007.
- ²² Augustinus, Aurelius, Vom Gottesstaat. De civitate dei, übers. v. Wilhelm Thimme, München ²1985, Bd. 2, S. 37 (XI,23).
- ²³ Augustinus, Aurelius, Die christliche Bildung (De doctrina christiana), übers. und hrsg. v. Karla Pollmann, Stuttgart 2002, S. 163 (IV,7,15), siehe auch ebd., S. 156 (IV,6,9).
- ²⁴ Abraham, Ulf, und Matthis Kepser, Literaturdidaktik Deutsch. Eine Einführung, neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Berlin ³2009, Kap. 5.2.
- ²⁵ Wolgast, Heinrich, Das Elend unserer Jugendliteratur. Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend (1896), zitiert nach: Abraham, Kepser, Literaturdidaktik Deutsch, S. 193.
- ²⁶ Schleiernmacher, Friedrich Daniel Ernst, Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde (1801), in: ders., Kritische Gesamtausgabe, hrsg. v. Hans-Joachim Birkner und Hermann Fischer, Abt. 1, Bd. 3: Schriften aus der Berliner Zeit 1800–1802, Berlin und New York 1988, S. 139–216, hier S. 179.
- ²⁷ Ebd., S. 180.
- ²⁸ Ebd., S. 184.
- ²⁹ Goethe, Johann Wolfgang von, Die Leiden des jungen Werthers, Studienausgabe, Paralleldruck der Fassungen von 1774 und 1787, hrsg. v. Matthias Luserke, Stuttgart 1999, S. 159–161 [Fassung von 1787].
- ³⁰ Ebd., S. 52/53. Vgl. zum Motiv des sich über der Lektüre treffenden Paares die Hinweise bei Anja Oesterhelt: Goethe, Johann Wolfgang von, Die Leiden des jungen Werthers. Text, Kommentar und Materialien, bearbeitet v. Anja Oesterhelt, München 2009, S. 168.
- ³¹ Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre, S. 302.
- ³² Ebd.
- ³³ Ebd., S. 303.
- ³⁴ Daneben findet sich natürlich auch bei Goethe die übliche Kritik am „Herausheben von Stellen“, vgl. z. B. Goethe, Johann Wolfgang von, Wilhelm Meisters Wanderjahre, in: ders., Werke, Hamburger Ausgabe, hrsg. v. Erich Trunz, Bd. 8, München 1982, S. 293.
- ³⁵ Moellendorff, Peter v., „Puzzling Beauty. Zur ästhetischen Konstruktion von Paideia in Lukians ‚Bilder‘-Dialogen“, in: Millennium. Jahrbuch zu Kultur und Geschichte des ersten Jahrtausends n. Chr. Yearbook on the Culture and History of the First Millennium C.E. 1 (2004), S. 1–24.
- ³⁶ Winckelmann, Johann Joachim, „Beschreibung des Apollo im Belvedere“, aus der „Geschichte des Alterthums“ (1764), zitiert nach ders., Kleine Schriften. Vorreden – Entwürfe, hrsg. v. Walter Rehm, mit einem Geleitwort v. Max Kunze und einer Einleitung v. Hellmut Sichtermann, Berlin und New York ²2002, S. 268. Vgl. auch ebd., S. 269ff., die ausführlicheren „Entwürfe zur Beschreibung“.
- ³⁷ Winckelmann, Johann Joachim, „Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom“, in: ders., Kleine Schriften. Vorreden – Entwürfe, S. 169–173, hier S. 170.
- ³⁸ Ebd., S. 171.
- ³⁹ Wieland, Christoph Martin, Abhandlung von den Schönheiten des Epischen Gedichts Der Noah, zitiert nach ders., Gesammelte Schriften, hrsg. v. der Deutschen Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften, 1. Abt., Bd. II (3): Poetische Jugendwerke, Nachdruck, Hildesheim 1986, S. 321. Vgl. zur philologischen Bedeutung und Kritik dieser Praxis Vf., Die Schönheit der Literatur. Zur Geschichte eines Problems von Gorgias bis Max Bense, Tübingen 2007, S. 172ff.
- ⁴⁰ Brentano, Clemens, Romanzen vom Rosenkranz, in: ders., Werke, hrsg. v. Wolfgang Frühwald und Friedrich Kemp, Bd. I, München ²1978, S. 680.
- ⁴¹ Wolfskehl, Hanna und Karl, Friedrich Gundolf, Briefwechsel mit Friedrich Gundolf. 1899–1931, hrsg. v. Karlhans Kluncker, Bd. 1, Amsterdam 1977, S. 40.
- ⁴² Adorno, Theodor W., Ästhetische Theorie, hrsg. v. Gretel Adorno und Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1973, S. 280.
- ⁴³ Adorno, Theodor W., Kulturindustrie. Aufklärung als Massenbetrug, in: ders., und Max Horkheimer, Dialektik der Aufklärung, hier zitiert nach: Adorno, Theodor W., Gesammelte Schriften, hrsg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 3, Frankfurt a.M. 2003, S. 159.
- ⁴⁴ Adorno, Ästhetische Theorie, S. 450.
- ⁴⁵ Adorno, Adorno, Theodor W., „Schöne Stellen“ (1965), in: ders., Gesammelte Schriften, hrsg. v. Rolf Tiedemann, Bd. 18, Frankfurt a. M. 1984, S. 695–718, hier S. 699.
- ⁴⁶ Ebd., S. 700.
- ⁴⁷ Ebd., S. 700.
- ⁴⁸ Ebd.
- ⁴⁹ Ebd.
- ⁵⁰ Ebd., S. 696f.
- ⁵¹ Ebd., S. 706.

Bildnachweis:

<http://www.diary.cadenza.org/ricardo-frantz/gloria-in-excelsis-deo.htm> (Abb. 1)
 B. Andreae, Skulptur des Hellenismus (München 2001), Taf. 145 (Abb. 2)
 B. Andreae, Skulptur des Hellenismus (München 2001), Taf. 144 (Abb. 3)

Kontakt:

Prof. Dr. Joachim Jacob
 Justus-Liebig-Universität Gießen
 Institut für Germanistik
 Joachim.Jacob@germanistik.uni-giessen.de



www.ringel-sohn.de

*Besuchen Sie Mittelhessens modernste
Badausstellung in Linden bei Gießen!*

Ringel

Bäder • Heizung • alternative Energien

A. Ringel & Sohn GmbH & Co. KG

Tannenweg 50 - 54
35440 Linden

Telefon: 06403/607-0
Telefax: 06403/607-20
E-Mail: info@ringel-sohn.de



Cora Dietl

Wenn alte Spiele auf die Bühne kommen

Aufführungspraxis als Begleiter der Mittelalter- und Frühneuzeitforschung

Mittelaltermärkte und -turniere sowie Mittelalterfestivals boomen derzeit. Wenn sich dort in pseudo-altertümlichem Deutsch Wikinger und Landsknechte mit den Namen hochmittelalterlicher Fürsten anreden und sich über ihr heidnisches Bekenntnis und die „Weiber“ austauschen, bleibt dem Mediävisten meist nichts mehr als lächelnd den Kopf zu schütteln. Einer zunehmend marginalisierten (und von den Studierenden nicht zuletzt wegen der geforderten Latein-, Mittelhochdeutsch- und Bibelkenntnisse oft gefürchteten) universitären Mittelalterforschung steht eine lebhaftere Kultur der Mittelalterkonstruktionen gegenüber, die von den Fachleuten wegen ihrer dezidierten Unwissenschaftlichkeit in der Regel gemieden wird. Nicht zu übersehen ist dabei aber das kulturelle Phänomen eines gesellschaftlichen Interesses an historischen Formen der Fest- und Repräsentationskultur, das als solches durchaus dem Interesse der Wissenschaft entspricht.

Fest, Spiel und Aufführungssituation als Gegenstand der Forschung

Das höfische und religiöse Fest, das Turnierwesen, die Prozession und der Ritus stehen nicht erst seit dem so genannten „performative turn“ der Geistes- und Kulturwissenschaften im Zentrum der Mittelalter- und Frühneuzeitforschung; zu verweisen ist hier etwa auf den in den 1980er Jahren entstandenen Band „Das Fest“ in der Reihe „Poetik und Hermeneutik“. ¹ Das mediävistische Interesse am Fest als einem inner- und außerliterarischen Phänomen und als Rahmen der Literaturrezeption verbindet sich seit Jahrzehnten mit dem Interesse an Formen des Theatralischen im Mittelalter. Allein die übliche rezitative Vortragsform höfischer Literatur lässt das Performative als einen Kern-

punkt mittelalterlicher literarischer Kultur erscheinen; Formen der symbolischen Kommunikation im höfischen Zeremoniell oder im öffentlichen Strafvollzug weisen in eine ähnliche Richtung.

Nachdem gerade auch im Bereich der Fest- und Spielforschung die deutsche Mediävistik besonders stark unter nationalsozialistischem Missbrauch gelitten hatte und die ältere Theatergeschichtsschreibung lange im Schatten von Heinz Kindermann gestanden hatte, ² bot sich ab den 1970er Jahren die Gelegenheit zu einem Neuanfang: durch eine Verbindung von Philologie, Überlieferungsgeschichte, Archivistudien, Soziologie und Anthropologie. Das „Drama“ des Mittelalters begann als ein unfester Text zu interessieren, der gerade nicht für die Lektüre entworfen, sondern untrennbar mit der Aufführung verbunden ist – und damit auch ohne ein Publikum nicht zu denken ist. Rolf Bergmanns Katalog der deutschsprachigen geistlichen Spiele (1986) ³ und Bernd Neumanns groß angelegte Sammlung von dokumentarischen Zeugnissen geistlicher Spiele (1987) ⁴ demonstrieren eindrücklich das seit den 1980er Jahren vorherrschende Nebeneinander von Forschungen zu den Spieltexten und zu Archivalien, die eine Aufführungsaktivität dokumentieren. Der städtische Raum wird als integraler Teil der Spiele ernst genommen und mit berücksichtigt. In neuerer Zeit werden in zunehmend weiterem Sinne theatrale Aktivitäten in den Städten als Teil der Theater- und Dramengeschichte berücksichtigt. Ein sehr schönes aktuelles Beispiel hierfür stellt die unlängst erschienene Habilitationsschrift von Heidy Greco-Kauffmann zum Luzerner Theater dar. ⁵ Sie berücksichtigt Turniere, Feste, Hinrichtungen, die Aktivität von Spielern und Musikanten, Fastnachtsbräuche, geistliche Spiele, aber auch frühneuzeitliche

Dramen der Jesuiten und der städtischen Schulen. Mittelalterliches Drama, das wird aus dieser Studie sehr deutlich, ist mehr als ein Text: Es ist Performanz im Raum.

„Drama“ im Mittelalter

Das mittelalterliche Spiel geht nicht aus der antiken Komödie und Tragödie hervor. Vor allem im Früh- und Hochmittelalter herrschte in kirchlichen Kreisen eine deutliche Skepsis gegenüber dem Theater in antikem Sinne. Verantwortlich ist unter anderem Tertullians schauspielkritische Schrift „De spectaculis“ aus dem späten 2. Jahrhundert, die das antike Drama mit heidnischem Kult und Christenverfolgung in Verbindung bringt. Die Völkerwanderung und die Zerstörung der Spielstätten hatten schließlich der römischen Theatertradition auch materiell ein Ende gesetzt. Die Texte aber blieben erhalten. Plautus, Seneca und insbesondere Terenz bildeten einen festen Bestandteil des mittelalterlichen Latein- und Rhetorikunterrichts, die als Lesetexte allenfalls rezitiert, nicht aber aufgeführt wurden. Eine Rechtfertigung fand die Interpretation der Theaterstücke als Rezitationsstücke darin, dass man den Vermerk „Calliopius recensui“, den der spätantike Philologe Calliopius in seiner Terenz-Sammlung unter jede Komödie gesetzt hatte, als einen Nachsatz des Rezitators deutete, wobei „recensui“ als mit „recitavi“ synonym verstanden wurde. Illustrierte Terenz- und auch Seneca-Ausgaben des Mittelalters bilden daher den lesenden Calliopius ab, gelegentlich auch den lesenden Dichter selbst, der mit Calliopius identifiziert werden konnte.

Als Prosa-Lesetexte lernte auch im 10. Jahrhundert Hrotsvitha, eine Kanonisse im Reichsstift Gandersheim, die Dramen des Terenz kennen und schätzen. Hrotsvitha ist die erste namentlich bekannte deutsche Autorin. In formaler Anlehnung an Terenz verfasste sie sechs lateinische (Lese-)Dramen über Märtyrerinnen, bekehrte Sünderinnen und Heilige. Ihre Werke aber hatten keine unmittelbare Wirkung und blieben singular in der deutschen Literaturgeschichte.

Geistliches Spiel

Die genuin mittelalterliche Form des Dramas, die ab dem 13. Jh. auf breiter Ebene dokumentiert und überliefert ist, ist zunächst das geistliche Spiel: szenische Darstellungen biblischer Geschehnisse, vor allem orientiert am Jahreskalender religiöser Feiertage als Weihnachtsspiele, Dreikönigsspiele, Passions-, Oster-, Himmelfahrts- und Pfingstspiele, daneben aber auch Weltgerichtsspiele, Antichristspiele, Spiele mit alttestamentlichen Inhalten oder Mirakel-spiele, in denen die Legenden Heiliger dargestellt werden. Später kommen dann noch Fronleichnamsspiele dazu, in denen die gesamte Heilsgeschichte präsentiert wird. Die Struktur der Spiele gibt kein klassischer Dramenaufbau vor, sondern der jeweilige Inhalt und gegebenenfalls typologische Bezüge zwischen den einzelnen dargestellten Szenen. Das Metrum hängt von der Sprache ab; deutsche Texte sind (wie die mittelhochdeutsche Epik) in Reimpaarversen verfasst.

Während die ältere Forschung behauptet hatte, dass die geistlichen Spiele aus dem christlichen Ritus erwachsen seien, spricht man heute lieber von einem generellen Zusammenhang und vielfältigen Überschneidungsformen zwischen dem Spiel und dem Ritus, der von jeher auf die Suggestivkraft performativer Elemente setzt (genannt seien z. B. Antiphone, Responsorien und Tropen, Gesten, Gebärden, Prozessionen und symbolische Handlungen). An der Schnittstelle zwischen Liturgie und Spiel stehen u. a. die so genannten Osterfeiern, deren ältester Beleg aus England stammt, aus der „Regularis Concordia“ des Bischofs Aethelwold von Winchester (um 970). Hier ist beschrieben, dass sich vier Mönche während der dritten Lesung der Ostermatutin umkleiden sollten. Einer, gekleidet in die Alba (das weiße Messgewand), sollte sich, einen Palmzweig in der Hand, am Grab Christi (präsentiert durch einen Vorhang) niedersetzen. Er stellte den Engel dar. Noch während des dritten Responsoriums sollten die anderen drei Klosterbrüder, gehüllt in Chormäntel und mit Weihrauchfässern in der Hand, langsamen Schrittes, „als ob sie etwas suchten“, zum Altar gehen: Sie stellten die drei Marien

dar. Es folgte dann vom sitzenden Engel „mit wohlklingender Stimme in mittlerer Tonlage“ gesprochen die Frage: „Wen sucht ihr im Grab, ihr Christen?“, worauf die drei Frauen unisono antworteten. Sie erfuhren, dass Jesus auferstanden sei, und brachen in ein „Halleluja“ aus. Sie wurden ins Grab geführt, nahmen die Leintücher heraus und legten sie auf den Altar. Zum Schluss sang der Prior einen Lobeshymnus. Die Kirchenglocken läuteten und der Gottesdienst war beendet. Die „Regularis Concordia“ erklärt, diese Ausgestaltung der Messe diene der „Festigung des Glaubens unter den Ungelehrten“: Sichtbares überzeuge weit mehr als nur Gehörtes. Die Osterfeier will nicht als Schauspiel verstanden werden, es soll keine fiktive Welt, keine Illusion entstehen, sondern es soll ein Geschehen, von dem alle gehört haben, illustriert, in Erinnerung gerufen, vergegenwärtigt und gemeinsam gefeiert werden.

Dieser Aspekt des gemeinsamen Begehens eines Feiertags und der Vergegenwärtigung von Glaubensinhalten ist auch dem geistlichen Spiel zentral, das aber viel elaborierter, deutlich länger (von einer halben Stunde bis zu mehreren Tagen Spielzeit), meist weniger zeremoniell und aus dem Gottesdienstkontext gelöst ist. Das eine Grab genügt dem Spiel nicht mehr als Kulisse, sondern verschiedene „loci“ werden rings um einen Platz herum aufgebaut (man spricht von einer „Simultanbühne“ wegen der gleichzeitigen Sichtbarkeit der verschiedenen Spielorte im Gegensatz zur heute üblichen Verwandlungsbühne), die Darsteller bewegen sich von Ort zu Ort und die Zuschauer gehen im wahrsten Sinne des Wortes mit. Aus England ist eine alternative Spielform bezeugt: die Wagenbühne der Fronleichnamsspiele. Hier sind die „loci“ auf Wagen verlegt, die mitsamt den Darstellern der jeweiligen an diesem Ort situierten Szene als Prozession durch die Stadt ziehen, an verschiedenen Stellen Halt machen und immer wieder die gleiche Szene aufführen. Der Zuschauer bleibt in der Regel stehen und lässt das Spiel an sich Revue passieren, er kann aber auch durch eine Bewegung mit oder gegen die Richtung des Zugs einzelne Szenen überspringen oder doppelt sehen.

Die ältesten aus dem deutschen Sprachraum überlieferten Spiele wie das „Klosterneuburger Osterspiel“ und der Benediktbeuerer „Ludus brevier de Passione“ aus dem frühen 13. Jh. sind in lateinischer Sprache und in feierlichem Ton gehalten und wurden wohl durchgehend gesungen, vermutlich von Geistlichen. Nur wenige Jahre später aber setzt die Überlieferung deutschsprachiger oder mischsprachiger Spiele ein, deren Trägerschaft zumindest teilweise eine laikal städtische war. Die Texte spielen mit dem Wechsel zwischen feierlich gesungenem Latein und gesprochenem Deutsch, zwischen heiligen Figuren, deren Worte und Handlungen sich eng an die biblische Überlieferung halten, und unheiligen Figuren, die in Wort und Tat nah am Erfahrungshorizont der Zuschauer stehen oder durch ihre Naivität, Unverschämtheit, Derbheit und Sündhaftigkeit erstaunen. Der Kontrast der verschiedenen Stilebenen soll dem Publikum die Augen öffnen für die Heiligkeit und Andersartigkeit des Göttlichen und soll dazu ermahnen, sich Gedanken über die Angemessenheit der eigenen Lebensweise zu machen. Grausamkeiten, die unsere heutigen Vorstellungen sprengen (und Mel Gibson's „Passion of Christ“ inspirierten), herzerreißende Klagen der leidenden Mutter Gottes oder der reuigen Sünder(innen), die Häme der Teufel oder die unerbittliche Gerechtigkeit des richtenden Gottes rütteln das Publikum auf.

Kommentierende Figuren wie etwa Augustinus (der nicht zuletzt in der Hessischen Spielgruppe eine wichtige Rolle spielt) leiten zuweilen durchs Geschehen und fordern immer wieder die „verstockten Juden“ dazu auf, sich endlich bekehren zu lassen. Wo, wie in Frankfurt, direkt vor den Mauern des jüdischen Viertels gespielt wurde, dürften die Juden tatsächlich die Adressaten gewesen sein, wo keine Juden im Publikum zu erwarten waren, konnten solche Kommentare auch die zweifelnden Christen als „Juden“ diffamieren und zur Bekehrung aufrufen. Ein latent antisemitischer Zug freilich ist auf jeden Fall zu spüren – vor allem in Passionsspielen. Andere, insbesondere Märtyrerspiele oder alttestamentliche Spiele, konnten auch die Emotionen gegen die „Heiden“ aufheizen (und diese waren dann je nach politischer Lage

mit den Slaven, Ungarn, Türken oder anderen zu identifizieren).

Neben dem politischen und religiösen Impetus der Spiele ist zugleich ein moralischer deutlich spürbar. Insbesondere die Weltgerichtsspiele, aber auch Nebenszenen in anderen Spielen, führen die Laster einzelner Berufsstände vor; vom Quacksalber, der wertlose Salben verkauft, bis hin zum Schneider, der am Stoff spart.

Maien-, Neidhart- und Fastnachtsspiele

Die Ständesatire ist auch ein wichtiges Element des weltlichen Spiels des Mittelalters. Dieses setzt als schriftlich fixiertes Spiel historisch etwas später ein als das geistliche, es ist aber oft noch schwerer als dieses von nicht schriftlich fixierten Fest- und Brauchtumsformen zu trennen.⁶ Zu erwähnen sind hier zum einen Spiele, die das Frühjahr, den Mai und das Erwachen der Natur feiern. Der noch heute bestehende Brauch, am 1. Mai oder an Pfingsten Maibäume aufzurichten, lässt sich seit 1224 nachweisen. Man errichtete die Bäume – in der Regel Fichten, die bis auf die Spitze kahl geschlagen waren – auf dem Marktplatz oder vor der Residenz des jeweiligen Landesfürsten und erwies dem Baum durch Umtanzen Verehrung. In der Nacht zum ersten Mai oder am ersten Mai selbst sind vor allem im Spätmittelalter in den Städten üppige Festessen bezeugt. Bei diesem Festmahl empfing man den „Maienkönig“, einen, wie ab Mitte des 14. Jh. belegt ist, für dieses Amt erwählten Bürger, der am 1. Mai oder an Pfingsten einen zeremoniellen Einzug in die jeweilige Stadt hielt, in dichtes Laub gehüllt. Der Einzug des Maienkönigs war wohl von Tänzen und Turnieren begleitet; manchenorts sind auch Schau-turniere zwischen dem personifizierten Winter und dem Sommer belegt. Nicht nur Schauturniere und Tänze, sondern auch Spiele waren im Spätmittelalter Teil der Pfingst- und Maienfeierlichkeiten.

Das älteste überlieferte weltliche Spiel in deutscher Sprache ist das „St. Pauler Neidhartspiel“ (1360/70). Die Textgrundlage des Spiels bildet der berühmteste der Schwänke, die sich um den Minnesänger Neidhart ranken, der so genannte Veilchenschwank: Die Erzherzogin

von Österreich verspricht dem, der das erste Veilchen finde, ein Jahr lang ihre Liebe; Neidhart findet es, deckt es mit seinem Hut ab und holt die Hofgesellschaft her. In der Zwischenzeit ersetzen Bauern das Blümchen durch einen Kot-haufen – und entsprechend ist der Eklat, als die Erzherzogin den Hut lüftet. Neidhart schwört den Bauern Rache – und verfällt damit gänzlich in die Rolle des Bauernhassers, die ihm generell in den Neidhartschwänken und Neidhartspielen zudedacht ist. Die Spiele leben aus diesem sozialen Konflikt, der ironisch überhöht durchgespielt wird.

Eine Verkehrung von Hierarchien und eine Provokation der ständischen Ordnung und der Moralvorstellungen sowie Tabubrüche sind konstitutive Teile der Fastnachtsfeierlichkeiten, die ihrerseits fest eingebettet sind in den kirchlichen Festtagskalender und eine gesellschaftliche Funktion erfüllen, sowohl durch das Infragestellen von Normen wie auch durch das Verlachen von Normbrüchen. Eine Theateraktivität an Fastnacht ist aus zahlreichen deutschen Städten im späten 14. und besonders im 15./16. Jahrhundert belegt. Bezeugt sind Bühnenwagen und Bühnengerüste auf dem Marktplatz, daneben auch Aufführungen in Innenräumen, wie im Rathaus, in Zunfthäusern oder auch in Gasthäusern. Die Stoffe, die auf diesen Bühnen aufgeführt wurden, waren zwar weitgehend weltliche, daneben aber auch geistliche. Als Akteure sind entweder Söhne wohlhabender Bürgerfamilien erwähnt, die ihre Kostüme selbst mitbrachten, oder aber Handwerker, bei denen die Zunft für Kostüme und Requisiten aufkam. Sehr selten treten auch Schulen als Verantwortliche auf.

Die Forschung zum deutschen Fastnachtspiel setzt zwei lokale Schwerpunkte, und das wegen der Überlieferungslage: Lübeck und Nürnberg. Aus Lübeck ist viel über die Organisation der Fastnachtsspiele bezeugt, aus Nürnberg sind über hundert Spieltexte überliefert. Beide Städte waren bedeutende Handelszentren und damit auch Umschlagplätze für Literatur. In ihrer Ausrichtung aber sind die beiden Fastnachtspielzentren sehr verschieden. Beeinflusst durch die niederländischen „Rederijkers“ (Rhetorikerkammern, die Rhetorik- und Schauspiel-

wettbewerbe zu abstrakten und meist moralischen Themen organisierten), waren die Lübecker Spiele vor allem Moralitäten. Aus Nürnberg ist ein Panorama fastnächtlicher Aufführungen bezeugt, das Läufe, Tänze, auch Morisken- und Schwerttänze, Turniere und Spiele verschiedenster Art umfasst. Die Fastnachtspiele im eigentlichen Sinne machen hiervon den geringsten Teil aus. Deren Inhalt entspricht in den meisten Fällen der lockeren Fröhlichkeit des Fastnachtsfests: Das Grundthema ist das besonders derb gezeichnete Alltagsleben. Freizügig wird über fleischliche Liebe, Geschlechtskrankheiten, Trink- und Esslustbarkeiten mit allen Begleitscheinungen gesprochen. Den Rahmen bilden mit Vorliebe Gerichts- oder Arztszenen. Unter dem unterhaltsamen Mantel aber verbirgt sich in der Regel doch eine versteckte Moral.

Humanisten- und Reformationsdrama

Die Blütezeit der Fastnachtspiele und der großen, mehrtägigen geistlichen Spiele trifft zeitlich mit der Einführung des Humanistendramas im Alten Reich zusammen. Durch die Entdeckung einer bedeutenden Plautus-Handschrift durch Nikolaus Cusanus 1425 in Köln sowie durch die Auffindung des Terenz-Kommentars von Donat/Evanthius durch Giovanni Aurispa in Mainz 1433 erfuhr die humanistische Antikenrezeption und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit römischen Tragödien und Komödien (Seneca, Terenz und Plautus) einen deutlichen Auftrieb. In formaler Anlehnung an die römischen Klassiker und in humanistischem Neulatein entstanden ab dem Ende des 15. Jh. im deutschsprachigen Gebiet Tragödien, Komödien und allerlei dramatische Mischformen. Wo die klassische Einheit des Orts akzeptiert wurde, war eine große Simultanbühne

mit zahlreichen Bühnenständen unnötig. Die Hinwendung zur sogenannten Terenzbühne, also einer einfachen Bühne mit mehreren Auf- und Abtrittsmöglichkeiten, wurde jetzt Programm.

Bei aller Polemik der Humanisten gegenüber dem mittelalterlichen Spiel verschlossen sie sich aber dennoch nicht den spätmittelalterlichen dramatischen Formen. Sie experimentierten mit Versatzstücken des geistlichen und des Fastnachtspiels, auch mit Prozessionen und zeremoniellen Elementen in ihren Dramen, die zunächst an Universitäten, im Rahmen humanistischer Sodalitäten und an humanistisch gesinnten Höfen, dann auch in Schulen und im städtischen Rahmen aufgeführt wurden, von Studenten, Schülern und Gelehrten anlässlich universitärer oder schulischer, zuweilen auch religiöser, städtischer oder privater Feste, politischer Ereignisse, von Fürstenbesuchen oder Hoftagen. Die Gegenstände sind zuweilen zeitgenössisch-politische, auch bildungspolitische, zuweilen mythologisch-allegorische, zuweilen biblische, im Bereich der Komödie auch typisierte Diebstahls-, Betrugs- und Liebesverwicklungen. Die Komödie konnte auch für persönliche Feuden zwischen humanistischen Gelehrten eingesetzt werden.



Abb. 1: Misteri d'Elx: Abschied der Jünger von Maria (2004). Bildnachweis: <http://festivalmedieval.com/es/fotogalerias>. Heute an dieser Stelle nicht mehr vorhanden.

Die Wirkmacht, die die Humanisten gerade auch im Bereich des politisch-agitatorischen Dramas neu entdeckt hatten, wurde nach der Reformation im konfessionellen Drama bewusst ausgenutzt. Das konfessionelle Drama ist zum Teil volkssprachlich verfasst, die Autoren sind Lehrende, Pfarrer, Schüler oder Studenten; Aufführungsorte sind meist Schulen, Ordensschulen, Universitäten oder aber städtische Plätze. Gegenstände sind anfangs meist biblische oder legendarische Stoffe sowie Allegorisches – oder aber ein satirisch überzeichnetes Bild des jeweils entgegen gesetzten konfessionellen Lagers. Bald wurden auch konfessionell orientierte Lehren in historische oder literarische Stoffe eingewoben. Mit der klassischen Dramenform, seit dem Humanismus Norm, wurde immer wieder neu experimentiert, ebenso wie mit den Möglichkeiten einer Bühnentechnik, die ein Abweichen von den drei Einheiten erlaubte, ohne dass man zur mittelalterlichen Simultanbühne zurückkehren musste. Die Übergänge zum Barockdrama sind, sobald die Verwandlungsbühne eingeführt ist, fließend.

Aufführungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Spiele heute

In einigen europäischen Städten sind mittelalterliche oder frühneuzeitliche Schauspieltraditionen erhalten geblieben, in den letzten Jahrzehnten wieder zum Leben erweckt oder auch erst neu eingeführt worden. Zu erwähnen seien hier beispielsweise das traditionelle „Mariae Himmelfahrtsspiel“ in Elz/Spanien (Abb. 1), die verschiedenen „Praesepe vivente“ in Umbrien, das barocke „Oberammergauer Passionsspiel“ oder auch die Helsinki „Via Crucis“. Die Spiele werden heute in der Regel professionell künstlerisch betreut. Seltener ist eine wissenschaftliche Betreuung solcher Spiele durch Theaterhistoriker. Eine solche findet bei den Aufführungen des „Corpus Christi Cycle“ in York statt, wo im Juli 1998 in Verbindung mit dem „York Early Music Festival“ und dem „International Medieval Congress“ in Leeds erstmals elf Einzelspiele des Yorker Fronleichnamspiels auf nach mittelalterlichen Beschreibungen rekonstruierten Bühnenwagen an fünf



Abb. 2: York Corpus Christi Cycle: Ölberggebete und Hohepriester (1998). Bildnachweis: Cora Dietl

historisch bezeugten Aufführungsorten des Wagenspiels aufgeführt wurden. Seitdem wird das Spiel in regelmäßigen Abständen wieder als städtischer Großevent in Szene gesetzt, wissenschaftlich betreut durch die Mediävisten, Musik- und Theaterhistoriker der Universitäten York und Leeds. Darsteller sind wie im Mittelalter in erster Linie Mitglieder der Zünfte der Stadt York, daneben auch Studierende.

Einige mediävistische Institute in Europa und Amerika beherbergen seit Jahrzehnten studentische Theatergruppen. Die didaktische Idee, die sich dahinter verbirgt, ist keine grundsätzlich andere als die der Auslandsphilologien oder die des Grammatik- und Rhetorikunterrichts an den frühhumanistischen Universitäten und Lateinschulen. Schon Quintilian hatte in seiner „Institutio oratoria“ erklärt, die Komödie eigne sich besonders für sprach- wie moraldidaktische Zwecke (X,1,65). In diesem Sinne schreibt auch 1450 Enea Silvio Piccolomini in seinem „Tractatus de liberorum educatione“ (1450): „Comoediae plurimum conferre ad eloquentiam possunt“, das heißt: die Komö-

dien könnten in ganz besonderer Weise zur Eloquenz beitragen,⁷ während Konrad Celtis in seiner „Ars versificandi et carminum“ (1486) die Tragödie als ein Instrument kluger Staatslenkung lobt, weil sich in den öffentlichen Aufführungen von Tragödien und Komödien Weisheit („sapientia“) und höchste Beredsamkeit („summa eloquentia“) zu einer sublimen „persuasio“ verbinden, welche die Zuschauer moralisch unterrichten, begeistern und dazu anspornen könne, den auf der Bühne präsentierten Vorbildern nachzueifern und das zu tun, was man seinem Land und seinem Mitmenschen schulde. Aus ähnlichen Überzeugungen setzte sich Philipp Melanchthon dafür ein, dass das Theaterspiel in die Lehrpläne der deutschen Lateinschulen des 16. Jahrhunderts integriert wurde.

Heute wird man keine politische oder moralische Erziehung mehr durch ein Theaterspiel an der Universität bezwecken wollen; die Ausbildung von sprachlichen und rhetorischen Schlüsselkompetenzen aber ist gerade jetzt, im Zuge der zunehmenden Praxisorientierung der



Abb. 3: York Corpus Christi Cycle: Kreuzigung (2006). Bildnachweis: Cora Dietl

modularisierten Studiengänge, besonders hoch geschätzt. Die schauspielerische Umsetzung historischer Spieltexte kann dazu dienen, den reflektierten Umgang mit der Literatur und der Sprache in ihrer Historizität zu stärken und zugleich eine praktische Einführung in Schauspiel, Dramaturgie und Pressearbeit sowie Schlüsselqualifikationen wie Rhetorik, Sprech-erziehung und Präsentation zu vermitteln. Öffentliche Aufführungen dienen zugleich dem Wissenstransfer, indem Erkenntnisse über die Geschichte des Dramas anschaulich und wissenschaftlich fundiert an ein interessiertes Publikum vermittelt werden.

Aus diesem Grund organisiert die Professur für Deutsche Literaturgeschichte mit dem Schwerpunkt Mittelalter/Frühe Neuzeit der JLU Gießen seit 2007 regelmäßig Aufführungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Spiele mit Studierenden. Den Startschuss setzte das Jubiläumsjahr 2007 mit der Aufführung von Daniel Cramers „Comodia Plagium“ aus dem Jahr 1593, die 1607 bei der Eröffnung des Lehrbetriebs an der Universität Gießen am 9. 10. 1607 aufgeführt worden war. Am 9. 10. 2007 wurde

die Aufführung in der Aula der JLU wiederholt. Im Rahmen der Projektwoche „Rings um die Tafelrunde“ zum Jahr der Geisteswissenschaften fand bald darauf, im Dezember 2007, eine Aufführung von Hans Sachs' „Tristan“ auf dem Kirchenplatz statt. Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Frauenstudiums der JLU 2008 führten Studierende im Margarete-Bieber-Saal eines der Dramen Hrotsvithas von Gandersheim auf; mit der Gründung des Literarischen Zentrums Gießen im Herbst 2009 schließlich fiel die Aufführung des „Hessischen Weihnachtsspiels“ zusammen.

Die Grundidee zur Regie dieser studentischen Aufführungen ist es, den Text in seiner Historizität zu bewahren, aber nicht museal einzufrieren. Witzige wie ernste Szenen im Text sollen gefunden und unterstrichen, symbolische Aussagen und intertextuelle Bezüge verdeutlicht werden. Eine gänzliche Übernahme mittelalterlicher Bühnenformen ist aus technischen Gründen oft nicht möglich, aber die Studierenden erkennen nach einer Einführung in die Geschichte der Bühnenformen, wo die Vorteile einer historisch exakten Umsetzung lägen, und können argumentieren,



Abb. 4: Daniel Cramer, „Plagium“, Gießen: Kulissenbau vor der Aula (2007). Bildnachweis: Cora Dietl

welche Kompromisse am ehesten akzeptabel sind. Was auf jeden Fall beibehalten wird, ist die fließende Grenze zwischen Spiel und Fest, die bei jeder Inszenierung neu gesetzt wird. Die hautnahe Vermittlung historischer Theaterkenntnisse geht jeweils einher mit durchaus neuzeitlicher sowie praktischer Arbeit beim Bühnenbau und Kostümnähen, bei der Probenorganisation, Beleuchtung, Ton-technik, beim Entwurf von Programmheft, Flyer, Plakat und Pressemitteilung sowie bei Presseinterviews. Damit sind die Erfordernisse eines Moduls wie „Literarische Bildung und kulturelle Praxis“ problemlos erfüllt.



Abb. 5: Hessisches Weihnachtsspiel, Gießen: Joseph und seine Mägde (2009).
Bildnachweis: Cora Dietl

Die Internationale Gesellschaft zur Erforschung des mittelalterlichen Dramas

Nicht nur der Lehre und dem Wissenstransfer, sondern durchaus auch der Forschung dienen rekonstruierende Aufführungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Theaterstücke. Die „Société Internationale pour l'Étude du Théâtre Médiéval“ (SITM), die führende Gesellschaft zur Erforschung des mittelalterlichen Dramas, fördert parallel die theoretische und die praktische Auseinandersetzung mit dem älteren Drama. Ausgehend von einer Initiative der anglistischen Mediävistik, Theater- und Musikgeschichte in Leeds, fanden 1974 in Leeds und 1977 in Alençon erste internationale Kongresse zur mittelalterlichen Theatergeschichte statt. Beim dritten Kongress 1980 in Dublin gab sich die Gesellschaft ihre Statuten. Die SITM ist eine zweisprachige, französisch-englische wissenschaftliche Gesellschaft, die die Erforschung des mittelalterlichen Theaters stimulieren möchte – und das nicht nur im englisch- und französischsprachigen Gebiet. Große Namen in der germanistischen Forschung zum mittelal-

terlichen Spiel und zum frühneuzeitlichen Drama (wie Rolf Bergmann, Hansjürgen Linke, Gert Roloff, Eckehard Simon) zählten von Anfang an zu den Mitgliedern der SITM. Der Gesellschaft geht es ausdrücklich ums Theater und nicht um das Drama, also nicht nur um Texte. Aufführungen werden als ein valider Versuchsaufbau gesehen, um die historischen performativen Bedingungen zu rekonstruieren. Nicht zufällig gehörten die wissenschaftlichen Betreuer der Aufführung des Yorker Fronleichnamsspiels zu den Gründungsvätern der SITM: Erst im Nachvollzug wurde in York deutlich, dass nicht alle überlieferten Einzelspiele des Zyklus an allen bezeugten Stationen des Prozessionszugs aufgeführt werden konnten; erst im Nachbau konnten einige falsche Annahmen über den Bau der Bühnenwagen widerlegt werden; erst die Erfahrung der akustischen Situation in den Straßen machte offensichtlich, welche Bedeutung den Gesten zukommt. Die Gesellschaft organisiert alle drei Jahre einen Kongress: Nach Dublin tagte sie in Viterbo, Perpignan, Lancaster, Girona, Toronto, Odense, Groningen, Elx und zuletzt in Lille. Dieses Jahr,

vom 18. bis zum 24. Juli 2010, wird sie erstmals in Deutschland tagen: in Gießen. Traditionell werden die Kongresse der SITM von einem Mittelalter-Theaterfestival begleitet: Die Mitglieder der Gesellschaft bringen ihre eigenen studentischen Theatergruppen mit, damit diese am Abend in öffentlichen Aufführungen die Spiele präsentieren, die tagsüber im Expertenkreis diskutiert wurden. Das städtische und universitäre Publikum darf und soll Fragen zu den Spielen und zur Inszenierung stellen; Erläuterungen werden außerdem im Programmheft gegeben; die Vorträge des Kongresses stehen bereits vorab offen zugänglich im Internet.

Informationen zu den Aufführungen, die an so reizvollen Orten wie dem Botanischen Garten und der Pankratiuskapelle in Gießen, dem Fürstensaal im Marburger Schloss, Schloss Braunfels und Schloss Staufenberg stattfinden, sowie zur Tagung sind erhältlich unter: <http://www.uni-giessen.de/~g91159/sitm.htm>.

Anmerkungen:

¹ Walter Haug/Rainer Warning (Hgg.), *Das Fest*. München 1989 (Poetik und Hermeneutik 14).

² Heinz Kindermann, *Theatergeschichte Europas*, Bd. 1: *Das Theater der Antike und des Mittelalters*. Salzburg 1957.

³ Rolf Bergmann (Hg.), *Katalog der deutschsprachigen geistlichen Spiele und Marienklagen des Mittelalters*. München 1986 (Veröffentlichungen der Kommission für deutsche Literatur des Mittelalters der Bayerischen Akademie der Wissenschaften).

⁴ Bernd Neumann, *Geistliches Spiel im Zeugnis der Zeit. Zur Aufführung mittelalterlicher religiöser Dramen im deutschen Sprachgebiet*. 2 Bde. München 1987 (MTU 84, 85).

⁵ Heidi Greco-Kaufmann, „Zuo der Eere Gottes, vfferbuwung dess menschen vnd der statt Lucern lob“. Theater und szenische Vorgänge in der Stadt Luzern im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit. 2 Bde. Zürich 2009 (Theatrum Helveticum 11).

⁶ Grundlegend dazu: Eckehard Simon, *Die Anfänge des weltlichen deutschen Schauspiels 1370–1530. Untersuchung und Dokumentation*. Tübingen 2003 (MTU 124).

⁷ Enea Silvio Piccolomini, *Opera quae extant omnia*, Basel 1551, 984, zit. nach: Wilfried Barner, *Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen*. Tübingen 1970, S. 304.

Kontakt:

Prof. Dr. Cora Dietl
Justus Liebig-Universität Gießen
Institut für Germanistik
Otto-Behaghel-Str. 10B
35394 Gießen
Tel.: 0641/99290-80 oder -81
Fax: 0641/99290-89
Mail: cora.dietl@germanistik.uni-giessen.de



Thomas M. Bohn

„Russische Geschichte“, „Russland als Vielvölkerreich“ oder „Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion“?

Perspektiven im Zeichen transnationalen und imperialer Forschungsparadigmen

Mit der „Osterweiterung“ der Europäischen Union haben sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts wieder einmal die Grenzen in den kognitiven Landkarten der westlichen Öffentlichkeit verschoben. Durch die „Europäisierung“ Ostmittel- und Südosteuropas erfährt Russland indes eine Marginalisierung. Allerorten ist eine Distanzierung vom Osten zu verspüren. Verantwortlich dafür sind die Folgen imperialer Machtverhältnisse und kultureller Missverständnisse. Das Zarenreich, das im Zeitalter der Nordischen Kriege unter Peter dem Großen auf die politische Bühne Europas getreten war, geriet interessanterweise erst durch die Rotation, die die Achsen der räumlichen Wahrnehmung in der Epoche der Aufklärung erfuhren, vom Norden in den Osten des Kontinents. War der Gegensatz von Zivilisation und Barbarei seit der Antike auf die Nord-Süd-Achse bezogen worden, so hatte fortan das russische Kaiserreich unter Katharina II. die Funktion einer negativen Kontrastfolie zu übernehmen und sich aufgrund der mittelalterlichen Mongolenherrschaft und der autokratischen Tradition mit dem Vorwurf der orientalischen Despotie auseinanderzusetzen. „Russland und Europa“ lauten die noch heute relevanten Pole, die seit den religions- und geschichtsphilosophischen Debatten zwischen „Westlern“ und „Slavophilen“ im Moskau der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit den Begriffspaaren „Rückständigkeit und Modernisierung“ oder „Spiritualität und Dekadenz“ eine Zuschreibung erfahren haben. In mächtropolitischen Hinsicht hatte die Spaltung Europas bereits durch die unter preußischer, österreichischer und russischer Ägide vollzogene Aufteilung Polens am Ende des 18. Jahrhunderts ihren Ausdruck gefunden, bevor sie dann über die Sowjetisierung Ostmittel- und Südosteuropas nach dem Zweiten Weltkrieg und die Errichtung des Eisernen Vorhangs im Ost-West-Kon-

flikt endgültig manifest wurde. Als die Menschenrechts- und Bürgerbewegungen in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts begannen, sich von der kommunistischen Herrschaft zu emanzipieren, hieß die zweifelhafte Parole folglich „Zurück nach Europa!“. Als Kehrseite der Medaille bleiben heutzutage Russland, die Ukraine und Belarus geopolitisch und soziokulturell aus dem noch unter Gorbatschow in sympathischer Weise postulierten „gemeinsamen Haus Europa“ ausgeschlossen.

Sind die russische und sowjetische Geschichte aus deutscher Sicht tatsächlich so abseitig oder rechtfertigt sich nicht viel eher gerade auch in Hessen ein neuerliches Interesse an den Lebenswelten Lomonossows, Dostojewskis und Schostakowitschs? Russland gibt Rätsel auf, nicht nur in philosophischer und künstlerischer, sondern auch in politischer und sozioökonomischer Hinsicht. Wie passen die „russische Seele“ und die „russische Idee“ mit dem stalinistischen Terror und der autoritären Herrschaft zusammen? Was bedingt den Gegensatz zwischen dem Reichtum des Landes und der Armut der Bevölkerung? Warum lässt der vermeintlich starke Staat die Bürgergesellschaft nicht zum Zuge kommen? Antworten auf diese Fragen können und müssen an der Justus-Liebig-Universität formuliert werden. Diese Aufgabe steht nicht nur mit den allgemeinen Traditionen der deutschen Osteuropaforschung in Zusammenhang, sondern ist auch auf spezifische Fixpunkte der hessisch-russischen Beziehungen zurückzuführen.

I. Traditionen des Faches Osteuropäische Geschichte

Zweifelsohne hat kein Geringerer als der Begründer des deutschen Historismus, Leopold von Ranke, in seinem Jugendwerk „Geschichten der romanischen und germanischen

Völker“ den Europabegriff 1824 auf die lateinische Christenheit reduziert und dabei behauptet „Neuyork und Lima“ gingen uns „näher an, als Kiew und Smolensk“. Doch spielte die russische Karte in der Diplomatie spätestens seit der Bismarck-Ära eine so bedeutende Rolle, dass mit dem Auslaufen des Rückversicherungsvertrages in den 1890er Jahren an der Berliner Universität ein Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte eingerichtet wurde. „Ostforschung“ wurde fortan in politischem Auftrag betrieben. Der Betrachtungsgegenstand der „klassischen“ osteuropäischen Geschichte, will heißen: die Fokussierung auf die russische und die sowjetische Geschichte, fand dabei durch eine Reihe von Faktoren eine Rechtfertigung. Zunächst haben das orthodoxe Christentum und die kyrillische Schrift weiten Teilen des östlichen Europa ihren Stempel aufgedrückt. Sie sind zudem durch die mongolische Fremdherrschaft über mehr als zwei Jahrhunderte von der Entwicklung des übrigen Europa abgeschnitten worden. Während im Westen mit der Latinisierung des Christentums eine Perpetuierung des römischen Rechts erfolgte, blieb der Osten einer patriarchalischen Tradition verbunden. Altrussland kannte weder Lehen noch Stände, weder die Renaissance noch den Humanismus oder die Reformation. Aus der Weite des Raumes resultierten die extensive Wirtschaftsweise und die amorphe Sozialstruktur. Signifikant wurde allein die Zentralisierung der Herrschaft in der Autokratie. Letztendlich sind Staat und Gesellschaft nie vollständig auseinandergetreten. Die unter Peter dem Großen verordnete kulturelle Öffnung und die unter Stalin auferlegte ökonomische Modernisierung stellten Versuche dar, Anschluss an den Westen zu finden. Jedoch erwies es sich als ungemein schwierig, die der Gesellschaft eigenen archaischen Elemente zu überwinden. Immerhin stellen die Ukraine und Weißrussland Kontaktzonen dar, die aufgrund intensiver Kultureinflüsse, wie der Übernahme des Magdeburger Stadtrechts oder des Anschlusses an die unierte Kirche, die Offenheit der Grenzen zwischen Ost und West bezeugen. Vor diesem Hintergrund ist zu bedauern, dass die Sprachbarriere, vor der sich deutsche Historikerinnen und Histori-

ker in der Nachfolge Rankes in Bezug auf die slawische Welt gestellt sehen, einer Spezialisierung des Faches Osteuropäische Geschichte immer noch das Wort redet.

Weil in der russischen und sowjetischen Historiographie andere Fragen gestellt wurden als in der deutschen, kann auf Rankes Diktum ein neues Licht geworfen werden. Anders als im deutschen Historismus, der die Symbiose von Staat und Nation in den Mittelpunkt seines Erkenntnisinteresses rückte, ging es vorrevolutionären russischen Historikern darum, den Dualismus von Russland und Europa sowie den Antagonismus von Staat und Gesellschaft kritisch zu beleuchten. Vor diesem Hintergrund verpflichtete sich die „Moskauer Schule“ bereits siebzig Jahre vor der „Bielefelder Schule“ einer historischen Soziologie. Erst der Stalinismus mit seiner vom Sowjetpatriotismus inspirierten Forderung, Helden- und Ruhmestaten wieder auf die Agenda zu setzen, führte zu einer geistigen Verarmung der Geschichtswissenschaft. Während im Westen die historische Anthropologie ihren Siegeszug antrat, frönte der Osten weiterhin einem Vulgärmarxismus, der historische Prozesse vor der „Großen sozialistischen Oktoberrevolution“ als eine Geschichte von Klassenkämpfen strukturierte und die anschließende Entwicklung als eine Summe der Errungenschaften beim Aufbau des Kommunismus bilanzierte. Eine Kontinuität zwischen der vorrevolutionären russischen und der sowjetischen Historiographie bildet bezeichnenderweise die Unterscheidung der universitären Fachdisziplinen „vaterländische“ oder „russische Geschichte“ und „allgemeine Geschichte“. Als Randnotiz sei darauf hingewiesen, dass die Übernahme dieser Sprachregelung durch deutsche Russlandhistorikerinnen und -historiker einer Selbstvergewisserung gegenüber den bis dato in Fragen der Theorie den Ton angehenden „Allgemeinhistorikern“ dient.

II. Perspektiven des 21. Jahrhunderts auf die russische und sowjetische Geschichte

Aufgrund der Tatsache, dass sich nach dem Untergang der Sowjetunion in den Nachfolge-



Abb. 1: Karte „Russland in den Grenzen von 1462–1917“. Bildnachweis: Bohn, Thomas M./Neutatz, Dietmar (Hrsg.): Studienhandbuch Östliches Europa. Bd. 2: Russisches Reich und Sowjetunion. 2., überarbeitete und aktualisierte Aufl. Köln/Weimar/Wien 2009, Anhang

staaten eigenständige Historiographien herauszubilden und Nationalgeschichten zu kreieren begannen, sah sich die westliche Osteuropaforschung ihrerseits zum Umdenken veranlasst. Es genügt nicht mehr, die Perspektive ausschließlich auf Moskau und St. Petersburg/Leningrad zu richten, sondern es ergab sich die Notwendigkeit, außer Kiew und Smolensk mindestens noch Minsk und Kasan in den Blick zu nehmen. Das Wort von „Russland als Vielvölkerreich“ machte Anfang der neunziger Jahre die Runde. In der Tat war das sich unter Iwan dem Schrecklichen konstituierende Zarenreich durch die Eroberung der an der mittleren und unteren Wolga gelegenen tatarischen Khanate von Kasan und Astrachan Mitte des 16. Jahrhunderts über das ursprüngliche Siedlungsgebiet der Ostslawen hinausgegangen und in einen bis in das 19. Jahrhundert währenden Prozess der Expansion oder Kolonisation eingetreten. Bezeichnenderweise lag der Anteil der Russen sowohl bei der ersten Volkszählung des Zarenreiches von 1897 als auch bei der letzten sowjetischen Volkszählung von 1989 lediglich bei 50 %. „Russisch“ reicht in der Folge als Arbeitssprache nicht mehr aus. Angesichts der Tatsache, dass in den Volkszählungen jeweils über 100 Ethnien registriert wurden, vermag die Kenntnis der anderen beiden ostslawischen Sprachen, „Ukrainisch“ und „Belarussisch“, allenfalls Lücken zu füllen.

Auf den Paradigmenwechsel weist die Umbenennung der führenden Fachzeitschrift *Otečestvennaja istorija* („Vaterländische Geschichte“) hin, die sich erst durch einen generationsbedingten personellen Austausch in der Redaktion im Jahre 2009 veranlasst sah, sich vom Reichs- respektive Sowjetpatriotismus zu lösen. Nicht von ungefähr beinhaltet der neue Titel *Rossijskaja istorija* („Russländische Geschichte“) eine Erweiterung des bisherigen Konzepts der russischen Geschichte (*russkaja istorija*). Das Substantiv *Rus'* und das daraus abgeleitete Adjektiv *russkij* bezogen sich ursprünglich auf die aus Skandinavien stammenden Fernkaufleute, die im 9. Jahrhundert entlang des Flusssystemes „von den Warägern zu den Griechen“ einen Verbund von Burgsiedlungen errichteten und mit der indigenen Bevölkerung eine Sym-

biose eingingen. *Russkij* meinte bis zur allmählichen Ausdifferenzierung der Sprachgruppen im 15. und 16. Jahrhundert noch nicht „russisch“, sondern „ostslawisch“. *Rossijskij* ist eine Wortschöpfung der petrinischen Ära. Sie steht mit der Proklamation des „Russländischen Imperiums“ (*Rossijskaja imperija*) aus Anlass des Nystader Friedens in Zusammenhang, mit dem Peter der Große die Schweden 1721 als Ostseevormacht verdrängte. Bei Anbruch der Neuzeit verengte sich *russkij* nicht nur auf das russische Ethnos, sondern fungierte darüber hinaus auch als Bezeichnung für die Sphäre der Gesellschaft. *Rossijskij* erstreckte sich hingegen auf das Herrschaftsgebiet und konnotierte fortan die Ebene der Staatsverwaltung. Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht Wunder, dass die Verwendung des deutschen Begriffes „russländische Geschichte“ in den 1990er Jahren in Fachkreisen in Mode kam, doch hat sich die Terminologie wegen ihres fremdartigen Klanges in der Umgangssprache nicht durchsetzen können.

Stellte sich das „Vielvölkerreich“ anfangs als vielversprechendes Konzept dar, erwies sich in der Praxis allzu bald, dass die „russische Geschichte“ dadurch lediglich um eine Summe von Nationalgeschichten erweitert wurde, welche mehr oder minder unverbunden nebeneinander standen. Immerhin waren Russland- und Sowjetunionhistorikerinnen und -historiker auf der Höhe der Zeit, als zu Beginn des 21. Jahrhunderts die aus dem angloamerikanischen Bereich stammenden Empire Studies vor dem Hintergrund der Globalisierung ihren Siegeszug antraten und in diesem Zusammenhang das Paradigma der transnationalen Geschichte einen Methodenwechsel von der historischen Komparatistik zur Kulturtransferforschung einleitete. Konstitutive Elemente von Imperien sind demzufolge die Herrschaft über große Gebiete und viele Völker, die Legitimation durch eine Dynastie und die Stabilität durch Macht. Vom Nationalstaat sollen Imperien zum einen die Durchlässigkeit der Grenzen und zum anderen die Heterogenität der Bevölkerung unterscheiden. Zu den Existenzbedingungen werden das Gleichgewicht zwischen Ressourcen und Militärapparat sowie zwischen Zentrum und Peripherie gezählt. Trans-

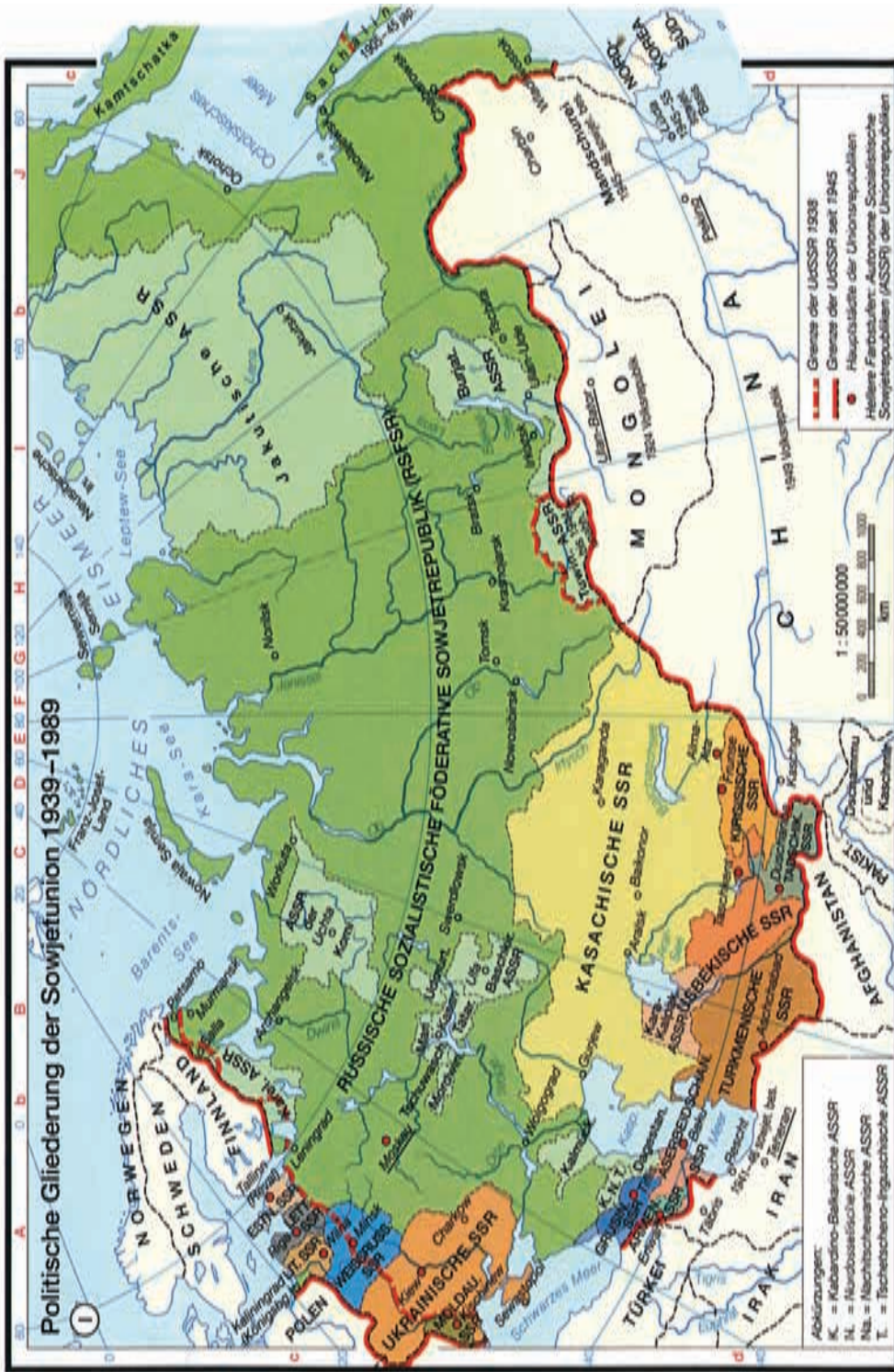


Abb. 2: Karte „Politische Gliederung der Sowjetunion 1939–1989“. Bildnachweis: Bohn, Thomas M./Neutzat, Dietmar (Hrsg.): Studienhandbuch Östliches Europa. Bd. 2: Russisches Reich und Sowjetunion. 2., überarbeitete und aktualisierte Aufl. Köln/Weimar/Wien 2009, Anhang



Abb. 3: Plakat „Mutter Heimat ruft“. Bildnachweis: Mark Grosset/Nicolas Werth: Die Ära Stalin, Stuttgart 2008, S. 123

nationale Geschichte bezieht sich nicht nur auf Grenzüberschreitung und Migration im engeren, sondern auch auf Verflechtung und Kulturtransfer im weiteren Sinne, d. h. auf die Übertragung von Know-how und dessen Adaption an ein neues Milieu. Auf dem Gebiet der Institutionen ist etwa die Übernahme des schwedischen Verwaltungssystems unter Peter dem Großen, auf dem Gebiet der Migration die Ansiedlung deutscher Kolonisten unter Katharina II. und auf dem Gebiet der Ideologie die Realisierung des kommunistischen Manifests nach

der Oktoberrevolution von 1917 zu benennen. Auf dieser Grundlage kristallisieren sich zwei Strukturprobleme der russischen und sowjetischen Geschichte heraus. Mit dem kolonialen Komplex, der sich in der Erschließung neuer Territorien und der Einrichtung von Pufferzonen niederschlug, war nicht nur eine Rechtfertigung und Stabilisierung des Herrschaftssystems verbunden, sondern auch eine Ausdifferenzierung von Eliten- und Volkskultur. Das daraus resultierende „russländische“ respektive sowjetische Paradox bezeichnet die Divergenz zwischen dem Wachstum des Staates und dem Aufblähen der Bürokratie einerseits und der Entrechtung der Gesellschaft und dem Versagen der sozialen Systeme andererseits. So gesehen haftet der Gewalt Herrschaft des Stalinismus eine gewisse Zwangsläufigkeit an. Schließlich wurden die aus der Kritik am westlichen Kapitalismus erwachsene sozialistische Utopie in einem rückständigen Agrarland erprobt,

das von einer paternalistischen Kultur geprägt war. Modernisierung mutierte in diesem Sinne zu einer Zivilisierungsmission, die sich als Krieg gegen die bäuerlichen Traditionen und die nationalen Minderheiten entpuppte.

III. Das Zarenreich und die Sowjetunion in Forschung und Lehre

Summa summarum verspricht folgende Konzeption einer „Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion“ ertragreich zu sein:

1. Russische und sowjetische Geschichte werden als Teil der europäischen Geschichte betrachtet. Dabei soll danach gefragt werden, inwieweit sich Konzeptionen, Kategorien und Begriffe der mittel- und westeuropäischen Geschichte auf den russisch-ostslavischen Raum übertragen lassen oder inwieweit Unterscheidungen zu treffen und eigene Kategorien zu bilden sind. Der anzustrebende Vergleich hat ausdrücklich nicht unter der Prämisse zu folgen, dass die mittel- und westeuropäische Entwicklung den „Normalfall“ bildet, an dem der russische „Sonderweg“ gemessen wird respektive seine aus dieser Betrachtung resultierenden „Defizite“ konstatiert werden.

2. Die selbst in der neueren Forschung immer noch vorherrschende moskauzentrische Perspektive soll durchbrochen und Russland bzw. die Sowjetunion als Vielvölkerreich behandelt werden. Neben dem Verhältnis von „Staat und Gesellschaft“ sollen die Beziehung von „Zentrum und Peripherie“ sowie das Wechselspiel von „Transnationalität und Kulturtransfer“ thematisiert werden. Das Russlandbild, das dabei vertreten wird, hat sich sowohl gegenüber imperialen Ansprüchen als auch slavophilen Verklärungen abzugrenzen. Neben der polyethnischen und polykonfessionellen Komplexität des Zentrums müssen auch die Russifizierung und die Sowjetisierung in den Pufferzonen oder Satellitenstaaten Berücksichtigung finden.

3. Außer dem im Zeichen des Terrors stehenden Stalinismus soll mit Blick auf die binnen weniger Jahrzehnte erfolgte Verwandlung eines Agrarlandes in einen Industriestaat die Urbanisierung und der dem planwirtschaftlichen Fortschrittsfetischismus geschuldete Ökozid bzw. der auf der Tonnenideologie beruhende Raubbau an der Natur zu einem Leitmotiv der Sowjetunionforschung erhoben werden. In beiden Fällen interessiert dabei die von Eigensinn und Dissens geprägte Alltagsgeschichte des Sozialismus. Es geht sowohl um die Voraussetzungen der politischen Kultur und die Chancen der Zivilgesellschaft als auch um den Zustand der Ökologie und die Potentiale der Umweltbewegung in der Phase der Transformation seit 1991.

Vor diesem Hintergrund bieten sich an der Justus-Liebig-Universität Schwerpunktsetzungen in folgenden Themenbereichen an:

1. Die Ausstellung „Russland 1900. Kunst und Kultur im Reich des letzten Zaren“, die auf der Mathildenhöhe Darmstadt an der Jahreswende 2008/09 zu sehen war, spiegelt ein öffentliches Interesse wider. Gespeist wird dies durch die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bestehenden dynastischen Beziehungen zwischen dem Haus Hessen und den Romanows. Insbesondere das Schicksal von Alice (Alix) von Hessen-Darmstadt, besser bekannt als letzte Zarin Alexandra Fjodorowna, und ihrer Schwester Elisabeth, der Großfürstin und Äbtissin Jelisawjeta Fjodorowna, haben immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Brüskierte Erstere die intellektuelle Elite, weil sie die Position ihres schwachen Gatten durch die Beschwörung der Traditionen von „Autokratie, Orthodoxie und Volkstum“ zu untermauern suchte, und weil sie der Bluterkrankheit ihres Sohnes durch die Inanspruchnahme des zwielichtigen Wunderheilers Rasputin entgegenwirken zu können glaubte, zog Letztere aus der Ermordung ihres streitbaren Gemahls durch sozialrevolutionäre Terroristen die Konsequenz, sich karitativ zu engagieren, ohne einer Mystifizierung des Heiligen Russland anheimzufallen, und gewann dafür dennoch die Sympathien der einfachen Bevölkerung.

2. Die seit 1991 bestehende Partnerschaft des Landes Hessen mit der Region Jaroslawl und die gerade in Vorbereitung befindliche Russland-Studie der Hessen-Agentur unterstreichen die Relevanz ökonomischer Beziehungen. Eine historiographische Fundierung diesbezüglicher Aktivitäten kann auf bibliothekarische Ressourcen aufbauen, die aus den Traditionen des Faches Osteuropäische Geschichte an der Justus-Liebig-Universität resultieren. Anknüpfend an die Mitte der fünfziger Jahre begonnene Arbeit des Instituts für Kontinentale Agrar- und Wirtschaftsforschung bemühte sich der Lehrstuhlinhaber Klaus Heller seit dem Ende der achtziger Jahre systematisch um die Wirtschaftsgeschichte des vorrevolutionären Russland. Als prominentes Beispiel für hessische Unternehmer, die im Zarenreich Geschäfte be-



Abb. 4: Zarin Alexandra aus dem Hause Hessen-Darmstadt im Kreise der europäischen Verwandten 1903 (von links: Großherzog Ernst Ludwig, Zarin Alexandra Fjodorowna, Zar Nikolaus II., Prinzessin Irene, Prinz Heinrich von Preußen, Großfürstin Elisabeth, Großfürst Sergej, Prinzessin Victoria, Prinz Ludwig von Battenberg). Bildnachweis: Beil, Ralf (Hrsg.): Russland 1900. Kunst und Kultur im Reich des letzten Zaren. Mathildenhöhe Darmstadt, 12. Oktober 2008 bis 1. Februar 2009. Köln 2008, S. 116

trieben, ist Großherzog Ernst Ludwig zu nennen, der die Vermittlung des Jugendstils mit dem Export von Kunstgewerbe verband. Symbolträchtig für das 20. Jahrhundert ist die Tatsache, dass die sowjetische Automobilindustrie erst durch kriegsbedingte Demontagelieferungen aus Rüsselsheim in die Gänge kam. Bei der ersten Generation des Moskwitsch handelte es sich um eine nahezu originalgetreue Kopie des Opel Kadett.

3. Das 2006 gegründete „Gießener Zentrum östliches Europa“ öffnet durch die einzigartige Kombination von Geschichte, Slawistik und Turkologie Wege, die andernorts nicht betreten werden können. Aus naheliegenden Gründen bietet sich die schöne Literatur als Einstieg in die historische Forschung an. Schriftsteller gerieten angesichts der politischen Zensur sowohl im Russischen Reich als auch in der Sowjetunion immer wieder in die Rolle von Geschichtsphilosophen. Öffentliche Debatten spielten

sich infolgedessen im Rahmen der Literaturkritik ab. Darüber hinaus dient die Partnerschaft mit der Universität Kasan als Schneise zur mittleren Wolga und nach Zentralasien. Dabei ist in symptomatischer Weise von einem Erinnerungsort die Rede. Denn die 1552 erfolgte Eroberung des tatarischen Khanats von Kasan markiert die Konstitution Russlands als Vielvölkerreich. Aus historischer Perspektive gewinnt sich demzufolge die Einbeziehung des Islams in die Erforschung des vordergründig orthodoxen Zarenreichs und der vermeintlich atheistischen Sowjetunion. Die Frage nach der Autonomie Tatarstans rückt dabei genauso auf die Tagesordnung wie das Problem der Deportation von Russlanddeutschen nach Kasachstan.

4. Der 2009 neu besetzte Lehrstuhl für „Osteuropäische Geschichte“ mit dem Schwerpunkt „Russisches Reich und Sowjetunion“ verfügt über eine deutschlandweite einzig-

artige Kompetenz in der Weißrussland-Forschung. Die Republik Belarus ist nach Auffassung des Journalisten Wolfgang Büscher, der den Weg von Berlin nach Moskau zu Fuß zurücklegte, immer noch das „komplizierteste Land der Welt“ und seine Hauptstadt Minsk ein „Freilichtmuseum des sozialistischen Realismus“. Historisch gesehen zeichnete sich die Belarus als Übergangszone zwischen Mittel- und Osteuropa aus. Sie erhielt ihre kulturellen Prägungen zunächst vom Großfürstentum Litauen und der polnischen Adelsrepublik und dann vom zarischen und sowjetischen Imperium. Das 20. Jahrhundert stellt mit den beiden Weltkriegen, der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, dem stalinistischen Terror, dem Holocaust und dem Reaktorunfall von Tschernobyl ein Zeitalter der demographischen Katastrophen dar. Darüber hinaus erfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge eines rasanten Urbanisierungsprozesses die Umwandlung des Agrarlandes in ein Industrieland. Die im Rahmen der sozialistischen Modernisierung voll-

zogene Russifizierung ging mit einer Preisgabe weißrussischer Identität einher.

Unter diesen Voraussetzungen fügen sich die Lehrstuhlmitarbeiter mit den folgenden wissenschaftlichen Profilen in das Zukunftskonzept der Justus-Liebig-Universität Gießen ein: Aufgrund einer Dissertation über die Moskauer Historikerschule im ausgehenden Zarenreich und einer Habilitation über den Wiederaufbau der Stadt Minsk nach dem Zweiten Weltkrieg ist der Verfasser durch inhaltliche Schwerpunkte in den Bereichen Historiographiegeschichte und Erinnerungskulturen einerseits und Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung andererseits ausgewiesen. Neuerliche Interessen beziehen sich auf Aberglauben und Nonkonformismus, ansetzend beim Vampirismus der Frühen Neuzeit und abschließend mit dem Eigensinn im Sozialismus. Anknüpfend an das Gesamtkonzept erforschen die Mitarbeiter Birte Kohtz und Rayk Einax Männlichkeitsdiskurse im ausgehenden Zarenreich sowie Entstalinisierungsdebatten in der Chruschtschow-Ära. Aliaksandr Dalhouski un-



Abb. 5: „Darmstadt: Hochzeitsturm, Ausstellungsgebäude und Russische Kapelle“, Postkarte um 1908. Bildnachweis: Beil, Ralf (Hrsg.): *Russland 1900. Kunst und Kultur im Reich des letzten Zaren*. Mathildenhöhe Darmstadt, 12. Oktober 2008 bis 1. Februar 2009. Köln 2008, S. 4

tersucht im Forschungsprojekt „Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl“ die Interdependenz von sozialen Forderungen in Petitionen aus der kontaminierten Region einerseits und politischem Protest landesweiter Initiativen zur Überwindung der Folgen des atomaren GAUs andererseits. Insgesamt gesehen soll über die kulturwissenschaftliche Russland- und Sowjetunionforschung hinaus in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Geschichte Ostmitteleuropas und dem Herder-Institut Marburg über ein wissenschaftliches Netzwerk die Belarus- oder Weißrusslandforschung etabliert werden.

Literaturhinweise:

- Beil, Ralf (Hrsg.): Russland 1900. Kunst und Kultur im Reich des letzten Zaren. Mathildenhöhe Darmstadt, 12. Oktober 2008 bis 1. Februar 2009. Köln 2008.
- Belkin, Dmitrij/Raphael Gross (Hrsg.): Ausgerechnet Deutschland. Jüdisch-russische Einwanderung in die Bundesrepublik. Jüdisches Museum Frankfurt, 12. 3.–25. 7. 2010. Berlin 2010.
- Bohn, Thomas M./Dietmar Neutatz (Hrsg.): Studienhandbuch Östliches Europa. Bd. 2: Russisches Reich und Sowjetunion. 2. überarbeitete und aktualisierte Aufl. Köln/Weimar/Wien 2009.
- Emeliantseva, Ekaterina/Arié Malz/Daniel Ursprung: Einführung in die Osteuropäische Geschichte. Stuttgart 2008.
- Russland-Studie der Hessen-Agentur (in Vorbereitung).

Kontakt:

Thomas.Bohn@geschichte.uni-giessen.de

Oliver Behnecke

Die Selbsterfindung einer Stadt: Stadtentwicklung durch Kultur – Wissen schafft Stadt

Im folgenden Artikel möchte ich versuchen, einen neuen Stellenwert von Kulturarbeit im Rahmen von Stadtentwicklung und Stadtmarketing bewusst zu machen. Gerade die Erfahrungen mit den Großveranstaltungen zum Universitätsjubiläum 2007 und zum 200. Geburtstag von Justus Liebig 2003 oder die Stadtrauminszenierung anlässlich des Gießener Stadtjubiläums 1997 zeigen die Chancen und Perspektiven künstlerischer und kultureller Produktion als Impuls und Methode zur Entwicklung einer städtischen Identität, die entscheidende Voraussetzung ist, um Profile und Ideen zur Gestaltung städtischer Gegenwart und Zu-

kunft zu entwickeln. Jubiläen spielen in diesen Prozessen eine wichtige Rolle, denn „*die im Jubiläum inszenierte Geschichte ist kein auf ein Verfallsdatum zulaufender Niedergang, sondern ein mit Hoffnung und Wünschen besetzter Merkposten.*“¹ Diese jubiläumsspezifische Verschränkung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft war auch ein dramaturgischer Ansatz für den Spielplan zum 400. Geburtstag der Universität Gießen, den ich in diesem Artikel noch einmal mit einem Rückblick als ein gelungenes Beispiel kooperativer und identitätsstiftender Kulturarbeit von Universität und Stadt herausstellen möchte.



Abb. 1: Fest zum 400. Geburtstag der Universität Gießen (Foto: Oliver Schepp)

Stadtentwicklung und Kultur

„Kunst und Wissenschaft leben von Menschen, die mit all ihrer Kraft träumen und forschen. Solche Radikalität braucht Respekt und Förderung und sie braucht Orte, an denen sich heute ausbrüten lässt, was uns morgen beschäftigen wird. Dieser Horizont verlangt gemeinsame Leidenschaft.“ (Zitat aus einer Zeitungsanzeige zur Kulturhauptstadtbewerbung Bremens).

Solche gemeinsame Leidenschaft lässt sich am besten durch konkrete Projekte mit einer ausgeprägten Beteiligungsstruktur bündeln, wie es bei den Kulturprogrammen zum Liebig-Jahr 2003 oder zum Universitätsjubiläum 2007 der Fall war, welche Gießen als Wissenschaftsstandort öffentlichkeitswirksam herausgestellt haben. Es ging darum, die Geschichte und die Geschichten, die Ideen und Visionen einer Stadt und einer Universität zu finden und zu erzählen, sowie Perspektiven für eine zukünftige Stadtentwicklung zu bekommen. Dabei spielen Hochschulen gerade für Universitätsstädte in der Größenordnung und Struktur von Gießen eine wichtige Rolle, denn Wissen entwickelt Stadt – Wissen schafft Stadt.

Jahrelang, vor allem in den 1960ern und 70ern, hieß die Devise von Stadtentwicklung und -planung „Urbanität durch Verdichtung“. Demographen und Stadtplaner prophezeiten wachsende Städte mit einer arbeitenden Bevölkerung, für die es praktische Häuser geben müsste, die wenig Fläche verbrauchten. Hochhaus-Siedlungen am Rande der Städte entstanden, die heutzutage wegen Leerstand und urbaner Ghettoisierung teilweise abgerissen bzw. „zurückgebaut“ werden. Städte wachsen und schrumpfen wieder – sie sind ein dynamisches und organisches System aus Menschen und Bauten – beides ist endlich. Durch Bevölkerungsrückgang, Wirtschaftsstagnation und den Wandel von der Industriegesellschaft hin zur Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft muss gegenwärtige und zukünftige Stadtentwicklung eher mit Lücken, Nischen, Leerständen und Schrumpfungen umgehen. So hat z. B. Leipzig im Rahmen des Bundesforschungsprojektes „Stadt 2030“ das Leitbild „Die perforierte Stadt“ entworfen. Lücken können nicht

mehr geschlossen werden, man muss in Zukunft mit der Lücke leben und die Nischen als Chance begreifen, als Platz und (Frei-)Raum für Stadtgrün, für temporäre Nutzungen und weitere Bespielungen.

Städte und Regionen werden sich diesen Veränderungsprozessen stellen müssen. So gibt es immer mehr Schrumpfungsregionen und Stagnationsregionen, aber natürlich auch noch einige Regionen, die nach wie vor wachsen. Städte entwickeln sich immer weiter wie organische Systeme – wachsen, schrumpfen, zerfallen und entstehen wieder neu. Betrachtet man Regionen wie z. B. das Ruhrgebiet in der Zeitspanne der letzten 100–150 Jahre, so hat es sich mit der Industrialisierung vergrößert und ist dabei immer mehr zusammengewachsen. Seit dem Ende dieser Phase ist die Schrumpfung eingetreten. Als Symbol für diesen Strukturwandel wurde Essen stellvertretend für das Ruhrgebiet zur Kulturhauptstadt Europas 2010 gewählt. Auf diese Entwicklungsdynamik kann nun nicht mehr mit dem herkömmlichen, auf Langfristigkeit und Wachstum angelegten Planungsbegriff vieler Stadtplaner und politischer Entscheider reagiert werden, sondern dieser muss um dynamische Instrumente und Methoden für eine innovative Stadtentwicklung ergänzt werden, denn Stadt entwickelt sich immer unberechenbarer. Eine Stadt steht ständig vor der Herausforderung, sich immer wieder zu definieren – sich gewissermaßen immer wieder neu zu erfinden. Künstlerische und kulturelle Projekte können dazu einen entscheidenden Beitrag leisten, indem sie die Selbsterfindung und die Identitätsstiftung einer Stadt moderieren, entwickeln und anstoßen. Denn künstlerische Projekte, vor allem aus den darstellenden Künsten, sind per se dynamisch und flexibel, vergänglich und kurzfristig – sie können daher sehr gut auf die eben beschriebenen dynamischen und oft unberechenbaren Entwicklungsprozesse einer Stadt reagieren.

Zeitgemäße, innovative und kreative Stadtentwicklung geht folglich nur im Zusammenspiel von Stadtplanern, Stadtpolitikern, Stadt-Unternehmern, Hochschulen in der Stadt, Stadt-Wissenschaftlern und vor allem mit der Stadt-Bevölkerung und eben mit kreativ inter-



Abb. 2: Performance „Gipfel der Wissenschaften“ zum Universitätsjubiläum (Foto: Frank Sygusch)

disziplinär arbeitenden Profis der Kunst, Kultur und Wissenschaft.

Identifikation und Kooperation durch Kunst und Kultur

Kunst und Kultur spielen bundesweit seit ein paar Jahren im Diskurs der Stadtentwicklung und des Stadtmarketings eine immer zentralere Rolle: Der Kreativitäts- und Entwicklungsfreiraum von Kunst und Kultur bietet einen besonders geeigneten Rahmen, in dem Visionen entwickelt werden können, die helfen, die Profile der Städte zu entwerfen. Kunst und Kultur bieten insbesondere ein kommunikatives und kreatives Handlungsfeld, in dem Visionen durch konkrete Maßnahmen und Projekte angestoßen und umgesetzt und damit auch getestet werden können. Diese Perspektiven können Bewohnern und Akteuren aus Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Institutionen Identifikationspotenziale mit ihrer Stadt bieten, indem Zusammenarbeit in konkreten Projekten kurzfristig getestet und damit langfristig Synergien ausgebildet werden. Künstlerische und kulturelle Projekte können als Trainingslager und Labor für die Stadtentwicklung fungieren.

Neubewertung kultureller Ressourcen

Seit einigen Jahren findet auf diese Weise eine Neubewertung der kulturellen Ressourcen in Deutschland statt. Die Städte treten in Konkurrenz um Tagesbesucher, Kulturtouristen, Geschäftsreisende und Einwohner. Gießen als Universitätsstadt tritt in Konkurrenz um Studierende mit anderen Universitätsstädten mit ähnlicher Größe und ähnlichem Profil. Die kulturelle Attraktivität einer Stadt ist heute eine Schlüsselgröße der Wertschöpfung. Kultur gerät damit zunehmend in die Reichweite von Investitionsentscheidungen.

Lebendige Kultur ist ein oft widerspenstiger, risikoreicher Prozess mit offenem Ausgang – selten aalglatt zeitgemäß, mal allzu schnell, mal allzu langsam, und als solcher nur bedingt plan- und verwaltbar. Beinahe zwangsläufig droht Kulturpolitik im herkömmlichen Sinne an der eigenen Unberechenbarkeit und Rastlosigkeit von Stadt und Kultur zu scheitern. Kulturpolitik hat nur dann Aussicht auf Gelingen, wenn ihr eine genaue, scharfsichtige Wahrnehmung und Beobachtung der sich stets wandelnden städtischen Kultur zugrunde liegt. Dabei sollte sich das Augenmerk auf zwei wesent-

liche Faktoren richten: Brutstätten und Besessene. Es müssen also die kreativen Orte und Köpfe einer Stadt sichtbar gemacht und in Kontakt zueinander gebracht werden. Sie sind entscheidend für die Entstehung kultureller Qualitäten. Kultur ist Motor für Kreativität. Sie ist die unabdingbare Voraussetzung für ein vitales, innovationsfähiges Gemeinwesen. Kultur ist Ressource. Dabei spielen die Hochschulen als Orte des Wissens, der Forschung, der Bildung und der Kultur eine wichtige Rolle. Kunst und Kultur erhalten eine entscheidende Bedeutung im Rahmen der Stadtentwicklungspolitik: *„Kultur ist ein zentraler Ansatzpunkt für eine Profilüberprüfung und -veränderung, Kulturpolitik ist (...) Stadtpolitik, Kulturentwicklung ein Teil der Stadtentwicklung.“*²

Kunst und Kultur bieten die Chance für einen Kommunikationsraum, in dem auch scheinbar Unmögliches gedacht, getestet und gestaltet werden kann. Solche Freiräume braucht jede Entwicklung einer Stadt mit all ihren unterschiedlichen Akteuren aus Bürgerschaft, Politik, Bildung, Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft. Die schöpferische Reibung von Ideal und Wirklichkeit künstlerischer und kreativer Arbeitsformen kann Entwicklungsprozesse in unerschlossene Dimensionen treiben. Künstlerische und kreative Besessenheit ist Hauptmotor kultureller Erneuerung und sollte Einlass finden in die oft pragmatische Stadtentwicklungsarbeit.

Die Kunst der Kurzfristigkeit

Kulturelle und künstlerische Projekte können folglich als Methode und Technik der Stadtentwicklung dienen. Während herkömmliche Planungs- und Entwicklungsprozesse sehr oft mittel- und langfristig sind, bieten künstlerische Projekte und Arbeitsformen die große Chance, mit motivierender Kurzfristigkeit die oft langwierige Stadtentwicklungsarbeit zu ergänzen und so städtische Gegenwart zu gestalten. Denn für diese langwierigen Entwicklungsprozesse sind kurzfristige, sichtbare und erlebbare Ergebnisse und Ereignisse entscheidend zur Motivation, Vermittlung und Überprüfung mittel- und langfristiger Ziele und Visionen für eine Stadt.

Regelmäßige Kultur-Projekte in kurzen Zeitabständen dienen als Motivation, um langfristige Ziele nicht aus den Augen und dem Sinn zu verlieren. Solche Projekte funktionieren als Runder Tisch, an dem die unterschiedlichsten Akteure einer Stadt aus den Bereichen Wirtschaft, Wissenschaft, Bildung, Politik, Kultur und Bürgerschaft zusammenkommen. An diesem Tisch geht es darum, das jeweilige Projekt durch direktes Handeln gemeinsam voranzubringen und kurzfristig umzusetzen. Solch ein kooperatives, identitätsstiftendes und profilbildendes Projekt für Gießen war das Universitätsjubiläum im Jahr 2007, auf das nun noch einmal zurückgeblickt werden soll, um daraus vorausblickend Ideen und Perspektiven für Veranstaltungsformate zu schaffen – das Universitätsjubiläum als „Live-Machbarkeitsstudie“ für eine kommunikative Stadtentwicklung mit einem entsprechenden Stadtmarketing.

400 Jahre Universität Gießen – die Universität als kultureller Ort in der Stadt

Bei den Veranstaltungen zum 400. Geburtstag der Universität Gießen im Jahr 2007 ging es um Universitäts- und Stadtgeschichte und um das Erzählen von Geschichten – von vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen. Bei den Planungen des Gesamtspielplans für das Jubiläumsjahr kam es darauf an, wie und wo diese Geschichten der Universität Gießen, diese Geschichten der Wissenschaft erzählt werden – es ging um die Entwicklung von Inszenierungen, um das Entwickeln von Formen und Formaten zur Vermittlung der universitären Inhalte aus Forschung und Lehre. Dabei standen zwei historische Eckdaten der Universitätsgründung im Fokus: der Tag der Unterzeichnung des Privilegs durch Kaiser Rudolf II. zur Gründung der Universität Gießen als Landesuniversität von Hessen-Darmstadt am 19. Mai 1607 und die Aufnahme des Lehrbetriebs im Herbst 1607. Diese beiden historischen Daten im Mai und im Oktober bildeten die Zwei-Säulen-Dramaturgie des Veranstaltungs-Spielplans zum Jubiläum. Im Mai ging die Universität mit einem Wissen-

schaftsfestival hinaus auf die Plätze und Straßen der Stadt und in die Geschäfte der Innenstadt – ein Festival an den Schnittstellen von Wissenschaft, Bildung, Kultur und Alltag. Im Oktober kam die Stadt in die Universität zu einem universitätsweiten „Tag der offenen Türen“.

Universitätsintern wurden durch die Ausschreibung eines Jubiläumsförderfonds vielfältige Veranstaltungen und Projekte von Fachbereichen, Zentren, Einrichtungen und Studierenden für das Jubiläumsprogramm initiiert – so entstanden unter anderem Ausstellungen, Theaterprojekte, Konzerte, Vortragsreihen, Buchveröffentlichungen, Filme und Festivals, die zeigten, wie vielseitig und facettenreich die Justus-Liebig-Universität ist. Die landesgeschichtliche Bedeutung der Universität sowie das einmalige Fächerprofil, über das die Universität heute verfügt, spiegeln sich im Jahresprogramm wider. Ziel war es, möglichst vielen Bürgerinnen und Bürgern Wissenschaft in viel-

fältiger, kreativer und erlebnisbezogener Form nahe zu bringen.

Wissen schafft Stadt – Wissen entwickelt Stadt

Das Jahr 2007 war für Gießen ein Jahr der großen Feierlichkeiten. Gleich drei Institutionen, die für das Bildungs- und Kulturleben der Stadt und Region prägend sind, feierten ihre kleinen und großen Jubiläen. Allen voran beging die Gießener Universität ihren 400. Geburtstag; das Stadttheater wurde 100 Jahre alt, und das vergleichsweise junge, aber hochinnovative Mathematikum feierte sein immerhin 5-jähriges Bestehen. Diesen Rahmen mit seiner außergewöhnlichen und identitätsstiftenden Bedeutung nutzten die Universität und die Stadt Gießen, um die Potenziale der Stadt zu bündeln und in einem Dialog zwischen Wissenschaft, Bildung, Kultur, Wirtschaft und Stadt-Gesellschaft zusammenzuführen.



Abb. 3: Uni-Theaterball 2007 im Audimax (Foto: Rolf K. Wegst)

Die Gleichzeitigkeit der drei Jubiläen legte eine Akzentuierung von Aktivitäten an den Schnittstellen von Wissenschaft, Kunst und innovativen Vermittlungskonzepten nahe. Gießen führte seine Tradition ungewöhnlicher stadtwweiter Aktionen fort und legte einen Schwerpunkt auf die sinnliche und publikumsnahe Präsentation von Wissenschaft und Forschung im Stadtraum. Unter dem Leitmotiv „WissenschafftStadt“ wurde in enger Kooperation zwischen der Justus-Liebig-Universität und der Stadt Gießen (gemeinsam mit der Künstlergruppe AKKU) ein Jahresprogramm entwickelt. Das Veranstaltungsjahr wurde im Januar 2007 anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Stadttheaters Gießen und des 400. Geburtstags der Universität Gießen mit einem großen Uni-Theater-Ball im Audimax eröffnet.

Der größte Veranstaltungsraum der Universität und der Stadt wurde mit eindrucksvollen Projektionen und dem Orchester des Theaters in einen großen Ballsaal verwandelt. Weiter ging es im Frühjahr mit dem Wissenschaftsfestival vom 19. bis zum 26. Mai 2007: In Zusammenarbeit mit den Instituten und Fachbereichen der JLU, mit der Fachhochschule, mit Bildungs- und Technologieeinrichtungen, dem Handel, lokalen Unternehmen, den gastronomischen Betrieben, den ansässigen Medien, hiesigen Kulturschaffenden und auswärtigen Künstlern wurde ein Festival veranstaltet, das im Laufe einer Woche über 50.000 interessierte Besucher anlockte. Begonnen wurde diese Veranstaltungswoche am 19. Mai mit einem feierlichen Festakt in der Universitätsaula mit einem eigens produzierten Hörstück von Heiner Goebbels, einer raumgreifenden Videoinstallation von Studierenden der Angewandten Theaterwissenschaft und einem musikalischen Programm des Universitätsorchesters unter Leitung von Universitätsmusikdirektor Stefan Ottersbach. Im Anschluss daran wurden die Türen des Universitätshauptgebäudes geöffnet und der Universitätsplatz mit der gesperrten Ludwigstraße wurde Ort für eine große Geburtstagsfeier für alle Universitätsangehörigen und die gesamte Stadtbevölkerung.

Der Veranstaltungsreigen zog sich dann weiter in die Innenstadt durch den Seltersweg auf den Kirchenplatz. Insbesondere die wissenschaft-

lichen Präsentationen auf dem „Wochenmarkt der Wissenschaften“ am 19. Mai, der im Anschluss an den samstäglichen Wochenmarkt dessen Stände und Lauben bezog, waren ein absoluter Publikumsmagnet. Hier tummelten sich 5.000 Besucher – Kinder wie Erwachsene –, um gespannt Experimenten, Vorführungen und Kurzvorträgen zu folgen. Aber auch die unterschiedlichen Vorlesungen der Universität – von Tiermedizin über Germanistik bis zur Archäologie – und das allabendliche Konzertprogramm von Klassik über Balkan-Beats bis zum Tango im „Auditorium Urbanum“, dem großen Rundzelt auf dem Kirchenplatz, fanden eine Woche lang regen Anklang. Mitten im alltäglichen Stadtleben wurde universitäres und studentisches Leben sichtbar und erlebbar.

Die Aktion „Gießen – Eine Stadt wird Doktor“ der Berliner Künstlergruppe „Kulturmaßnahmen“ nahm sich eines zentralen universitären Themas an – der Promotion – und verlieh all jenen den Titel des „Bürgerdoktors“, die ihn aufgrund einer persönlichen Leistung für sich selbst angemessen fanden. Über 50 stolze „Ausgezeichnete“ leben seither in Gießen. Des weiteren traf man bei der „Akademie des Alltags“ im Marktquartier, der „Temporären Mensa“ in der Plockstraße, dem „Langen Band des Wissens“ im Seltersweg, der Reihe „Kinder wollen's wissen“ im Katharinenviertel sowie den „Science Camps“ für kleine „Nachwuchswissenschaftler“ auf eine mitten im Leben platzierte Universität, auf vielfältiges Wissen und Wissenschaft – stets an überraschenden und ungewöhnlichen Orten vermittelt.

Räumlich wurden die zahlreichen Aktionen in der Stadt durch die Kunsthandwerk- und Flaniermeile „Fluss mit Flair“ mit dem großen Fest vor dem Universitätshauptgebäude verbunden. Dorthin hatte das 400-jährige Geburtstagskind nach dem offiziellen Festakt in der Universitätsaula am 19. Mai Mitarbeiter, Studierende und Bürger eingeladen – 3.000 Besucher erlebten das abschließende Illuminationsfeuerwerk am Universitätshauptgebäude. Ebenfalls auf Kunst traf man, wenn man Frank Bölters überdimensionalem Papierschiiff „Auf großer Fahrt“ zur Lahn folgte – und das taten bei bestem Wetter eine große Schar Gießener und Besucher.

Und so war es in dieser Woche gut möglich, dass man einem bemannten, acht Meter langen Papierfaltboot beim Kentern zuschaute, den ersten begehbaren Kuhpansen Deutschlands durchschritt, seine Spaghetti in der Mensa unter freiem Himmel in der Fußgängerzone aß, man im Vorlesungszelt mit einem lebendigen Pferd konfrontiert wurde, an einem chemischen Seminar im Teeladen teilnahm oder dass man zum Bürgerdoktor der Stadt Gießen ernannt wurde. Oder man konnte sich in einer 100-stündigen Dauervorlesung von 400 Vortragenden in 400 Kurzvorträgen die 400-jährige Universitätsgeschichte anhören. Ganz Gießen wurde so für eine Woche zur lebendigen Universität, zum kurzweiligen Campus und zum spannenden Labor!

Sonntagsausflüge und Montagsexperten

Die beiden Höhenpunkte des Jubiläumsjahres, das „Fest der Wissenschaft und Forschung“ im Frühjahr und das Fest im Herbst unter dem Motto „Gießen begrüßt die Erstsemester“,

wurden wissenschaftlich und unterhaltsam durch zwei Reihen mit wöchentlichen Veranstaltungen verknüpft.

Für die Filmreihe „Montagsexperten“ im Heli-Kino stand jeweils ein Experte – Wissenschaftler oder Künstler – Pate für einen Film seiner persönlichen Wahl. Eingebettet in die gastfreundliche Atmosphäre des Kinos und mit von der Künstlergruppe AKKU gestalteten, wöchentlich wechselnden kulinarischen oder performativen „special effects“, entwickelten sich im Anschluss an die Filmvorführung angeregte Gespräche zwischen Publikum und Experten. Diese fanden bald ein interessiertes und engagiertes Stammpublikum.

Sonntags konnten sich interessierte Bürgerinnen und Bürger ganz der Wissenschaft widmen. Ob per pedes, mit dem Fahrrad, Bus oder Zug machten sich die Wissendurstigen – angeführt von einem Wissenschaftler, Künstler oder anderen Wissensexperten – zu einem jeweils neuen Thema auf den Weg durch den Gießener Kosmos der Wissenschaften. Ob zur „Campusarchitektur“, bei einer mathematischen Stadtführung, einem Ausflug zu Schunk oder



Abb. 4: Chemie-Vorlesung in der Innenstadt (Foto: Oliver Schepp)

zur Blutegelfarm – den Sonntagsausflüglern bot sich ein abwechslungsreiches und stets lehrreiches Programm. Künstlerisch und kulinarisch erfrischt wurden die Forschungsreisenden am AKKUmobil – Jausenstation, Herberge des Begrüßungskomitees und Informationsschalter in einem.

Offene Türen – Wissenssalons – Erstsemester-Begrüßung

Im Herbst 2007 endete der Veranstaltungsreigen „WissenSchafftStadt“. Mit dem „Tag der offenen Türen“ an der Universität und den „Wissenssalons“, die Einblicke in das verborgene, nicht institutionell vermittelte Wissen der Stadt gaben, wurden eine Vielzahl Neugieriger an bekannte und noch unbekannte Orte des Wissens und der Wissenschaft gelockt.

Mit dem Begrüßungsfest für die Erstsemester am 20. Oktober hießen Stadt und Universität gemeinsam die studentischen „Neubürger“ auf dem Brandplatz willkommen, am historischen Ort des ersten Kollegengebäudes der Universität. In den angrenzenden Marktplätzen stellten sich universitäre und städtische Einrichtungen

mit Info-Ständen vor. Die künstlerisch-musikalische Inszenierung „400 remixed – historische Musik trifft Clubsound“ bot dabei einen zeitgemäßen, festlichen und vielfältigen Rahmen. Die von Studentenprotesten gegen die neu eingeführten Studiengebühren flankierten Begrüßungsreden von Universitätspräsident Prof. Dr. Stefan Hormuth und Oberbürgermeister Heinz-Peter Haumann wurden in diese musikalische Gesamtinszenierung ebenso eingebettet wie die langfristig angelegten künstlerischen Projekte „Heimweh!“ und „Gipfel der Wissenschaften“, die hier ihren Höhepunkt und Abschluss fanden. Insgesamt 2.500 Besucher nahmen an dieser außergewöhnlichen Begrüßungsfeier für die neuen Studierenden teil.

Im innerstädtischen Raum zeigte der Handel mit seinen Aktionen, dass Gießen nicht nur Ort für Wissenschaft, sondern auch für lebendige Kultur ist. Das „Küchenmonument“ der Berliner Architekten „raumlabor“ lud zu einem großen kommunikativen Festessen und einem Ball für Tanzfreudige jeder Couleur in eine imposante, temporäre Raumblyase. Die französische „Compagnie des Quidams“ verzauberte den Seltersweg für eine Stunde



Abb. 5: Das „Küchenmonument“ von der Berliner Künstlergruppe *raumlabor* (Foto: Jörg Wagner)

durch die zarte und humorvolle Poesie des „Rêve d’Herbert“ – musikalisch untermalt von den „Marching Bandits“. Bis in die frühen Morgenstunden wurde dann mit einer großen Studenten-Party im Audimax der Universität weiter gefeiert.

Von 200 auf 400

Mit dem großen Jubiläumsvorhaben „Wissen-SchafftStadt“ ging ein ganzjähriges Programm über die universitären und städtischen Bühnen, das in enger Kooperation von Universität und Stadt Gießen entwickelt und umgesetzt wurde und eine intensivere Verankerung der Universität im Bewusstsein ihrer Stadt und deren Bürgern anstrebte und auch erreichte.

Doch das Programm zum Universitätsjubiläum hatte seine Vorläufer, auf die erfolgreich aufgebaut werden konnte. So wurde das Thema der kulturellen und öffentlichkeitswirksamen Wissenschaftsvermittlung schon 2003 in den Fokus einer Stadtrauminszenierung gestellt: anlässlich des 200. Geburtstags des Gießener Ehrenbürgers Justus Liebig war mit einem dreitägigen Wissenschaftsfest(ival) eine laborähnliche Situation in der Stadt entworfen worden. Unter dem Motto „Eine Stadt als Labor – Gießen reagiert“ wurde in einer Kooperation zwischen Stadt und Justus-Liebig-Universität ein Wissenschaftsfest als Stadtrauminszenierung konzipiert und umgesetzt. Hierzu kamen Experten aus den verschiedensten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bereichen zusammen und gestalteten gemeinsam ein dichtes Programm, an dem 30.000 Besucher in der begrenzten Zeitspanne von drei Tagen auf eine Reise durch den Gießener Kosmos der Wissenschaften geschickt wurden. Spartenübergreifend und sinnlich erfahrbar wurde Wissenschaft in ca. 200 Veranstaltungen zum 200. Geburtstag von Justus Liebig im gesamten Stadtraum präsentiert. An unterschiedlichsten Orten des Alltags fanden Vorführungen, Seminare, Experimente, Lesungen, Diskussionen, Führungen und Ausstellungen statt. Dies war die Generalprobe für das große Jubiläum der Universität Gießen als großes kooperatives Imageprojekt von Justus-Liebig-Universität und

Stadt Gießen mit dann insgesamt 400 Veranstaltungen zum 400. Geburtstag der Universität.

Von der Koexistenz zur Kooperation

Diese Kooperation von Universität und Stadt hat sich aber erst durch große Kulturprojekte in den letzten 13 Jahren verfestigt – es lässt sich eine organische Entwicklungslinie der Kooperation zwischen den Hochschulen und der Stadt Gießen darstellen: Angefangen 1997 mit der Stadtrauminszenierung „Die 12 Stunden“ zum Stadtjubiläum, die hauptsächlich vom damaligen Abschlussjahrgang des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft der JLU gestaltet wurde, dann im Jahr 2000 fortgeführt mit der Stadtrauminszenierung „ZeitenWende“ zur Jahrtausendwende mit der Verdrehung der alltäglichen städtischen Zeitabläufe um 12 Stunden (0:00 wurde zu 12:00 mittags erklärt), gab es 2003 zum 200. Geburtstag von Justus Liebig das eben beschriebene Wissenschaftsfestival „Eine Stadt als Labor“, und 2007 wurde das Jahresprogramm zum Universitätsjubiläum veranstaltet. Seit 2006 richtet außerdem das Mathematikum sehr erfolgreich die „Straße der Experimente“ aus. Die Erfahrung mit diesen projektorientierten Kooperationen zwischen Hochschulen und Stadt haben gezeigt, dass nach diesen kulturellen Großprojekten die Energien abnehmen und die projektorientierten Kooperationsstrukturen wieder zurückgehen. Das ist verständlich, denn solch ein Energielevel ist nicht kontinuierlich zu halten. Es ist aber wichtig, diese Kooperationsarbeit zwischen Stadt und Universität zu verstetigen, indem die Kooperationen auch ein Stück Alltag werden. Gleichzeitig muss diese Zusammenarbeit immer wieder mit nicht alltäglichen, gemeinsam gestalt- und erlebbaren kulturellen Projekten verstärkt, veröffentlicht, präsentiert und überprüft werden. Künstlerische und kulturelle Produktion und Intervention wird so zum Impuls und zur Methode für Stadtentwicklung und Stadtmarketing. Wichtig ist es nun, nicht nur auf die nächsten historisch vorgegebenen feierlichen Daten zu warten und darauf mit einem Kulturprogramm zu reagie-



Abb. 6: Tanzen im „Küchenmonument“ von *raumlabor* Berlin (Foto: Jörg Wagner)

ren, sondern aktiv eine Strategie für kulturelle Veranstaltungen perspektivisch für die nächsten Jahre zu entwickeln und diese bewusst als Instrumente für Stadtentwicklung und Stadtmarketing einzusetzen.

Doch einer der ganz entscheidenden Aspekte neben all den strategischen, strukturellen und konzeptionellen Überlegungen ist die Tatsache, dass durch solche stadtweiten Kulturprojekte wie das Universitätsjubiläum unterschiedlichste Menschen zusammen kommen, um sich als Zuschauer, Akteure, Geld- oder Ideengeber zu beteiligen. Es geht also darum, auf die kreativen Köpfe aus unterschiedlichsten Bereichen in Universität und Stadt aufmerksam zu werden, diese zusammen zu bringen und gemeinsam konkrete Projekte zur Entwicklung einer Stadt machen zu lassen.

„Wie kann man Stadt als einen Prozess sehen und damit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft enger miteinander verknüpfen? Eine Stadt ohne Zeit hat keine Tiefe. Dann ist es ein Bild, eine Postkarte. In einer Postkarte aber trifft man keine Menschen. Man muss daran arbeiten, die Tiefe einer Stadt zu unterstützen.“

(Olafur Eliasson, Künstler)³

Literaturverzeichnis:

- Behnecke, Oliver/Evert, Kerstin: Kulturelle Landkarte Gießen – Wetzlar (Bestandsaufnahme). Gießen, August 2001 (Bundesforschungsprojekt Stadt 2030, Fachgruppe Kultur).
- Behnecke, Oliver/Evert, Kerstin: Stärken-Schwächen-Analyse des kulturellen Angebots von Gießen und Wetzlar. Gießen Herbst 2001 (Bundesforschungsprojekt Stadt 2030, Fachgruppe Kultur).
- Mühlmann, Heiner: Die Natur der Kulturen. Entwurf einer kulturgenetischen Theorie. Wien/New York 1996.
- Müller, Winfried, Hrsg.: Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus. Münster 2004.
- Vermeulen, Peter/Haefs, Sabine: Stadtentwicklung durch Kultur. Kulturentwicklungsplanung Warendorf. Stuttgart 1997.
- www.schrumpfendaedte.de

Anmerkungen:

- ¹ Winfried Müller (Hrsg.): Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus, Münster 2004, S. 2.
- ² Vermeulen, Peter/Haefs, Sabine: Stadtentwicklung durch Kultur. Kulturentwicklungsplanung Warendorf. Stuttgart 1997.
- ³ Olafur Eliasson in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, 2. Mai 2010, Nr. 17, S. 23, über seine aktuelle Ausstellung „Innen Stadt Außen“ im Martin-Gropius-Bau, Berlin.



Wolfgang Lührmann

Das Zentrum für Lehrerbildung (ZfL) der Justus-Liebig-Universität Gießen

Im Wintersemester 2009/10 sind über fünftausend der insgesamt knapp fünfundzwanzigtausend Studierenden der Justus-Liebig-Universität Gießen Lehramtsstudierende. Die einfache Zahl macht deutlich, dass die akademische Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern aller Schulstufen schon rein quantitativ einen Schwerpunkt im Studienangebot der Justus-Liebig-Universität bildet. Die Bedeutung einer qualitativ hochwertigen Ausbildung der zukünftigen Lehrerinnen und Lehrer ist spätestens nach dem PISA-Schock unbestritten: Auf die Lehrerinnen und Lehrer kommt es an – nicht nur, aber doch ganz wesentlich. Den Lehrer ausbildenden Universitäten kommt deshalb mit der ihnen obliegenden wissenschaftlichen Ausbildung des Nachwuchses für den Lehrberuf ein hohes Maß an Verantwortung zu. Und dies nicht erst, seitdem der hessische Landtag im November des Jahres 2004 ein „Drittes Gesetz zur Qualitätssicherung in hessischen Schulen“ verabschiedete, mit den zentralen Bestandteilen des „Hessischen Lehrerbildungsgesetzes (HLbG)“ und der Novellierung des „Hessischen Hochschulgesetzes“, das mit dieser Novellierung einen neuen Paragraphen 55 erhielt, der die verpflichtende Einführung einer zentral für die akademische Lehrerbildung zuständigen Einrichtung vorsah: die eines Zentrums für Lehrerbildung. Dieser Regelung waren heftige Diskussionen vorausgegangen. Ursprünglich hatte die Landesregierung die Einrichtung eines großen Fachbereichs speziell für die Lehrerbildung gewünscht, um die Zuständigkeit aus den vielen Händen der beteiligten Fachbereiche in die Hand eines einzigen verantwortlichen Fachbereichs zu legen. Man durfte dieses Ansinnen als ein deutliches Zeichen für die landespolitische Unzufriedenheit mit der Zersplitterung der Lehrerbildung in der Uni-

versität auf eine Vielzahl von Fachbereichen und Instituten und dem geringen Zusammenwirken der beteiligten Bereiche verstehen. Es ist den Universitäten gelungen, die Landesregierung von der geringen Praktikabilität ihres Vorhabens zu überzeugen. Mit der Einrichtung eines Zentrums für Lehrerbildung an jeder Universität wurde ein Kompromiss gefunden, der eine zentrale Verantwortlichkeit für die Lehrerbildung in der Universität sicherte und der dies in einer auch praktisch umsetzbaren Weise tat.

1. Die Aufgaben, Struktur und Ausstattung des Zentrums für Lehrerbildung

Aus dem Paragraph 55 des Hessischen Hochschulgesetzes ist mittlerweile, nach der neuerlichen Gesetzesnovellierung, der Paragraph 48 geworden; an seinem Inhalt hat sich aber nichts geändert. Das Lehrerbildungszentrum hat weitreichende Kompetenzen, es ist zuständig für:

- die Studien- und Prüfungsordnungen der Lehramtsstudiengänge sowie die Koordination und Evaluation des Lehrangebots,
- die Planung und Koordinierung der Schulpraktischen Studien,
- die Studienberatung,
- die Förderung der Forschung über Lehren und Lernen,
- die Zusammenarbeit mit den anderen Phasen der Lehrerbildung.

Darüber hinaus ist das Zentrum für Lehrerbildung an allen Berufungsverfahren beteiligt, in denen es um die Besetzung von Professuren mit Aufgaben in der Lehrerbildung geht, und es beschließt mit dem Präsidium Zielvereinbarungen über die in der Lehrerbildung einzusetzenden Ressourcen.

Die Mitglieder des Zentrums werden von den an der Lehrerbildung beteiligten Fachbereichen entsandt, wobei die drei großen Studienbereiche Fachwissenschaft, Fachdidaktik und Grundwissenschaften (Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften) einen je gleich großen Anteil stellen – insgesamt hat das Zentrum 58 Mitglieder. Die Zentrumsmitglieder schlagen dem Präsidium der Universität im vierjährigen Turnus sechs Professorinnen und Professoren aus ihrer Mitte für die Bestellung zu Mitgliedern des Direktoriums des Zentrums für Lehrerbildung vor. Die JLU hat in ihrer Satzung für das Zentrum bestimmt, dass das jeweils für die Lehr- und Studienangelegenheiten zuständige Präsidiumsmitglied als Vorsitzendes Mitglied ohne Stimmrecht hinzukommt.

Das an der Justus-Liebig-Universität Gießen im Jahre 2005 eingerichtete Zentrum für Lehrerbildung (ZfL) löst die vormalige „Gemeinsame Kommission Lehramtsstudiengänge“ ab und hat mit der ersten Sitzung seines Direktoriums am 13. September 2005 seine Arbeit aufgenommen. Zur Unterstützung der Arbeit des Direktoriums wurde dem ZfL im Dezember 2005 je eine halbe Stelle für die Geschäftsführung und das Sekretariat zugewiesen. Im Juli 2006 folgte die Einrichtung eines Prüfungsamtes für die Modul- und Zwischenprüfung in den modularisierten Lehramtsstudiengängen mit einer Stelle, es wird z. Z. mit Geldern aus dem QSL-Fonds um zwei weitere Stellen ausgebaut. Seit dem 1. Juli 2008 verfügt das Zentrum über eine weitere halbe Stelle für die Forschungsförderung.

Am 13. September 2005 fand die erste Sitzung des erstmalig ernannten Direktoriums statt; bis zum Auslaufen der Amtszeit dieses Direktoriums ist es zu über fünfzig Sitzungen zusammengekommen. Seit Oktober 2009 läuft die zweite Amtszeit des Direktoriums, das nun zur Hälfte aus Mitgliedern besteht, die für eine zweite Amtszeit gewählt wurden, zur Hälfte aber auch Mitglieder aufweist, die neu hinzugekommen sind.

2. Das Selbstverständnis des Zentrums für Lehrerbildung

Im Rahmen einer Klausurtagung im Februar 2006 hat das Direktorium sein Selbstver-

ständnis diskutiert und die Ergebnisse in einem entsprechenden Beschlusspapier niedergelegt:

1. Das Zentrum sieht sein oberstes Ziel in der Sicherung einer qualitativ hochwertigen Forschung und Lehre in der Lehrerbildung an der JLU Gießen.
2. Das Zentrum versteht sich als verantwortlicher Gestalter der Lehramtsstudiengänge in ihrer modularisierten Struktur; insbesondere strebt es die Stärkung des Schulbezugs der beteiligten Fächer und Studienbereiche und die Weiterentwicklung der Schulpraktischen Studien an.
3. Das Zentrum fördert die Weiterentwicklung der Struktur und Qualität der Lehramtsstudiengänge im Sinne einer Qualitätsagentur.
4. Das Zentrum fördert die Weiterentwicklung der Struktur und Qualität der universitären Lehrerfort- und -weiterbildung an der JLU.
5. Das Zentrum versteht sich als Förderer der Vernetzung und Schwerpunktbildung der Forschung über Bildung, Schule, Unterricht und (außer)schulisches Lernen.
6. Das Zentrum versteht sich als Förderer der Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses im Bereich der Forschung über Bildung, Schule, Unterricht, (außer)schulisches Lernen (inkl. der Ausbildungs- und Professionalisierungsforschung).
7. Das Zentrum versteht sich als Förderer des internationalen Austausches zu Fragen der Lehrerbildung und der Ausbildungs- und Professionalisierungsforschung.

Das Direktorium hat sein institutionelles Selbstverständnis eingehend mit dem Präsidium und dem Erweiterten Präsidium erörtert; es fand allgemeine Zustimmung. In den Gesprächen wurden Absprachen zur Beteiligung des ZfL am Prozess der Zielvereinbarungen der Fachbereiche mit der Hochschulleitung getroffen, die sicherstellen, dass das Direktorium des ZfL die Belange der universitären Lehrerbildung in diesem Prozess angemessen und wirkungsvoll einbringen und vertreten kann.

3. Die Schwerpunkte der Arbeit

3.1. Die Entwicklung der modularisierten Lehramtsstudiengänge

Die Einrichtung der Lehrbildungszentren an den hessischen Hochschulen war – s. o. – Teil einer breit angelegten Reform der hessischen Lehrerbildung in erster und zweiter Phase (Studium und Referendariat). Zentrale Teile des Hessischen Lehrerbildungsgesetzes (HLbG), mit dem die Landesregierung die Reform in die Wege leitete, nahmen Elemente des Bologna-Prozesses auf, mit dem seit 1999 die Studienstrukturen aller akademischen Studiengänge (mit wenigen Ausnahmen) in eine neue Form gebracht werden (sollen). Dabei werden sowohl Credit Points wie auch Module in die Studienstrukturen verbindlich eingeführt, auch eine Vorentlastung des Staatsexamens orientiert sich an den grundständigen Bachelor- und Master-Studienordnungen. Bologna ist in der hessischen Lehrerbildung sozusagen nur mit einer Hälfte – allerdings der besseren Hälfte – der inneren Studienstrukturenreform angekommen. Das Hessische Lehrerbildungsgesetz aber ist mehr als eine (halbe) Bologna-Prozess-Umsetzungsregel: Das Gesetz formuliert für die Lehrerbildung insgesamt die Vorstellung eines (berufs)-lebenslangen Lernens, setzt ihr das Ziel der pädagogischen Professionalisierung und es verpflichtet die beteiligten Institutionen zu verstärkter Kooperation. Zusammen mit dem Auftrag, die Studiengänge zu modularisieren, und einigen Änderungen in der Struktur der Studiengänge ergibt sich aus Gesetz und Verordnung eine gewisse Tendenz: Die Lehrerbildung wird deutlicher als bisher an den schulischen Notwendigkeiten und an den Erfordernissen moderner Berufstätigkeit orientiert, es wird ihr ein höheres Maß an Zielorientierung und an Verbindlichkeit abverlangt. Der Ton ist von einer gewissen Strenge. Ein wenig demonstriert das Gesetz das Ende der Geduld: es verlangt erhöhte Anstrengungen, mehr Verantwortung, bessere Ergebnisse – und das schnell.

Folgerichtig lag ein wesentlicher Arbeitsschwerpunkt der konkreten Arbeit des ZfL seit

seiner Einrichtung in der Entwicklung und Verabschiedung der Studien- und Prüfungsordnungen für die einzelnen Lehramtsstudiengänge und aller damit in Zusammenhang stehenden Arbeiten: der Entwicklung und Verabschiedung eines Rasters für die Modulbeschreibungen, der Entwicklung und Verabschiedung einer Grundregelung für die so genannten besonderen Studienvoraussetzungen sowie die Aufstellung der Module, die mit ihren Noten in die Staatsprüfungsnote eingehen, und der Prüfung der von den Fachbereichen vorgelegten Modulbeschreibungen sowie Studienverlaufspläne – und letztlich ihrer Genehmigung.

Für die Prüfungsverwaltung wie zur Steuerung der Anmeldungen zu den Modulen und ihren Lehrveranstaltungen wird schon seit dem Wintersemester 2005/06 das System *FlexNow* genutzt. Das ZfL hat sich zudem intensiv an der Entwicklung eines Konzepts zur Sicherung der Überschneidungsfreiheit der zentralen Lehrveranstaltungen in den Grundwissenschaften und den Unterrichtsfächern beteiligt; das Konzept wurde Ende 2006 universitätsweit beschlossen und ab dem Sommersemester 2007 mit großem Erfolg umgesetzt. Das organisatorische Chaos, das die Einführung gestufter und modularisierter Studiengänge vielerorts erschwerte, blieb der JLU erspart.

Mittlerweile stehen die Ordnungen und Modulbeschreibungen in ihrer zweiten Revisionsphase. Nicht nur weil die Reform sehr schnell vollzogen werden musste, sondern auch weil sie in Vielem auf Neuland führt und mit Manchem erst einmal Erfahrungen gemacht werden mussten, ergaben sich schnell Überarbeitungsnotwendigkeiten. Im Zuge des Bildungsstreiks hat sich nun noch einmal dringender Reformbedarf ergeben, der vor allem mehr Wahlmöglichkeiten für Module, eine größtmögliche zeitliche Flexibilität und eine sinnvolle Flexibilisierung der Prüflinglast berücksichtigen soll.

Völlig ungeklärt ist dagegen zum gegenwärtigen Zeitpunkt (März 2010) die Frage, ob in Hessen in nächster Zukunft die Lehramtsstudiengänge in die Form gestufter konsekutiver Studiengänge überführt werden. Die Universitäten warten hier seit längerem schon auf die

entsprechende Weichenstellung durch Landesregierung und Landtag (siehe dazu auch Punkt 6.) Ein wenig unbemerkt geblieben ist dabei, dass es konsekutive Lehramtsstudiengänge in Hessen schon gibt; einen auch an der Justus-Liebig-Universität. Seit dem Wintersemester 2008/09 werden hier im konsekutiven Studiengang „Berufliche und betriebliche Bildung“ die zukünftigen Lehrerinnen und Lehrer an den Beruflichen Schulen der Fachrichtungen Nahrungsgewerbe, Hauswirtschaft, Landwirtschaft sowie – in Kooperation mit der Fachhochschule Gießen-Friedberg – Elektrotechnik und Metalltechnik ausgebildet.

3.2. Die Neukonzeption der Schulpraktischen Studien

Besonderes Augenmerk hat das Direktorium des Zentrums für Lehrerbildung auf die modulare Ausgestaltung der Schulpraktischen Studien gelegt. In allen Lehramtsstudiengängen wird nun vor der jeweiligen Zwischenprüfung ein erstes Praktikum absolviert, das die Studierenden in die allgemeinen schul- und unterrichtspraktischen Grundfragen des gewählten Lehramts und des Lehrerberufs einführt und damit seinen Beitrag zum gesetzlichen Auftrag leistet, demzufolge mit der Zwischenprüfung und dem ersten Schulpraktikum die berufliche Eignung des Studierenden für das gewählte Lehramt festgestellt werden soll.

Für die Studiengänge „Lehramt an Haupt- und Realschulen (L2)“ und „Lehramt an Gymnasien (L3)“ wurde als erstes obligatorisches Praktikum ein Allgemeines Schulpraktikum neu konzipiert und eingerichtet, das in Verantwortung des Zentrums für Lehrerbildung durchgeführt wird. Für die Fachpraktika als zweite Praktika wurde ein Modulbeschreibungsstandard entwickelt, der von den einzelnen Fächern entsprechend den fachlichen Besonderheiten modifiziert übernommen wurde. Damit wurde für die Schulpraktischen Studien ein hohes Maß an Übereinstimmung in Bezug auf die inhaltliche Ausrichtung, die formale Gestaltung und die (Prüfungs-)Anforderungen erzielt.

Das Allgemeine Schulpraktikum in den Studiengängen L2 und L3 wird ganz überwiegend

von Lehrbeauftragten durchgeführt. Für sie wurde ein eigenes Einarbeitungs- und Fortbildungsprogramm entwickelt, das nun in jedem Semester durchgeführt wird.

3.3. Die Implementierung eines Forschungsnetzwerkes zur Unterrichts- und Bildungsforschung

Am Zentrum für Lehrerbildung wurde nach entsprechenden Vorarbeiten im Jahr 2006 ein Forschungsnetzwerk „Empirische Unterrichts- und Bildungsforschung (EUBI)“ aufgebaut. Dafür wurden seitens der Hochschulleitung in einer ersten Tranche Forschungsmittel in Höhe von 250.000 Euro zur Verfügung gestellt. Das Ziel ist der Aufbau eines national und ggf. auch international konkurrenzfähigen Forschungsnetzwerks, das sich erfolgreich im Wettbewerb um Drittmittel behaupten kann (mindestens auf dem Niveau einer Forschergruppe, wenn möglich jedoch auf dem eines Sonderforschungsbereiches).

Das Direktorium des ZfL hat in mehreren seiner Sitzungen die aktuelle Forschungslandschaft in Deutschland diskutiert und nach Feldern gesucht, in denen ein hoher Forschungsbedarf besteht, die von ihrer thematischen Ausrichtung her gut in das Profil unserer Universität passen und in denen gute Chancen für die Einwerbung von Drittmitteln bestehen. Als für die JLU geeignetes Forschungsfeld wurde die Interventionsforschung bzw. die Forschung zu Fragen der Kompetenzentwicklung identifiziert. Das ZfL hat sich daher entschlossen, die Gelder der ersten Tranche ausschließlich für Projekte zu vergeben, die Forschungsvorhaben in diesem Bereich zum Gegenstand haben.

Für jedes Projekt ist eine Stelle für eine/n Doktorandin/en vorgesehen, für die bzw. den ein Stipendium gezahlt wird (analog zur Graduiertenförderung). Weiterhin können Reisekosten, Verbrauchsmaterialien etc. beantragt werden. Eine Antragstellung muss die Verpflichtung zur aktiven Mitarbeit bei der Etablierung des Forschungsnetzwerkes beinhalten und darüber hinaus die Bereitschaft zur Mitarbeit bei der Erstellung eines Antrags für eine Forschergruppe

oder eines SFB sowie die Bereitschaft zur Mitarbeit an einem gemeinsamen Forschungskolloquium (Doktorandenkolloquium).

Das Direktorium hat in einer Informationsveranstaltung am 22. Januar 2007 alle Interessierten über das beabsichtigte Forschungsnetzwerk unterrichtet und um Projektskizzen bis Mitte Februar gebeten. Es gingen 27 Skizzen ein. Das Direktorium hat diese Skizzen gesichtet und eine Vorauswahl getroffen. Die Kriterien waren: Forschungsorientierung, allgemeine Qualität, Passung zu den Schlüsselbegriffen Kompetenz und Intervention, Nachwuchsförderung, Vernetzbarkeit mit anderen Vorhaben, Bedeutung für die Lehr-/Lernprozesse.

Die Autoren von zwanzig der eingereichten Projektskizzen wurden zu Vollarträgen aufgefordert. Nach einer Verständigung darüber, dass pro Antragsteller nach Möglichkeit nur ein Vollartrag eingereicht werden sollte, wurden schließlich 16 Anträge eingereicht und jeweils zwei externen Gutachtern vorgelegt. Zur Förderung wurden positive Stellungnahmen beider Gutachter vorausgesetzt.

Das Forschungsnetzwerk soll die Forschung im Bereich der Bildungswissenschaften (in diesem Zusammenhang verstehen wir darunter abweichend vom üblichen Sprachgebrauch die Erziehungswissenschaft, die Pädagogische Psychologie, die Erziehungs- und Bildungssoziologie und die Fachdidaktiken) fördern und auf mittlere Frist über einen Forschungsverbund drittmittelfähig machen. Das Forschungsnetzwerk dient zugleich der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Bildungswissenschaften, an dem in einigen Teilbereichen, insbesondere den Fachdidaktiken, ein großer Mangel besteht.

Die Arbeit im Netzwerk wird entsprechend zweigleisig angelegt. Zum einen sollen die Hochschullehrer, die als Antragsteller bzw. nunmehr als Projektleiter am Netzwerk beteiligt sind, mit der Perspektive zusammenwirken, dass das Netzwerk über den Förderzeitraum 2007 bis 2010 hinaus erhalten bleibt und die Vernetzung der bildungswissenschaftlichen Forschung an der JLU auf Dauer gefestigt wird. Zum anderen soll den Stipendiaten im Sinne einer Graduiertenausbildung ein Weiterbildungs-

programm angeboten werden (zu Forschungsmethoden, wissenschaftlichem Schreiben, Präsentation wissenschaftlicher Ergebnisse etc. sowie zum kontinuierlichen Bericht der Arbeitsstände und -ergebnisse).

Das Forschungsnetzwerk umfasst zwölf Forschungsvorhaben. Neun dieser Vorhaben sind in Bezug auf die Förderung „vollständige“ Vorhaben, insofern hier einer Doktorandin bzw. einem Doktoranden ein Stipendium gezahlt wird und in der Regel auch Mittel für Sachkosten und/oder studentische Hilfskräfte zur Verfügung gestellt werden. Zwei Vorhaben werden allein durch die Zahlung von Sachkosten und/oder die Bereitstellung von Mitteln für studentische Hilfskräfte gefördert.

Die Forschungsprojekte im Forschungsnetzwerk „Empirische Unterrichts- und Bildungsforschung“ sind im Einzelnen:

- „Das SchuB-Klassenkonzept. Erfolgsbedingungen einer schulpädagogischen Fördermaßnahme an einer hessischen Hauptschule“. Projektleiter: Prof. Dr. Jochen Wissinger, Fachbereich 03, Institut für Schulpädagogik, Stipendiat: Stephan Goik.
- „Informationsverarbeitung und Lese-Rechtschreibstörungen. Modellorientierte Einzelfallstudien zu Ursachen von Entwicklungsdyslexien bzw. -dysgraphien und deren Relevanz für die (sonder)pädagogische Diagnostik und Förderung“. Projektleiterin: Prof. Dr. Christiane Hofmann, Fachbereich 03, Institut für Heil- und Sonderpädagogik, Stipendiat/in: keine(r); es werden Mittel für Sachkosten und/oder stud. Hilfskräfte zur Verfügung gestellt; Bearbeiterin: Christina Bader, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Heil- und Sonderpädagogik.
- „Das schulische Angebot in den Jugendstrafanstalten der BRD – eine bundesweite Totalerhebung“. Projektleiterin: Prof. Dr. Christiane Hofmann, Fachbereich 03, Institut für Heil- und Sonderpädagogik, Stipendiat/in: keine(r); es werden Mittel für Sachkosten und/oder stud. Hilfskräfte zur Verfügung gestellt; Bearbeiterin: Dipl.-Päd. Susann Reinheckel, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Heil- und Sonderpädagogik.

- „Schulisches Lernen und freiwillige Teilnahme an Nachhilfeangeboten und biographische Perspektiven von Jugendlichen aus bildungsfernen Sozialmilieus“. Projektleiterin: Prof. Dr. Jutta Ecaurius, Fachbereich 03, Institut für Erziehungswissenschaft, Stipendiatin: Katja Christin Franke.
- „Kompetenzentwicklung bei der Arbeit mit literarischen Texten im Fremdsprachenunterricht“. Projektleiterin: Prof. Dr. Eva Burwitz-Melzer, Fachbereich 05, Institut für Anglistik – Didaktik der Englischen Sprache und Literatur, Stipendiat: Ivo Steininger.
- „Begriffsbildung und die Entwicklung fachsprachlicher Diskursfähigkeit im fremdsprachigen Sachfachunterricht (Bilingualer Unterricht/Content and Language Integrated Learning – CLIL)“. Projektleiter: Prof. Dr. Wolfgang Hallet, Fachbereich 05, Institut für Anglistik – Didaktik der Englischen Sprache und Literatur, Stipendiatin: Verena Fries.
- „Selbstreguliertes Schreiben im Schulunterricht: Überprüfung eines 2-Komponenten-Modells der Selbstregulation durch lehrervermittelte Strategieinstruktion im Aufsatzunterricht“. Projektleiterin: Prof. Dr. Cornelia Glaser in Kooperation mit Prof. Dr. Helmuth Feilke, Fachbereich 06, Pädagogische Psychologie, Stipendiatin: Sandra Budde.
- „Prävention von Rechenschwächen in der Grundschule“. Projektleiter: Prof. Dr. Marco Ennemoser, Fachbereich 06, Pädagogische Psychologie, Stipendiat: Daniel Sinner.
- „Der Zusammenhang zwischen musikalischen und sprachlichen Fähigkeiten. Eine Trainingsstudie“. Projektleiterin: Prof. Dr. Gudrun Schwarzer, Fachbereich 06, Entwicklungspsychologie, Stipendiatin: Franziska Degé.
- „Erarbeitung und Evaluierung eines Konzepts zur internetgestützten Videoanalyse im Rahmen der Schulpraktischen Studien in der Sportlehrerbildung (INVISPO)“. Projektleiter: Prof. Dr. Georg Friedrich/Steffen Mehl, Fachbereich 06, Institut für Sportwissenschaft, Stipendiat: Bernd Schmitt.
- „Prozessbasierte Diagnostik von Kompetenzentwicklungsverläufen in der Physik“. Projektleiterin: Prof. Dr. Claudia von Aufschnaiter, Fachbereich 07, Institut für Didaktik der Physik, Projektmitarbeiter: Christian Rogge.
- „Instruktionale Unterstützung des wissenschaftlichen Denkens (scientific reasoning) durch problemorientiertes Lernen“. Projektleiter: Prof. Dr. Jürgen Mayer, Fachbereich 08, Institut für Biologiedidaktik, Stipendiatin: Monique Meier.

Im Februar ist im Zentrum für Lehrerbildung ein DFG-Antrag für eine Forschergruppe aus Fachdidaktikern, Psychologen und Erziehungswissenschaftlern zum Thema „Prozesse des Kompetenzerwerbs und der Kompetenzförderung in institutionellen Bildungssettings“ fertiggestellt worden, mit der die hier beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Gießener Schul- und Unterrichtsforschung im Rahmen der empirischen Bildungswissenschaften ein klares und zukunftsorientiertes Profil geben wollen.

Ein nicht unerhebliches Problem im Bereich der Nachwuchsförderung in den Bildungswissenschaften sind die zum Teil eingeschränkten Promotionsmöglichkeiten für Absolventen von Lehramtsstudiengängen im Bereich L1, L2/L5. Das Forschungsnetzwerk sieht deshalb die Klärung und – wo nötig – Verbesserung der Promotionsmöglichkeiten für diese Lehramtsstudiengänge als eine weitere seiner Aufgaben an. Angedacht sind die Möglichkeiten, dass zum einen mithilfe des Weiterbildungsprogramms die formale Promotionsfähigkeit gewährleistet werden soll und dass zum anderen über eine Kooperation der Fachdidaktiken mit der Erziehungswissenschaft eine auf die spezifischen Belange der Bildungswissenschaften zugeschnittene Promotionsmöglichkeit geschaffen wird.

4. Einstieg in die Lehrerfortbildung: die Fach-Tage

Als Einstieg in den Aufgabenbereich der Lehrerfortbildung organisiert das ZfL alljährlich die sogenannten Fach-Tage für Lehrerinnen und Lehrer der Schulen im Einzugsbereich der Universität. Mit dieser Veranstaltung wird der Kontakt zwischen Universität und Schule intensiviert und gepflegt. Ferner wird den teilnehmenden Lehrerinnen und Lehrern ganz

konkret ein Programm angeboten, das drei Funktionen erfüllen soll. Zum einen sind die Fach-Tage ein Fortbildungsangebot für die Lehrerinnen und Lehrer in Bezug auf ihre Unterrichtsfächer und darüber hinausgehende schulische Fragen. Zum anderen bieten die Fach-Tage die Möglichkeit zum Austausch über die Situation und die Probleme der schulischen Fächer. Und drittens sollen die Fach-Tage die Lehrerinnen und Lehrer über das sich zur Zeit in tiefgreifendem Wandel befindliche Studienangebot der Universität informieren, um sie in Bezug auf die Beratung ihrer Schülerinnen und Schüler mit den notwendigen Kenntnissen auszustatten. Die Fach-Tage werden gut angenommen und haben zur Zeit jeweils drei- bis vierhundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Es ist das erklärte Ziel des Zentrums für Lehrerbildung, das Fortbildungsangebot in den nächsten Jahren auszuweiten und zu verstetigen. Die Universitäten müssen einen wesentlichen Teil für das (berufs-) lebenslange Lernen im Lehrerberuf stellen; das pädagogische Berufsleben ist ohne eine Intensivierung und ohne eine stete Aktualisierung des wissenschaftlichen Wissens undenkbar.

5. Feierliche Verabschiedung der Absolventinnen und Absolventen

Zweimal jährlich, nach Abschluss der Prüfungen zum 1. Staatsexamen, werden die Absolventinnen und Absolventen der Lehramtsstudiengänge mit einer vom ZfL in Kooperation mit dem Amt für Lehrerbildung (AfL) veranstalteten Feier verabschiedet. Die Universität und das Amt für Lehrerbildung möchten mit dieser Feierlichen Verabschiedung dem erfolgreichen Studienabschluss und der Übergabe der Zeugnisse über die Erste Staatsprüfung einen angemessenen Rahmen geben und deutlich machen, dass der Lehramtsausbildung an unserer Universität eine hohe Bedeutung zukommt. Die Veranstaltung hat großen Zuspruch gefunden; mittlerweile fasst sogar das Audimax kaum noch die in großer Zahl kommenden Absolventinnen und Absolventen sowie ihre Gäste.

6. Die Arbeitsgruppe „Lehrerbildungsreform in Hessen“

Um die Diskussion über die Einführung Gestufter Studiengänge in der akademischen Lehramtsausbildung voranzutreiben und einen diesbezüglichen Konsens unter den hessischen Universitäten zu erarbeiten, hat sich auf Initiative des Gießener Zentrums für Lehrerbildung einer universitätsübergreifende Arbeitsgruppe gebildet. Im Januar 2008 sind Vertreterinnen und Vertreter der hessischen Lehrerbildungszentren zu einer ersten Besprechung zusammengekommen, um die mit der Einführung Gestufter Lehramtsstudiengänge als Regelstudiengänge in der akademischen Ausbildung für alle Lehrämter in Hessen gegebenen Möglichkeiten und Schwierigkeiten zu erörtern. Das Ziel der Besprechung war, eine in dieser Frage übereinstimmende Position der Zentren zu formulieren. Wenn die Landesregierung, so war die Grundüberlegung, die Einführung Gestufter Studiengänge in der gesamten Lehrerinnen- und Lehrerausbildung beschließt, sollten sich die Universitäten frühzeitig mit einer gemeinsamen Auffassung an der diesbezüglichen bildungspolitischen Diskussion und am Gesetzgebungsverfahren beteiligen können. Ergebnis dieser ersten Besprechung war unter anderem,

- dass die hessischen Lehrerbildungszentren die „flächendeckende“ Einführung Gestufter Lehramtsstudiengänge in Hessen erwarten und sie sich daran konstruktiv und auf der Grundlage ihrer fachlichen Kompetenz beteiligen werden,
- dass sie von der Landesregierung erwarten, dass die Universitäten frühzeitig und umfassend in das entsprechende Gesetzgebungsverfahren eingebunden werden,
- dass sie davon ausgehen, dass die Gestuften Lehramtsstudiengänge mit dem Master-Abschluss den bisherigen Staatsexamens-Studiengängen und dem 1. Staatsexamen gleichgestellt sind,
- dass sie die Einführung Gestufter Lehramtsstudiengänge als Möglichkeit zur Weiterführung der Modularisierung sehen,

- dass sie die Lehramtsstudiengänge in den Kontext der Profilbildung und Schwerpunktsetzung an den Einzelhochschulen stellen,
- dass sie eine Revision auch der 2. Phase der Lehrerinnen und Lehrerausbildung, dem Referendariat, für unumgänglich halten,
- dass sie die Gestuften Studiengänge in ein berufsspezifisches Konzept eines Lifelong-Learning eingebunden sehen wollen
- und dass sie für die Umstellung angemessene Zeitfristen benötigen, die der gegenwärtigen Situation in den Universitäten mit den hohen Zeit- und Kraftaufwänden für die Studienreform nach Bologna insgesamt Rechnung tragen.

Im Rahmen einer Tagung der Lehrerbildungszentren zur Frage Gestufter Studiengänge in der hessischen Lehramtsausbildung im Mai 2008 in Gießen wurden diese Positionen bekräftigt. In der ausführlichen Darstellung und intensiven Diskussion der gültigen Empfehlungen der Kultusministerkonferenz (KMK) und der Reformmodelle benachbarter Bundesländer wurden zentrale Fragestellungen, Probleme und Themen herausgearbeitet, deren Erörterung und Klärung der Einführung Gestufter Studiengänge vorausgehen muss. Für diesen Diskussionsprozess wurde die Arbeitsgruppe „Lehrerbildungsreform in Hessen“ eingesetzt. Ihr gehörten je zwei VertreterInnen der Universitäten (Mitglieder der Direktorien der Lehrerbildungszentren und für die Lehr- und Studienangelegenheiten zuständige Vizepräsidenten), zwei VertreterInnen des Amtes für Lehrerbildung (AfL) sowie je eine Vertreterin bzw. ein Vertreter des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst (HMWK) und des Hessischen Kultusministeriums (HKM) an. Das Gießener Zentrum für Lehrerbildung hatte sich bereit erklärt, die Geschäftsführung und Koordination der Arbeitsgruppe zu übernehmen. Diese Arbeitsgruppe „Lehrerbildungsreform in Hessen“ hat seit Juni 2008 insgesamt siebenmal getagt. Das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst (HMWK) hat ihre Arbeit auf Antrag der Geschäftsführung der Arbeitsgruppe mit Mitteln aus dem Innovationsfonds/Studienstrukturprogramm unterstützt.

Dadurch wurde es der Arbeitsgruppe möglich, Experten zu Arbeitssitzungen und Tagungen einzuladen und schriftliche Stellungnahmen zu grundsätzlichen und Einzelfragen einzuholen. Erste Zwischenergebnisse der Beratungen wurden auf einer weiteren Tagung im August 2008 vorgestellt.

Das Endergebnis der gemeinsamen Arbeit wurde in einem Positionspapier dargelegt.¹ Die hier zusammengetragenen Überlegungen sind das Ergebnis der Beratungen und Beschlüsse der Arbeitsgruppe; das Positionspapier formuliert einen gemeinsamen Rahmen für die Einführung Gestufter Lehramtsstudiengänge und den Gestaltungsspielraum, innerhalb dessen die einzelnen Universitäten ihre eigenständigen Konzepte und Strukturen entwickeln können und wollen. Ganz überwiegend besteht über die hier vorgetragenen Ergebnisse ein volles Einverständnis; mindestens beruhen sie auf der gemeinsamen Vorstellung einer ganz überwiegenden Mehrheit der Arbeitsgruppenmitglieder. Die Hochschule für Musik und Darstellende Kunst (HfMDK) in Frankfurt am Main stimmt prinzipiell den in dem vorliegenden Positionspapier genannten allgemeinen Grundsätzen zur Einführung Gestufter Lehramtsstudiengänge in Hessen zu. Zu der musikhochschul-spezifischen Position zur Einführung von Bachelor- und Master-Studiengängen wird die HfMDK dem Hessischen Kultusministerium ein eigenes Papier vorlegen. Zentrale Punkte der hier vorgestellten Position sind:

- die Integration der Lehramtsausbildung in den Bologna-Prozess,
- der Vorschlag einer gleichen Grundstruktur für alle Lehramtsstudiengänge, die ein sechssemestriges Bachelor- und ein viersemestriges Master-Studium vorsieht, der „6+4-Struktur“,
- die Orientierung der Studiengänge am Ziel der Professionalität und dem Prinzip einer degressiven Polyvalenz,
- die Ablösung des 1. Staatsexamens durch den Master-Abschluss,
- die Notwendigkeit zur Erhöhung der Ressourcen für die universitäre Lehramtsausbildung,

- die Möglichkeit zur Profilbildung der Universitäten in der konkreten Ausgestaltung der Studiengänge,
- die Festlegung alternativer Gestaltungsmodelle für die lehramtsbezogenen Studiengänge: dem Schicht- und dem Säulenmodell,
- der Ausbau der Kooperation zwischen 1. und 2. Phase (Studium und Referendariat),
- die Identifikation möglicher beruflicher Perspektiven für die Absolventinnen und Absolventen des Bachelor-Studiums,
- die Klärung des Übergangs von der Bachelor- in die Master-Phase des Studiums und des Übergangs vom Studium als 1. Phase der Lehrerinnen- und Lehrerausbildung in das Referendariat als ihrer 2. Phase,
- die Einbettung der Lehramtsausbildung in das Konzept eines Lifelong-Learnings.

Die Arbeitsgruppe war sich darin einig, dass die im vorliegenden Positionspapier beschriebenen Rahmenbedingungen für die Überführung der Lehramtsstudiengänge in das Bachelor-Master-System jeder einzelnen Universität sehr viel Freiraum für eine individuelle Profilbildung und für eine universitätsspezifische Ausprägung der akademischen Lehramtsausbildung bietet. Man darf gespannt sein, in welcher Weise das Positionspapier Einfluss auf die politische Willensbildung in den Landtagsfraktionen und den zuständigen Ministerien nehmen wird.

7. Probleme

7.1. Zahlenprobleme

Das Zentrum verfolgt mit nicht geringer Sorge die Entwicklung der Studierendenzahlen in den Lehramtsstudiengängen. Sie haben sich seit der Jahrtausendwende um mehr als 50% erhöht, und die Zahl der Studienanfängerinnen und -anfänger der letzten drei Wintersemester zeigt, dass ein Ende des Anstiegs noch nicht absehbar ist. Zwei Zahlen sollen die Dramatik der Situation belegen: Haben sich im Wintersemester 2000/01 knapp 600 Studierende neu in den Lehramtsstudiengängen immatrikuliert, waren es im Wintersemester 2009/10 über 1400. Die Universität wird nicht umhin kön-

nen, über eine Zulassungsbeschränkung für alle Lehramtsstudiengänge nachzudenken, zumal bei den zukünftigen Doppeljahrgängen der Abiturientinnen und Abiturienten von einem weiteren Ansturm auszugehen ist.

7.2. Ausstattungsprobleme

Die veränderten Studienstrukturen mit ihren nunmehr höheren grundwissenschaftlichen und fachdidaktischen Anteilen stellen ein ungelöstes Grundproblem dar. Die Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften sowie die Fachdidaktiken können mit den vorhandenen und auch nicht kurzfristig steigerbaren personellen Ressourcen die erhöhten Anforderungen kaum mehr bewältigen: Die Universität kann in diesem Bereich sehr häufig nur mit dem Angebot sehr großer Lehrveranstaltungen reagieren und mit der Vergabe einer hohen Zahl von Lehraufträgen – beides geht zu Lasten der Ausbildungsqualität. In einigen Bereichen, insbesondere in den sogenannten „kleinen Fächern“, müssen die Fachdidaktiken erst aufgebaut werden (was auch insofern problematisch ist, als es hierfür sowohl an verfügbaren Stellen als auch an entsprechend qualifizierten Bewerberinnen und Bewerbern mangelt).

7.3. Prüfungsprobleme

Die Modularisierung erhöht das Prüfungsaufkommen um ein Mehrfaches. Während die Belastungen für die Studierenden durch Absprachen der Lehrenden bzw. Prüfenden und durch die Anpassung der Prüfungsanforderungen an die Gegebenheiten in verträglichen Maßen gehalten werden können, sind die Prüfungsbelastungen für die Lehrenden allein aufgrund der bloßen Zahl und des zeitlichen Umfangs der Prüfungen kaum zu bewältigen; hier wirkt sich die Entscheidung der Landesregierung, die Erste Staatsprüfung nicht den Bedingungen eines modularisierten Studiums anzupassen, in hohem Maße negativ aus: Die enorm gestiegenen Prüfungsbelastungen werden Forschung und Lehre beeinträchtigen. Besonders stark betroffen sind die Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften mit ihren 60-minütigen mündlichen Prüfungen im Rahmen der Ersten Staats-

prüfungen. Hier sollte bei einer Novellierung des HLbG unbedingt eine Anpassung an die Realitäten und Möglichkeiten der Universitäten erfolgen.

Die Einführung von Zwischenprüfungen durch das HLbG macht in den 6-semesterigen Studiengängen Probleme: Die ganz überwiegende Mehrzahl der Module in unseren Lehramtsstudiengängen sehen einen zweisemestrigen Modulzeitraum vor und die Module beginnen in aller Regel mit dem Wintersemester des jeweiligen Studienjahres. Der Nachweis von Leistungspunkten nach drei Semestern ergibt vor diesem Hintergrund keinen Sinn: Es liegen bis dahin nur die abgeschlossenen Module der ersten beiden Studiensemester vor. Die Regelungen zu den Zwischenprüfungen weisen zudem insofern einen gravierenden Mangel auf,

als die Möglichkeit zu einem späteren Nachweis der geforderten Leistungspunkte analog einer Prüfungswiederholung nicht vorgesehen ist.

8. Perspektiven

Zentrale Vorhaben für die kommenden Jahre sind neben den notwendigen Arbeiten zur Weiterentwicklung der Studienstrukturen die weitere Stärkung der Forschungsförderung, die Entwicklung eines Instrumentariums zur Evaluation der modularisierten Lehramtsstudiengänge, außerdem die Entwicklung und Umsetzung von Konzepten zur Stärkung der universitären Lehrerfortbildung sowie der Ausbau der Zusammenarbeit mit der 2. Phase der Lehrerausbildung in den Studienseminaren.



www.ovag-energie.de

Strom. Natürlich. Sicher. Günstig.

servicecenter@ovag.de
Service-Center 0800 0123535

ENERGIEVERBRAUCHERPREISE
TOP
LOKALVERBRAUCHER
PREISE
10
STROM

ovag Energie



Sonja Dinter, Winfried Speitkamp

„Gewaltgemeinschaften“: Wie funktioniert Gewalt in der Gemeinschaft?

Eine neue Forschergruppe stellt sich vor

Von jugendlichen Gewalttätern in Großstädten über Milizen und Rebellen in den Krisengebieten der Welt bis hin zu Terroristen: Gewalt wird oft von Gruppen ausgeübt. In der Gemeinschaft Gleichgesinnter scheint die Hemmschwelle zur Gewaltanwendung zu sinken. Aber was hält solche Gruppen zusammen und welche Rolle spielt Gewalt für sie? Dieser Frage widmet sich die neue Forschergruppe „Gewaltgemeinschaften“, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für zunächst drei Jahre mit rund zwei Millionen Euro gefördert wird.

Gewalt, Gruppe und Gesellschaft

Gewalt ist eine menschliche Grunderfahrung. Es gab und gibt wohl keine Gesellschaft, die von ihr unberührt geblieben wäre. Gesellschaften ohne Gewalt sind jedenfalls empirisch kaum nachweisbar. Dennoch ist die Konfrontation mit Gewalt für jeden Menschen eine zutiefst einschneidende Erfahrung. Dies gilt nicht nur für die Opfer, sondern auch für die Täter. Und das gilt erst recht, wenn diese in Gemeinschaft handeln, wenn also eine Gruppe Gewalt ausübt. Solche Gewaltgemeinschaften sind oft mehr als Zweckverbände, die sich bloß für ein bestimmtes Ziel, zum Beispiel Beute, zusammentun. Gruppen, die gemeinsam Gewalt ausüben, entwickeln vielmehr eine besondere Dynamik, sie orientieren sich an charismatischen Führergestalten, formen innere Hierarchien aus, definieren ihre Regeln und Ziele, fordern von ihren Mitgliedern besondere Loyalität und ächten Abweichler. Wer das Gewalthandeln solcher Gruppen verstehen will, darf also nicht nur nach der Vorgeschichte, nach den sozialen und individuellen Ursachen von Aggression und Gewalttätigkeit fragen, sondern er muss auch die innere Struktur und

Dynamik der Gruppen erfassen. Bislang hat sich die Forschung aber vor allem auf die Ursachen und Folgen von Gewalt konzentriert und weniger nach dem Innenleben von Gewaltgemeinschaften gefragt. Dabei eröffnet sich für die Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften hier ein spannendes Forschungsfeld, das neben geographischer Breite und historischer Tiefe auch zahlreiche Möglichkeiten zur Anknüpfung an aktuelle Ereignisse bietet. Gerade die Geschichtswissenschaft kann vieles zur Erforschung von Gewaltgemeinschaften beitragen.

Befriedete Gesellschaften mit staatlichem Gewaltmonopol sind historisch betrachtet eine Ausnahmeerscheinung. Physische Gewalt, die von Personenverbänden innerhalb sozialer Gruppen oder gegen andere Gruppen ausgeübt wird, war in vormodernen Gesellschaften weit verbreitet. Aber auch in der Moderne, die ja ein Monopol legitimer staatlicher Gewaltanwendung kennt, gibt es zahlreiche Beispiele für Gruppenbildungen, in denen von angedrohter oder tatsächlich ausgeübter Gewalt eine identitätsstiftende und gruppenstabilisierende Funktion ausgeht. Angesichts von Prognosen über den Rückzug des staatlichen Gewaltmonopols könnte dieses Phänomen sogar noch an Bedeutung gewinnen. Umso wichtiger ist es, sich näher damit zu befassen, wie Gewaltgemeinschaften entstehen, wie sie funktionieren, wann und wie sie Gewalt einsetzen. Folgt diese nur dem spontanen Gefühlsausbruch oder gibt es klare Regeln und Ziele? Wie wirkt sich die Gewalt auf die Gruppe und ihre einzelnen Mitglieder aus?

Ziele des Projekts

Hier setzt die Forschergruppe „Gewaltgemeinschaften“ an. Untersuchungsgegenstand sind

soziale Gruppen oder Netzwerke, die sich durch Gewalttätigkeit definieren, darin ihre wichtigste Betätigung finden, sich dadurch auch von ihrer Umwelt abgrenzen. Derartige Gruppen werden im Rahmen der Forschergruppe als „Gewaltgemeinschaften“ aufgefasst. Die Forschergruppe betrachtet demnach nicht die Gewalt, die von solchen Instanzen ausgeht, die eindeutig als „herrschaftlich“, „obrigkeitlich“ bzw. „staatlich“ zu bezeichnen sind, wie Militär oder Polizei. Vielmehr geht es um Gewalt, die für die Entstehung, das Selbstverständnis und die Reproduktion sozialer Gruppen bestimmend ist. Unter Gewalt wird ausschließlich physische Gewalt verstanden, und zwar sowohl tatsächlich ausgeübte als auch lediglich angedrohte. Eine These der Forschergruppe ist es, dass es sich hierbei nicht oder jedenfalls nicht allein um unkontrollierte emotionale Ausbrüche handelt. Vielmehr folgt der Einsatz von Gewalt einer inneren Logik, sogar spezifischen Regeln, die auch die Akteure selbst binden. Gleichzeitig dient Gewalt der Integration und Identitätsstiftung nach innen sowie der Abgrenzung nach außen.

Die Forschergruppe versucht also, in Gewaltgemeinschaften hineinzuschauen. Sie fragt zunächst nach der Struktur der Gewalt ausübenden bzw. sich durch Gewalt definierenden Gruppen und nach ihrer Funktionsweise und inneren Dynamik. In diesem Zusammenhang ist nicht zuletzt die Rolle von Anführern und die eigene Moral und Wertordnung der Gewaltgemeinschaft von Bedeutung. Sodann geht es um die Frage der Funktion, Motivation und Legitimation von Gewalt. Ferner werden die Selbstdarstellung von und Fremdsichten auf Gewaltgemeinschaften analysiert. Der historisch-politische Kontext, in dem die gewalttätigen Gruppen agieren, soll ebenfalls einbezogen werden. Intensiver betrachtet werden schließlich auch Grenzen und Bewältigung von Gewalt und kollektiver Gewaltausübung.

Die Forschergruppe

Im August 2009 hat die Forschergruppe ihre Arbeit aufgenommen. Anhand konkreter Beispiele wird dem Phänomen der Gewaltgemein-

schaften von der Antike bis in das 20. Jahrhundert nachgegangen. Dabei wird ein geographischer Raum abgedeckt, der von Südwest- und Ostafrika über West- und Mitteleuropa bis in das Gebiet des Balkans und der heutigen Ukraine reicht. Erforscht werden gotische Kriegergruppen und frühneuzeitliche Söldnerverbände ebenso wie mittelalterliche Fehdegruppen und jugendliche Gewalttäter in modernen Großstädten. Die neun Teilprojekte der Forschergruppe werden geleitet von den Gießener Historikern Hans-Jürgen Bömelburg, Horst Carl, Peter Haslinger (zugleich Herder-Institut Marburg), Markus Koller, Friedrich Lenger und Christine Reinle sowie Winfried Speitkamp (bislang Gießen, jetzt Kassel), Trutz von Trotha (Siegen) und Hans-Ulrich Wiemer (bislang Gießen, jetzt Erlangen). Zwölf wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind beteiligt, unter ihnen Sonja Dinter als Koordinatorin. Sprecher der Forschergruppe ist Winfried Speitkamp.

Den Mitgliedern der Forschergruppe geht es vor allem um die historische Dimension: Sie untersuchen, in welchen Formen Gewaltgemeinschaften in der Geschichte aufgetreten sind und wie sie sich in einzelnen Epochen oder Kulturen unterscheiden. Dabei soll das genaue Verhältnis von Gruppe und Gewaltausübung bestimmt werden. Konzepte und Begriffe der Sozial- und Kulturgeschichtsforschung wie etwa Ethnizität, Gender, soziales Milieu, Generation oder Religion werden dabei aus einer neuen Perspektive beleuchtet und auf ihre konkrete Aussagekraft für die Analyse von Gruppen und deren Gewalttätigkeit hin überprüft. Für diesen innovativen, zeitlich und regional vergleichenden Ansatz bietet das Format der DFG-Forschergruppe einen bestens geeigneten Rahmen. Eine enge Zusammenarbeit und ständiger Austausch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit unterschiedlichen Spezialgebieten prägen die Arbeit am gemeinsamen Thema. Das theoretische Konzept und das konkrete Vorgehen der Forschergruppe versprechen so neue Erkenntnisse, die auch für das Verständnis von Gewalt und kollektiver Gewaltausübung in der Gegenwart aufschlussreich sein können.

Das Forschungsprogramm ist zunächst auf drei Jahre angelegt. Die Gesamtperspektive der Forschergruppe zielt auf eine sechsjährige Förderung, ein Verlängerungsantrag ist also schon geplant.

Gotische Kriegergruppen in der Spätantike

Gegenstand des althistorischen Forschungsprojekts, das Guido M. Berndt unter der Leitung von Hans-Ulrich Wiemer bearbeitet, sind Kriegergruppen, die sich auf dem Boden des spätrömischen Reiches aufhielten und in den Quellen als gotisch bezeichnet werden. Ziel ist es, die Entstehung, das Selbstverständnis, die innere Ordnung und schließlich das Vergehen dieser Kriegergruppen zu untersuchen. Im Zentrum steht die Frage, welche Rolle Gewalt für ihr Aufkommen und ihre Reproduktion spielte. Im Sinne des Projekts lässt sich die dokumen-

tierte Geschichte der Kriegergruppen in drei Phasen gliedern: Bis 489 existierten auf dem Balkan mehrere gotische Kriegergruppen in Konkurrenz zueinander. Diese Zeit war durch nahezu permanente Gewaltausübung, große räumliche Mobilität und hohe Fluktuation in der Zusammensetzung und Größe der Kriegerverbände geprägt. Das Verhältnis des oströmischen Kaisers zu diesen Gruppen war durch ein ständiges Schwanken zwischen Anerkennung und Bekämpfung bestimmt. In der Zeit von etwa 489 bis 535 erfolgte eine Umbildung der gotischen Kriegergruppen zu einer militärischen Funktionselite in Italien. Die Goten blieben auch nach der Eroberung Italiens eine Personengruppe, die auf die Ausübung von Gewalt spezialisiert war und sich durch diese Spezialisierung von ihrer Umgebung unterschied. Nun richtete sich die Gewalt aber vorwiegend gegen „äußere Feinde“. Die Goten in Italien waren in dieser Phase sesshaft und durch Land-



Abb. 1: „Die Gotenschlacht am Vesuv“. Historienbild von Alexander Zick (1845–1907)

besitz und Geldzahlungen materiell abgesichert, bewahrten jedoch eine „ethnische“ Identität. Eine Rückverwandlung in einen mobilen Kriegerverband und schließlich die Auflösung der gotischen Gruppen vollzog sich in einer dritten Phase von 535 bis 552. Während des verheerenden Krieges gegen Ostrom nahm die räumliche Mobilität wieder sprunghaft zu und die materielle Existenz wurde zunehmend durch die gewaltsame Aneignung von Gütern gesichert. Das stets vorhandene Problem der konkurrierenden Wertordnungen verschärfte sich bis hin zu einer prinzipiellen Unvereinbarkeit. Die Grenze zwischen legitimer und illegitimer Gewaltausübung verschwamm dabei ebenso wie die zwischen Untertanen und Feinden. Am Ende stand die Auflösung des gotischen Kriegerverbandes, der zerstreut und von seiner Umgebung aufgesogen wurde.

Fehdegemeinschaften im Spätmittelalter

Christine Reinle leitet in der Forschergruppe ein Teilprojekt zu kollektiver Gewaltausübung in England zur Zeit des Mittelalters. Die Untersuchung befasst sich mit einer gewaltbereiten Gesellschaft, die ihre Neigung zu eigenmächtigem und gewaltsamem Konfliktaustrag nicht mit dem Hinweis auf konkrete Defizite des Staates bei der Aufrechterhaltung der Ordnung rechtfertigen konnte. Dies verspricht Aufschluss über die „Logik von der Gewalt“ und die Rationalität sowie das Normensystem gewaltbereiter Gruppen. Als Untersuchungszeitraum wurde das mittlere 15. Jahrhundert gewählt, als Untersuchungsgegenstand die konfliktfreundige Hochadelsfamilie Percy, Grafen von

Northumberland. Die Grafen waren Teil einer Gesellschaft, in der Formen der Fehde üblich waren, um Konflikte auszutragen, auch wenn dies in der Forschung bislang oft anders dargestellt wurde. Diese Formen des Konfliktaustrags waren Ausdruck eines insgesamt hohen Gewaltpotentials im mittelalterlichen England; das Spektrum reichte dabei von gewöhnlicher Kriminalität über Gewalthandlungen als Sekundärfolge von Kriegen bis hin zu Rache, „Fehde“ und politisch motivierter Gewalt. Träger dieser Gewalthandlungen waren oft Gefolgschaften des Hochadels, die phasenweise zu Gewaltgemeinschaften werden konnten, ohne freilich ausschließlich Gewaltgemeinschaften zu sein. Daher gilt es, näher zu bestimmen, welchen Anteil Gewalthandeln an der Herstellung von Zusammenhalt innerhalb dieser Gefolgschaften hatte, die durch vielfältige vertragliche und soziale Bande verflochten waren. Untersucht werden soll, welcher sozialen Logik das Gewalthandeln folgte, welcher Stellenwert und welche



Abb. 2: Gewalt im Mittelalter: Im Hundertjährigen Krieg kämpften französische gegen englische Soldaten. Abbildung der Schlacht von Crécy (1346). Aus Chroniques de Jean Froissart.

symbolische Bedeutung dem Gewalteinsetz bei der Austragung von Konflikten zukam. Das Projekt fragt außerdem nach den sozialen Normen von gewalttätigen Gruppen, nach ihrer „Ethik“ und nach der Erinnerung und Deutung erlebter bzw. verübter Gewalt. Auch die Rahmenbedingungen, welche die Gewalt möglicherweise begünstigten, sind zu berücksichtigen. Soweit Kontakte, Kooperationen oder Überschneidungen mit Räuberbanden festgestellt werden können, sollen diese ebenfalls betrachtet werden.

Konstellationen, in denen Söldner kollektiv physische Gewalt ausübten oder damit drohten. Die Analyse der wiederkehrenden Meutereien der Landsknechte oder Söldner wiederum erlaubt es, die Anwendung von Gewalt aus der Perspektive der Gewaltgemeinschaft selbst näher zu beschreiben. Der Einsatz physischer Gewalt im Krieg in Gestalt von Schlachten oder Belagerungen schließlich bildet den Kern der vom Söldner erwarteten Gewalttätigkeit. Gerade hier, wo Gewalt am ehesten eskalierte, las-

Söldnerverbände in der Frühneuzeit

Das Teilprojekt von Horst Carl widmet sich frühneuzeitlichen Söldnern bzw. Landsknechten und damit einer sozialen Gruppierung, für die kriegerische Gewaltausübung Zweck des Zusammenschlusses war. Obwohl Söldner offenbar ein epochen- und kulturübergreifendes Phänomen sind, gilt das 16. Jahrhundert als „klassische Periode“ des europäischen Söldnerwesens, weil Söldnerverbände das Gros der Armeen bildeten. Bereits die Bezeichnung „Söldner“ verweist auf die Bedeutung materieller Anreize. Daher liegt es nahe, gerade an diesen Gewaltgemeinschaften den Zusammenhang von ökonomischer Rationalität und Logiken kollektiver Gewaltausübung zu untersuchen. Dies soll vor allem über eine Betrachtung der Praktiken des Beutemachens geschehen. Im Vordergrund steht eine vergleichende Betrachtung typischer Situationen und



Abb. 3: „Landsknechte“ von Diebold Schilling. Abbildung aus der Luzerner Bilderchronik, 1513

sen sich auch Grenzen ökonomisch rationaler Gewaltlogiken diskutieren. In einem ersten Arbeitsvorhaben des Projekts befasst sich Stefan Xenakis mit Landsknechten im Dienst des Schwäbischen Bundes. In einem zweiten Arbeitsvorhaben untersucht Patricia Bobak Söldner im Umfeld des spanisch-niederländischen Krieges. Die Forschungsarbeiten sollen Antworten auf die Frage geben, wie sich grundlegende Wandlungen des Krieges im 16. Jahrhundert und unterschiedliche äußere Umstände auf das Gewalthandeln der Söldner ausgewirkt haben.

„Fehdegesellschaft“ im frühneuzeitlichen Polen-Litauen

Eine Untersuchung des polnisch-litauischen Raums im 17. Jahrhundert bringt das Teilprojekt von Hans-Jürgen Bömelburg in die Forschergruppe ein. Es wird von Mariusz Kaczka bearbeitet. Das damalige Polen-Litauen wird in der Forschung als mitteleuropäische Ständegesellschaft gefasst, in der sich gewisse frühparlamentarische Strukturen zeigten. Allerdings stellten manche Studien auch die Fortsetzung von Gewaltpraxen fest. Aus westeuropäischer Perspektive ist dies als „Fehdegesellschaft“ charakterisiert worden, der Begriff wird aber in der osteuropäischen Geschichtswissenschaft nicht verwendet. Das Projekt widmet sich adlig-soldatischen Gewaltgemeinschaften in den Kriegen der „Sintflut“ (1648–1680er Jahre). Das Adelsaufgebot verwandelte sich zu dieser Zeit in Kampfgemeinschaften, die auf dem Lande lebten und auf Gewaltausübung zurückgriffen. Angehörige dieser Gemeinschaften schlossen sich in den 1660er Jahren zu bündischen Organisationen zusammen und destabilisierten mit Soldforderungen und Bürgerkriegen den Reichsverband. Untersucht werden die Entscheidungsprozeduren in diesen Verbänden, in denen adlig-ständische Vorgehensweisen mit charismatischen Führerprinzipien und Gewaltmechanismen verschmolzen. Das Projekt soll auch allgemein einen Beitrag zur Frage der Fortdauer und Einhegung von Gewalt in Mitteleuropa liefern und speziell das Verhältnis von Gewalt und Rechtsaustag in Polen-Litauen neu definieren.

Gewaltgemeinschaften im Balkanraum im 17. und 18. Jahrhundert

Das Teilprojekt, das von Markus Koller geleitet wird und von Andreas Helmedach bearbeitet wird, richtet den Fokus auf Räuberbanden in den „staatsfernen“ Regionen des westlichen Balkanraumes im 17. und 18. Jahrhundert. Hierunter werden im Rahmen der Studie bosnische, herzegowinische und montenegrinische Gebiete verstanden, die zu dieser Zeit zum Osmanischen Reich gehörten, sowie das venezianische Dalmatien. Zwei Kategorien von Briganten lassen sich dort unterscheiden. Eine erste Gruppe besteht aus Räubern, die in zeitlich befristeten „Lebensgemeinschaften“ (četa) als Gewaltakteure in Erscheinung traten, insbesondere im bosnisch-herzegowinischen und montenegrinischen Raum. Es handelte sich um Bünde, die teilweise in die Gesellschaft integriert waren und eine ausgeprägte hierarchische Struktur entwickelten. In ihnen verband sich die Ausübung von Gewalt mit dem Wertesystem einer patriarchalischen Gesellschaftsordnung. In der nationalen Geschichtsschreibung der Balkanstaaten, die sich vorwiegend auf die Aussagen der Volksepik stützt, werden diese als Hajduken bezeichneten Räuber vor allem als Widerstandskämpfer gegen die osmanische Herrschaft interpretiert. Die zweite Kategorie besteht aus Räuberbanden, die nicht dem System der četa zuzuordnen sind. Ihre Zusammensetzung war vielfältiger und zugleich weniger stabil. Bei diesen Zweckgemeinschaften scheint die Ausübung physischer Gewalt ausschließlich als Mittel zur Aneignung materieller Ressourcen gedient zu haben. Zu fragen ist nach der inneren Struktur beider Typen von Gewaltgemeinschaften, nach den Bedingungen ihres Entstehens und Vergehens sowie nach der Einbettung der Banden wie auch ihrer einzelnen Mitglieder in die gesellschaftliche Ordnung. Bisher von der Forschung kaum berücksichtigtes venezianisches Quellenmaterial aus den Archiven von Zadar (Kroatien) und Venedig wird Einblicke in die Innenwelten der erwähnten Gewaltgemeinschaften ermöglichen.

Kriegergruppen und Generationenordnung im vorkolonialen Ostafrika

Vorkoloniale Gewaltgemeinschaften in Afrika untersucht Winfried Speitkamp mit seinem Mitarbeiter Sascha Reif. Krieg und Gewalt spielten eine zentrale Rolle in den Transformationsprozessen des 19. Jahrhunderts in Afrika. Politische Formationen brachen zusammen, ganze Völker setzten sich in Bewegung und verdrängten andere Völker, neue politische Formationen entstanden, unter ihnen auch Militärmonarchien. Kennzeichen dieser vorkolonialen Übergangsepoche wurden Kriegergruppen und Raubgemeinschaften. Diese Gruppen lösten sich oft zeitweise oder dauerhaft aus ihren tradierten Lebensverbänden und suchten als Söldner oder auf eigene Faust von den neuen politischen Konstellationen zu profitieren. Ständige Gewaltbereitschaft und Gewalt in extremen Formen kennzeichneten die Gemeinschaften. Dabei wurde Gewalt regelrecht inszeniert, beispielsweise durch Feuerwaffen. Gewalt bzw. die Fähigkeit zur Gewaltausübung

diente der Selbstbehauptung nach außen, der Integration nach innen und der Etablierung der jungen Krieger als neue Elite. Das hatte tiefgreifende Auswirkungen auf die tradierten gesellschaftlichen Strukturen, auf die Generationenordnung ebenso wie auf die Geschlechterverhältnisse. Das Projekt will die inneren Strukturen und Wertordnungen der afrikanischen Gewaltgemeinschaften erforschen und die sozialen Logiken und sozialen Funktionen ihrer Gewalttätigkeit ermitteln. Es geht nicht von bestimmten ethnischen Gruppen aus. Es nimmt stattdessen einen geographischen Raum in den Blick, in dem derartige Gemeinschaften entstanden und agierten. Das Projekt umfasst ostafrikanische Gebiete, die etwa den heutigen Staaten Uganda, Kenia und Tansania entsprechen. Gefragt wird dann insbesondere, wie sich die für ostafrikanische Gesellschaften des 19. Jahrhunderts höchst bedeutsamen Altersklassensysteme und Generationenordnungen, in denen der Vorrang des Alters galt, durch die Entstehung von Gemeinschaften junger Krieger veränderten.



Abb. 4: Massai-Krieger in den 1930er Jahren

Gewaltgemeinschaften und politische Herrschaft in Südwestafrika

In enger Verbindung zum Ostafrika-Projekt steht dieses soziologische Teilprojekt. Unter der Leitung von Trutz von Trotha untersucht Christine Hardung Gewaltgemeinschaften im südwestlichen Afrika. Das südliche Afrika war seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bis zur einigermaßen sicheren Etablierung der europäischen Kolonialstaaten im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts ein Raum, der von einer offenen Grenzsituation und Gewaltgemeinschaften bestimmt war. Zu den Gewaltgemeinschaften gehörten die Oorlam-Gruppen. Seit dem frühen 19. Jahrhundert trugen sie kriegerische Konflikte mit den Herero und Nama nördlich des Oranje-Flusses aus. Unter Jonker Afrikaner schließlich unterwarfen sie die Nama- und Herero-Gruppen im zentralen und nördlichen Namibia, was bei beiden Veränderungen unterschiedlicher Art und Intensität herbeiführte. Ziel des Forschungsprojektes ist es, am Beispiel der Nama-Oorlam und Herero der vorkolonialen Zeit bis zu den Kriegen mit den

deutschen Kolonialtruppen ein historisch-empirisch relevantes und präzises Konzept der Gewaltgemeinschaft zu entwickeln. Die Entstehungszusammenhänge, Konstitutions- und Institutionalisierungsprozesse von Gewaltgemeinschaften sollen beleuchtet werden. Dies soll auch zu einer Typologie vorkolonialer Formen politischer Herrschaft beitragen, indem das Konzept der Gewaltgemeinschaft gegenüber anderen Konzepten bzw. Begriffen wie dem Grenzkriegertum, dem Kriegsherrentum und den Gewehrgesellschaften präzisiert wird. Im Vergleich mit den Viehhalter-Häuptlingsgesellschaften der Herero sollen dabei die Zusammenhänge zwischen den Formen der Kriegführung von Gewaltgemeinschaften und ihren Formen der Vergemeinschaftung bestimmt werden.

Städtische Gemeinschaften der Zwischenkriegszeit

Gewaltgemeinschaften in Städten der europäischen Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert nimmt das Teilprojekt von Friedrich Lenger in



Abb. 5: Aufmarsch des Republikanischen Schutzbundes der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Österreich, um 1930 (Bundesarchiv, Bild 102-00839)

den Blick. Sharon Bäcker vergleicht die Verhältnisse in Wien und Berlin, Florian Grafl richtet sein Augenmerk auf Barcelona. Gewaltaktionen städtischer Gruppen dienten auch der nicht immer nur symbolischen Eroberung oder Verteidigung städtischen Raums. Die so gezogenen Grenzen markieren in den Untersuchungsstädten das jeweilige Machtverhältnis entlang ganz unterschiedlich begründeter Konfliktlinien: zwischen anarchistischer Arbeiterbewegung und von Unternehmerseite bezahlten Milizen (und der Polizei) in Barcelona, zwischen Republikanischem Schutzbund und Heimwehrverbänden oder nationalsozialistischen Gruppen in Wien und schließlich zwischen kommunistischen Kampfgruppen und der SA in Berlin. Neben diesen politischen Gewaltgemeinschaften untersucht das Projekt in Wien und Berlin auch organisierte Kriminalität und Jugendbanden, die ebenfalls bestimmte Stadtviertel als die ihren betrachteten. Sie überschneiden sich personell teilweise mit den genannten politischen Gewaltgemeinschaften. Alle diese Gruppen sollen im Sinne der Ziele der Forschergruppe nicht nur hinsichtlich ihrer inneren Struktur, kohäsionsstiftender Mechanismen und Bedingungen dauerhafter Vergemeinschaftung analysiert werden, sondern auch mit Blick auf die Zwecke, Motive und Rechtfertigungsmuster von Gewalt. Auch nach dem Stellenwert von Gewalt in den Jugend- und Männlichkeitsbildern der Akteure soll gefragt werden. Denn häufig gemeinsam war den untersuchten Gewaltgemeinschaften neben dem engen Bezug zu städtischen Teilräumen und der Teilintegration in die städtische Gesellschaft ihre Dominanz durch junge Männer.

Paramilitärische Verbände in Ostmitteleuropa

Peter Haslinger und sein Mitarbeiter Vytautas Petronis befassen sich ebenfalls mit Gewaltgemeinschaften der Zwischenkriegszeit, ihr Fokus liegt dabei allerdings auf Ostmitteleuropa. Diese Region war zur damaligen Zeit von Konflikten um Modernisierung und Weltanschauungen gekennzeichnet. Hinzu kamen tiefe

Bruchlinien zwischen Gemeinschaften, die von unterschiedlichen Sprachen und Kulturen geprägt waren. Die neu etablierten demokratischen Systeme verstanden ihre Staaten als Verwirklichung nationaler Souveränität, kämpften aber durchweg mit Phasen der Instabilität. Vor diesem Hintergrund entstanden in den meisten Staaten paramilitärische Verbände, die im Rahmen des Projektes als Gewaltgemeinschaften im Sinne der Forschergruppe verstanden werden. Die Untersuchung fokussiert den litauischen Verband des Eisernen Wolfes (*Geležinis vilkas*), der in einen vergleichenden Zusammenhang mit weiteren ostmitteleuropäischen Verbänden gestellt wird. Dabei wird sowohl von der Rhetorik als auch von der Gewaltausübung der paramilitärischen Verbände ausgegangen. Die vergleichende Analyse der Anwendung von Gewalt nach außen und der Mitgliederdisziplinierung nach innen soll hier helfen, das Gruppenbild und die Struktur der paramilitärischen Verbände zu erschließen. Gefragt wird außerdem nach der Stärke der Mitgliederbindung, der informellen Selbstorganisation sowie nach einer teilweisen Integration in die staatlichen und militärischen Strukturen. Die Gewaltausübung wird schließlich auch in Hinblick auf die Opfer (jüdische Gemeinden, polnische Minderheit) analysiert. Als wichtige Zeugnisse werden hierbei lokale und kollektivbiografische Studien hinzugezogen.

Zwischenbilanz und Ausblick

Für eine Bilanz von Ergebnissen ist es zu früh. Patentlösungen für die zahlreichen Konflikttherde dieser Welt wird eine Forschergruppe ohnehin kaum präsentieren können. Aber Anregungen zur Deutung von gewaltsam ausgetragenen Konflikten in Geschichte und Gegenwart kann die Forschergruppe sehr wohl geben. Dazu gehört erstens, dass Gewalt stets in einen gesellschaftlichen Zusammenhang eingebettet und in kulturspezifischer Weise motiviert ist. Das prägt auch die Akteure, die sich zu Gewaltgemeinschaften zusammenfinden. Innenperspektive und Selbstdeutung der Gruppenmitglieder bilden folglich einen wichtigen Aspekt des Gwalthandelns. Wer das übersieht, wird

kollektive Gewalt kaum nachvollziehen, geschweige denn verhindern können. Zweitens erfolgt Gewaltanwendung oftmals zweckrational. Sie muss also im Kontext der Handlungslogik der Beteiligten betrachtet werden. Wer in Gruppengewalt bloß eine emotionale Eruption sieht, verkennt die vielfältigen nachvollziehbaren Funktionen von Gewalt für eine Gruppe – von der Bekräftigung von Solidarität und Zusammenhalt bis zur Effizienzsteigerung und Abschreckung nach außen. Er verkennt möglicherweise auch, wo Emotionen für Integration und Gewaltausübung als Movens nötig und insofern „rational“ sind. Drittens muss Gewaltanwendung nicht nur destruktive Folgen haben. Sie kann auch produktive Wirkungen entfalten: So wie aus Revolutionen und Kriegen Nationen und Staaten hervorgegangen sind, so kann auch aus kollektiver Gewalt Neues entstehen, etwa eine neue Form politischer Herrschaft. Zwischen organisierter Gewalt in „gewaltoffenen Räumen“ und „Gewaltmärkten“ (Georg Elwert) einerseits, Staatsbildung und Gewaltmonopol andererseits liegen keine unüberbrückbaren Gräben: Im Ostafrika des 19. Jahrhunderts zum Beispiel war der Karawanenhändler oft auch Warlord, und dieser konnte durchaus zum Staatsgründer werden, der wiederum als mythischer Ahnherr eines Volkes verehrt werden konnte – und zum Teil bis heute verehrt wird. Viertens erscheint es voreilig, Gewalt nur als Krisenindikator zu sehen. Fraglich ist, ob Theorien zutreffen, die in Gewalt eine

Handlungsoption sehen, die erst beim Versagen anderer Konfliktlösungsstrategien gewählt wird. Diese „default option“-Lehre verkennt, dass Gewalt oftmals konstitutive Bedeutung für Gruppen hat. Nur mit permanenter Gewaltbereitschaft und durch die Dynamik gemeinsam ausgeübter Gewalt lassen sich Gewaltgemeinschaften zusammenhalten. Und das zeigt fünfens, dass um kollektiv erlebte und ausgeübte Gewalt ein eigener Wertekodex entstehen kann, dass Gewaltgemeinschaften eine eigene Ethik und eine eigene Ehre entwickeln. Diese kann wiederum handlungsleitend werden, und sei es nur, um den Gruppenzusammenhalt zu festigen. Wiederum gilt: Wer das unterschätzt, wird gewalthafte Konflikte auch der Gegenwart kaum verstehen können. Ein normativer Zugang zu Gewaltgemeinschaften, ob es sich nun um jugendliche Gewalttäter in Großstädten, Milizen und Rebellen in den Krisengebieten der Welt oder Terroristen handelt, würde sich derartigen Erkenntnissen verweigern und die Chancen vergeben, die in der Beschäftigung mit Gewaltgemeinschaften in der Geschichte liegen.

Kontakt:

Forschergruppe „Gewaltgemeinschaften“
Otto-Behaghel-Straße 10C
35394 Gießen
Telefon: 0641/99-28170
FOR-Gewaltgemeinschaften@geschichte.uni-giessen.de



Joachim Born, Thomas Gloning,
Michael K. Legutke, Franz-Joseph Meißner, Dietmar Rösler

Sprachenlernen, Sprachpolitik, Sprache in den Medien und vieles mehr

Der Forschungsverbund *Educational Linguistics* stellt sich vor

Dass Sprachwissenschaftler und Sprachdidaktiker so gut miteinander ins Gespräch kommen, dass sie sogar wie an der Justus-Liebig-Universität einen Forschungsverbund gründen, ist so selbstverständlich nicht. Bis in die 70er Jahre gab es ein klares Abhängigkeitsverhältnis: die Linguisten forschten und die Didaktiker wandten an. Was nicht unbedingt zu besonders guten Ergebnissen für die Praxis führte. Als sich in den 1970er Jahren als Reaktion darauf eine eigenständige Sprachlehrforschung etablierte, entstand eine Vielzahl von Projekten zur Erforschung der Komplexität des Lehrens und Lernens von Fremdsprachen an Schulen und Universitäten. Verstärkt wurden Anstöße aus Psychologie und Pädagogik aufgenommen, parallel dazu differenzierte sich die Sprachwissenschaft aus. So genannte Bindestrich-Linguistiken wie die Psycholinguistik und spezielle Forschungsschwerpunkte wie die Schriftspracherwerbsforschung, die für das Verständnis des Sprachenlernens hochrelevant sind, etablierten sich. Die Entwicklung war reif für eine Zusammenführung der in den letzten Jahrzehnten oft eher getrennt verlaufenden Forschungsaktivitäten.

Unter *Educational Linguistics* fassen wir alle Forschungs- und Lehraktivitäten zusammen, die sich auf die wechselseitige Verbindung von sprachwissenschaftlichen Fragestellungen, Konzepten und Modellen mit der Beschreibung und Analyse von Spracherwerbs- und Sprachvermittlungsprozessen beziehen. Im Forschungsverbund arbeiten Linguisten und Didaktiker aus Anglistik, Germanistik, Romanistik, Slavistik und Turkologie zusammen; die *Educational Linguistics* ist durch die an ihr beteiligten Professoren, Mitarbeiter und Doktoranden innerhalb der JLU verankert im Zentrum für Medien und Interaktivität (ZMI) (<http://www.zmi.uni-giessen.de/home/index.html>), im Gießener Zentrum Östliches Europa (GiZo) (<http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/zentren/gizo>) und im In-

ternational Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) (http://gcsc.uni-giessen.de/wps/pgn/home/gcsc_eng/). Eine ausführlichere Beschreibung der beteiligten Personen und der mit ihnen verbundenen Forschungsprojekte findet man unter <http://www.uni-giessen.de/ell/>.

In jedem Semester lädt der Forschungsverbund Kollegen aus dem In- und Ausland zu Gastvorträgen ein, im WS 2009/2010 waren dies Kollegen aus Erlangen-Nürnberg, Leipzig, Aveiro/Portugal und Freiburg, die sich mit Themen wie der Gestaltung von korpusbasierten Lernerwörterbüchern, der Bedeutung von kontrastiven Beschreibungen, dem Potenzial des kollaborativen Schreibens in den digitalen Medien und Formen bilingualen Sprechens und der Mehrsprachigkeit beschäftigen.

Zu den Schwerpunkten der *Educational Linguistics* an der Justus-Liebig-Universität Gießen gehören die folgenden Forschungsfelder:

- die Bearbeitung von sprach(en)politisch und fremdsprachendidaktisch relevanten Fragestellungen, die für Mehrsprachigkeitskonzepte und die Identitätsstiftung durch Sprache relevant sind;
 - die Nutzung digitaler Medien, computerisierter Korpora und computerlinguistischer Technologien für die Sprachanalyse und das Fremdsprachenlehren und -lernen;
 - die Beschreibung und Analyse des Spracherwerbs im Allgemeinen (unter besonderer Berücksichtigung der medialen Ausdifferenzierung nach Mündlichkeit und Schriftlichkeit) und der Sprache im Unterricht im Besonderen.
- Vier Beispiele sollen im Folgenden die Vielfalt der Gießener *Educational Linguistics* veranschaulichen. Zunächst geht Thomas Gloning der Frage nach, wie mediale Informationsangebote für Kinder aufgebaut sind und wie Kinder die Fähigkeit zur Nutzung derartiger Informationsangebote erwerben. Danach zeigt Michael

Legutke, wie die JLU auf gesellschaftliche Veränderungen in der Bildungslandschaft reagiert: Als bundesweit der frühe Fremdsprachenunterricht eingeführt wurde, waren viele Grundschullehrer für diesen nicht ausgebildet. In Kooperation mit Hochschulen in Baden-Württemberg entstand das Projekt E-LINGO, entwickelt wurde ein Studiengang, der im Blended-Learning-Format angeboten wird und berufsbegleitend studiert werden kann. Über die Fremdsprachenkompetenz von Studierenden und den Fremdsprachenbedarf an der JLU berichten Christine Beckmann und Franz-Joseph Meißner. Im letzten Beitrag illustriert Joachim Born am Beispiel der Sprachpolitik in Lateinamerika, wie wichtig für die Diskussion von Sprachwerb und Fremdsprachenlernen die Aufarbeitung der Geschichte der Sprachen einer Region und die Auseinandersetzung mit der aktuellen Sprachpolitik ist.

Informationsmedien für Kinder: Textdesign und multimodales Verstehen

THOMAS GLONING

Für Kinder und Jugendliche im deutschen Sprachraum gibt es derzeit eine breite Palette unterschiedlicher Informationsmedien. Dazu gehören unter anderem:

- Zeitschriften mit breitem thematischen Profil wie z. B. *Geolino* oder Zeitschriften für spezielle Interessensgebiete;
- CDs und DVDs wie z. B. die Wald-CD des Kinderausstatters Jako-o (mit dieser CD lernen die Kinder den Wald und sein Öko-System spielerisch kennen, nicht in Gummistiefeln im Wald selbst, sondern am Bildschirm);
- Fernsehnachrichten für Kinder wie z. B. *Logo!* oder Wissens-Formate wie z. B. *Die Sendung mit der Maus* (auch auf CD und im Web);
- Webseiten, die zum Teil Ableger aus anderen medialen Umgebungen sind.

Daneben gibt es zahlreiche weitere Wissensangebote, z. B. auf den Kinderseiten von Lokalzeitungen, in Büchern, in schulischen Lernmaterialien, in Filmen usw.

Viele Informationsangebote für Kinder sind heute nach modernen Darstellungsprinzipien ge-

staltet, die man mit Schlagwörtern wie *Textcluster*, *Textdesign* bzw. *Multimodalität* gekennzeichnet hat. Sie nutzen zum einen mehrere „Kanäle“ (Text, Bild, Infografik, Layout, Farbgebung, ggf. bewegte Bilder, Töne), sie beruhen zum anderen auf Formen der „Zerlegung“, der Segmentierung des Gegenstandes in mehrere kleinere Darstellungseinheiten, die jeweils spezielle Funktionen haben, einzelnen Teilthemen gewidmet sind oder bestimmte Perspektiven auf den Gegenstand vorstellen. Solche mehrkanaligen Textcluster erlauben es zum einen, das Angebot selektiv zu nutzen, und sie eröffnen zum anderen auch unterschiedliche Nutzungspfade. Abbildung 1 zeigt im Überblick eine Doppelseite aus dem *Geolino*-Heft 2/2009.¹ Sie gehört zu einem achtseitigen Artikel mit der Überschrift „CERN. Teilchenjagd im Untergrund“, in dem für Kinder von 8 bis 14 Jahren über den Teilchenbeschleuniger LHC (Large Hadron Collider) und die Forschungsarbeit am CERN berichtet wird, in dem darüber hinaus aber auch grundlegende Fragen der Teilchenphysik behandelt werden.

Die Doppelseite enthält zunächst einen „Haupttext“ auf der rechten Seite 49, der von der letzten rechten Seite 47 weiterläuft. Angelagert sind ein großes, zentral platziertes und zwei kleinere Fotos mit darauf bezogenen Bildlegenden. Die Doppelseite enthält weiter drei Infografiken: eine sogenannte Topografik zur räumlichen Lage des Teilchenbeschleunigers sowie zwei Erklärgrafiken zu Arten von Teilchen (von Molekülen, Atomen bis zu Quarks) und zu Arten von Kräften (Gravitation, elektromagnetische Kraft, schwache und starke Kernkraft). Die beiden Erklärgrafiken sind jeweils mit einem Piktogramm, einem Stern, der eine Glühbirne enthält, funktional gekennzeichnet. Bei der Gestaltung der Doppelseite werden weiterhin auch Mittel des Layouts genutzt, also z. B. die Flächenaufteilung, die Platzierung von Elementen und die Farbgebung. Für das Verstehen solcher Informationseinheiten ist es nicht nur wichtig, die einzelnen Bestandteile (z. B. Wörter, Sätze, thematische Abschnitte, Bildgegenstände, Piktogramme) zu verstehen, sondern auch zu verstehen, welche funktionalen und thematischen Zusammenhänge zwischen all diesen Einheiten bestehen können.

Moderne LeserInnen sind mit zerlegten, komponierten und multimodalen Informationsangeboten dieser Art inzwischen vertraut, auch Kinder nutzen solche Textcluster über weite Strecken routiniert. Es ist aber keine triviale Frage, wie Kinder zu dieser Routine gelangen und wie sie im Einzelnen ausgeprägt sein kann. Dies ist Gegenstand einer laufenden Untersuchung, die am Beispiel von *Geolino* u. a. folgende Fragen behandelt:

- Wie sind multimodale Informationsangebote für Kinder aufgebaut? Welche spezifischen Darstellungselemente und -strategien lassen sich beschreiben?
- Wie erwerben Kinder die Fähigkeit zur Nutzung von Informationsangeboten dieser Art?
- Wie entwickeln sich die entsprechenden Fähigkeiten in der Zeit?
- Von welchen Bedingungsfaktoren wird die Entwicklung gesteuert?
- Wie und wofür nutzen Kinder solche Informationsangebote?
- Welche „Grade“ des Verstehens haben unterschiedliche (Arten von) NutzerInnen?

Für die Untersuchung kombinieren wir Verfahren der sprachwissenschaftlichen Text-, Kommunikations- und Produktanalyse mit elementaren Formen der Rezeptionanalyse. Wir untersuchen also zunächst die vorliegenden Informationsangebote wie den CERN-Artikel im Hinblick auf die ganz unterschiedlichen Aspekte der Gestaltung, z. B. den Wortgebrauch, die syntaktische Form, Strategien der Veranschaulichung, Verfahren der Themenstrukturierung usw. bis hin zur globalen Organisation als Textcluster. Für die Rezeptionsanalyse nutzen wir derzeit offene dialogische Verfahren. Wir geben Nutzungssituationen vor und beginnen mit den jungen LeserInnen dann ein nur locker vorstrukturiertes Gespräch über die genannten Aspekte der Gestaltung, aber auch über Nutzungsformen und Präferenzen.

Eine der Nutzungssituationen ist das sog. Flanieren, also die nicht zielgerichtete Nutzung: „Stell Dir vor, die Post hat gerade das neue *Geolino* gebracht, Du hast ein Stunde Zeit, was machst Du damit?“ Regelmäßige LeserInnen von *Geolino* nutzen sowohl das Titelblatt als auch die Seiten 4 und 5 „Schaufenstersei-

ten“, die das thematische Angebot vorstellen. Für die Lektüreentscheidungen spielen offenbar das thematische Profil und die Attraktivität der Bilder eine große Rolle. Der CERN-Artikel z. B. wird angekündigt mit dem Text: „Die großen Forscher, Teil 3: Mit Riesenmaschinen auf Jagd nach Miniteilchen“. Das dazugehörige Bild zeigt die Innereien eines Teilchendetektors und eine Schemazeichnung. Hier ein Ausschnitt aus dem Gespräch über dieses Bild:

A: „Und so’n Bild hier?“

B: „Na ja, also das sagt mir eher nicht so viel.“

A: „Warum nicht?“

B: „Weil es ziemlich kompliziert aussieht und ich auch nicht genau erkennen kann, was das sein soll.“

Bilder haben also auch eine Thematisierungsfunktion, ihre Gestaltung und Auswahl spielt eine wichtige Rolle für die Nutzungsentscheidungen junger LeserInnen.

Zu den spezifischen Strategien und Mitteln der Veranschaulichung gehören regelmäßig auch Vergleiche („Apparate, die so groß sind wie Kirchen und schwer wie 2000 Elefanten“) und Formen der Metaphorik aus der kindlichen Lebenswelt. Die Vielzahl der angenommenen Elementarteilchen und ihre Erforschung wird z.B. mit der Zoo-Metapher eingeführt: „Bis heute haben Wissenschaftler einen ganzen Zoo solcher Miniteilchen entdeckt. (...)“. Im Gespräch bestimmte eine junge Leserin die damit hervorgerufenen Punkte: es sind viele (Teilchen), es sind unterschiedliche, sie hinterlassen Spuren, die zu ihrer Bestimmung beitragen.

Gibt man ein zielgerichtetes Nutzungsszenario vor („Stell Dir vor, Du musst mit diesem Artikel ein Referat halten über ...), dann lassen sich auch Grade des Verstehens von Einzelheiten genauer einschätzen, die in solchen Texten vorkommen, z. B. die Bedeutung des Ausdrucks *Quark* und die Stellung der damit bezeichneten Elementarteilchen.

Zu den nächsten Schritten wird es gehören, die spezifischen Darstellungsaufgaben in einzelnen Sachgebieten (z. B. Medizin, Geschichte) weiter zu profilieren, die Voraussetzungen verschiedener Nutzertypen weiter zu systematisieren und die Verfahren der Rezeptionsanalyse zu verfeinern.



Der Teilchenbeschleuniger des CERN liegt rund 100 Meter tief im Erdboden. Fahrstühle führen hinab zu seinen beiden Ringen. Im kleineren 1 werden die Teilchen vorbeschleunigt, ehe sie auf die 27 Kilometer lange Hauptstrecke 2 fliegen – an der auch die vier Detektoren 3 liegen. Bei solchen Entfernungen ist es kein Wunder, dass die Forscher mit Fahrrädern unterwegs sind (rechts)

Woraus die Welt besteht



Egal wie groß etwas ist: Alles in unserer Welt besteht aus kleinen Teilchen, die wiederum aus noch kleineren Bausteinen bestehen. Wenn wir etwa einen Menschen einige Millionen Mal vergrößerten, sähen wir Abermilliarden von **MOLEKÜLEN** (1). Diese bestehen wiederum aus Atomen. **ATOME** (2) haben in der Mitte einen **KERN** (3), um den herum **ELEKTRONEN** (4) kreisen. Der Atomkern ist aus **PROTONEN** (5) und **NEUTRONEN** (6) zusammengesetzt. In jedem davon stecken wiederum drei **QUARKS** (7). Von diesen kleinsten Bausteinen, die bis heute entdeckt wurden, gibt es insgesamt sechs verschiedene Arten (8). Sie tragen seltsame Namen wie Up oder Down. Manchmal unterscheiden die Forscher sie auch einfach durch Symbole wie Dreiecke oder Herzen.

Nach dem Zusammenprall schließen die neu entstandenen Teilchen im Detektor mit hoher Geschwindigkeit davon. Um sie ablenken und untersuchen zu können, sind superstarke Magnete (rechts) aus Eisen nötig

Abb. 1: Doppelseite aus GEOlino-Heft 2/2009



Einzelkämpfer. Schon der Bau kostete über drei Milliarden Euro – so viel, dass 26 Länder Geld zusammengelegt haben, um ihn zu errichten. Und er ist so kompliziert, dass nur große Forscherteams daran arbeiten können.

Wozu braucht man so ein Ding? Überraschenderweise suchen die Physiker mit dem Monster nach den winzigsten Partikeln der Welt, sogenannten Elementarteilchen. Diese sind so klein, dass man sie mit keinem Mikroskop sehen kann. Stellt euch vor, ihr schrumpft die Sonne auf den Punkt am Ende dieses Satzes. Dann verkleinert ihr den Punkt noch einmal so stark wie zuvor die Sonne – etwa so groß sind Elementarteilchen.

Was ist an den Gebilden so spannend? Ganz einfach: Die Forscher glauben, dass aus ihnen unser ganzes Universum aufgebaut ist: alle Menschen und Blumen, Planeten und Sterne.

Die Frage, woraus die Welt im Innersten besteht, beschäftigt die Menschen schon lange. Die alten Griechen etwa grübelten bereits vor rund 2400 Jahren darüber. Dem Philosophen Demokrit fiel damals auf, dass er einen Apfel mit einem Messer in immer kleinere Stücke schneiden konnte. Aber könnte man ewig so weitermachen? Demokrit vermutete, nein. Er dachte, dass man irgendwann zu festen Kügelchen kommen würde, die niemand mehr teilen könnte. Er nannte sie Atome, nach dem griechischen Wort „atomos“ – unteilbar.

Diese Vorstellung hatten die Menschen noch vor gut 100 Jahren. Dann machten Physiker eine Reihe aufregender Entdeckungen. Der Neuseeländer Ernest Rutherford etwa beschoss eine Goldfolie mit radioaktiver Strahlung – und sah, dass fast die ganze Strahlung hindurchging. Rutherford folgerte daraus: Die Atome müssen praktisch leer sein. Von wegen feste, unteilbare Kügelchen!

Nun drängen die Forscher in immer kleinere Dimensionen vor. Sie entdeckten, dass das Atom aus einem Kern besteht, um den Elektronen kreisen wie die Planeten um die Sonne. Der Kern ▶



Rohbau: Ehe irgendein Teilchen am LHC kreisen konnte, mussten erst einmal lange Tunnel gegraben werden. In diesen wurde die Beschleunigerrohre verlegt

Was die Welt zusammenhält



Physiker interessieren sich für die Kräfte, die unsere Welt zusammenhalten. Bis heute haben sie vier gefunden:

Die **GRAVITATION** (1) sorgt dafür, dass sich Körper anziehen. Sie lässt uns auf den Boden zurücksinken, wenn wir in die Luft springen.



Die **ELEKTROMAGNETISCHE KRAFT** (2) wirkt nur auf geladene Teilchen. Sie ist etwa die Ursache dafür, dass sich in einem Atom negativ geladene Elektronen und der positiv geladene Kern anziehen. Dadurch bekommen Dinge ihre Festigkeit.



Die **SCHWACHE KERNKRAFT** (3) lässt Atomkerne zerfallen – dieses Phänomen nennt man Radioaktivität.



Die **STARKE KERNKRAFT** (4) oder Farbkraft. Man kann sie sich als Klebstoff vorstellen (im Bild durch das graue Männchen dargestellt), der Quarks zusammenhält. Ohne sie würden sich die Winzlinge nie zu Protonen und Neutronen verbinden.

Die vier Kräfte sind die **STARKE KERNKRAFT** oder Farbkraft (4). Man kann sie sich als Klebstoff vorstellen (im Bild durch das graue Männchen dargestellt), der Quarks zusammenhält. Ohne sie würden sich die Winzlinge nie zu Protonen und Neutronen verbinden.

**E-LINGO.
Didaktik des frühen
Fremdsprachenlernens.
Ein Aus- und Weiterbildungsprojekt
im *Blended-Learning*-Format**

MICHAEL K. LEGUTKE

Die auffälligste und in den Konsequenzen folgenreichste Veränderung der europäischen Schullandschaft ist die flächendeckende Einführung von Fremdsprachen in den Grundschulen. Nationale wie internationale Studien bestätigen mittlerweile, dass der Fremdsprachenunterricht in der Grundschule den gesteckten Zielen gerecht wird: Die überwiegende Mehrheit der SchülerInnen lernt die fremde Sprache gern und ist hoch motiviert. Elementare Kompetenzen im Hörverstehen und in der Sprechfähigkeit werden entwickelt. Auch Ansätze von Sprachbewusstheit und Sprachlernbewusstheit können nachgewiesen werden. Der Erfolg der Programme, auch das zeigen die Studien, hängt allerdings entscheidend von Bedingungen ab, denen vielerorts noch nicht in ausreichendem Maße Rechnung getragen wird. Zu diesen zählen u. a.: curriculare Vorgaben und Standards, angemessene institutionelle Rahmenbedingungen für den Übergang der SchülerInnen zu den weiterführenden Schulen sowie vor allem eine qualifizierte und nachhaltige Aus- und Weiterbildung von Lehrkräften.

Dem zuletzt genannten Brennpunkt ist das Projekt E-LINGO verpflichtet. Gefördert aus Mitteln der Landesstiftung Baden-Württemberg und des Landes Hessen haben die Pädagogischen Hochschulen Freiburg und Heidelberg und die JLU Gießen im Verbund einen Masterstudiengang zur Qualifizierung von Sprach- und Kulturvermittlern im Grundschulbereich für die Sprachen Englisch und Französisch entwickelt, implementiert und durch kontinuierliche Begleitforschung systematisch erprobt. Der Studiengang ist mittlerweile an den genannten Hochschulen akkreditiert. Er hat ein anwendungsorientiertes Profil, kann berufsbegleitend studiert werden und wird im *Blended-Learning*-Format angeboten: Regel-

mäßige Kontaktseminare werden durch kooperative Arbeit mit Online-Materialien (in der Regel in Dreier-Teams) und Erprobungen im Grundschulunterricht (*Action Research Projects*) ergänzt. In allen Programmphasen dient die Zielsprache als Kommunikationsmittel, die integriert mit den fachdidaktischen Inhalten ausgebaut wird.

Die Aktionsforschungsprojekte der Studierenden übernehmen eine Schlüsselfunktion im Programm, denn sie bilden die notwendige Brücke zwischen fachdidaktischen Wissensbeständen, die die Module vermitteln, und den Unterrichtserfahrungen, gewonnen aus der eigenen Lerngeschichte und den Erprobungen von Unterrichtsprojekten. Ein Aktionsforschungsprojekt als Teil der Ausbildung besteht aus sieben Schritten: (1) Es gilt auf der Basis der Modularbeit eine Forschungsfrage zu finden und diese im Team auszuhandeln. (2) Überlegungen müssen angestellt werden, wo Antworten zu finden sind (Literatur, Erfahrungswissen von Kolleg-/innen), die Fragestellung wird präzisiert, Handlungsvorschläge werden entwickelt. (3) Es folgt eine Auseinandersetzung mit einem konkreten Lehr- und Lernkontext, (4) Unterricht muss geplant werden und Indikatoren für erfolgreiches Lernerverhalten sind zu formulieren. (5) Der Unterricht wird gehalten und ausführlich dokumentiert. (6) Die Erfahrungen werden zunächst individuell und dann im Team reflektiert, systematisiert und so zusammengefasst, dass sie in der folgenden Präsenzphase allen Kursteilnehmern präsentiert werden können. (7) Schließlich folgt die Präsentation und Diskussion der Einsichten im Plenum unter Verwendung der Zielsprache.

Dem Anspruch nach zeichnet sich der Studiengang durch berufsfeldbezogene Wissenschaftlichkeit aus. Er versucht die kritische Selbstreflexion der TeilnehmerInnen zu fördern und eröffnet einen multiperspektivischen Zugang zu fremdsprachlichen Lehr- und Lernsituationen im Grundschulbereich. Er verbindet fachdidaktisches Lernen mit einem Ausbau der Zielsprachenkompetenz. Zentraler Lerngegenstand sind zusammen mit den Theoriemodulen Fallbeispiele aus der Unterrichtspraxis der TeilnehmerInnen sowie multimediale Dokumente aus

der eigens für das Projekt entwickelten Datenbank. Der Studiengang ist international. Die Studierenden kommen nicht nur aus allen Teilen Europas (z. B. Österreich, Italien, Kroatien, Belgien, Frankreich), sondern mittlerweile auch aus Nordamerika (USA und Kanada) und dem Irak.

Parallel zu dem Masterstudiengang wurde an der Justus-Liebig-Universität Gießen ein zertifiziertes Weiterbildungsangebot entwickelt, das sich seit Februar 2009 in der Phase systematischer Erprobung befindet. Über zwei Jahre werden 36 hessische Grundschullehrkräfte ohne grundständige Ausbildung im Fach Englisch zu Englischlehrkräften weiterqualifiziert. Das Angebot ist den gleichen Qualitätskriterien wie der Masterstudiengang verpflichtet und wird ebenfalls im *Blended-Learning*-Format realisiert. Beide Qualifizierungsangebote greifen auf eine an der JLU (Institut für Anglistik) entwickelte Datenbank zu, die Videomitschnitte aus dem Englisch- und Französischunterricht vorhält (s. Abbildung 2). Die Unterrichtsdokumente werden durch entsprechende Kontextdaten (Informationen zur Lerngruppe, curriculare Rahmung, verwendete Unterrichtsmaterialien und Arbeitsblätter) ergänzt und können zu jeder Unterrichtsstunde und jedem Stundensegment abgerufen werden. Unterrichtsstunden und Segmente sind fachdidaktischen und methodischen Kernbegriffen zugeordnet und über diese mit den Theoriemodulen vernetzt.

Während der Entwicklungs- und Implementierungsphasen des Masterstudiengangs konzentrierte sich die Begleitforschung vor allem auf das Nutzerverhalten der TeilnehmerInnen bei der Onlinearbeit. Ziel war es, die Grenzen und Reichweite der Lernplattform abzuschätzen und sie angemessen zu optimieren. Von In-

teresse war ferner die Leistungsfähigkeit individueller und kooperativer Aufgaben für die Reflexion beobachteten und eigenen Unterrichts unter Berücksichtigung zentraler theoretischer Konzepte. Untersucht wurde ferner die Rolle der TutorInnen.

Seit der Akkreditierung des Masterstudiengangs und dem Beginn der systematischen Pilotierung der Weiterbildung richtet sich das Forschungsinteresse zusätzlich auf folgende, für neue Formen der Lehrerbildung zentrale Fragestellungen: In explorativ-qualitativen Studien (Doktorarbeiten) werden untersucht: (1) die Rolle kooperativen Lernens in computergestützten Lernumgebungen unter besonderer Berücksichtigung der Aufgabenstellungen, (2) die Funktion der Aktionsforschungsprojekte als Handlungs- und Reflexionsraum für die Ausbildung einer berufsfeldbezogenen Professionskompetenz. Schließlich ist die integrative Entwicklung der Zielsprachenkompetenz von Interesse. Um deren Entwicklung zu erfassen, werden auf die Programme abgestimmte Sprachtests entwickelt. Gefördert werden die Studien und der weitere Ausbau der Datenbank aus Mitteln der Landesstiftung Baden-Württemberg und des Hessischen Hochschulpreises „Exzellenz in der Lehre“.



Abb. 2: Videomitschnitt aus dem Unterricht

Fremdsprachenbedarf an der JLU

CHRISTINE BECKMANN und
FRANZ-JOSEPH MEISSNER

Seit geraumer Zeit legt der Lehrstuhl für Didaktik der romanischen Sprachen der JLU Studien zur „Quantitativen Bildungsforschung Fremdsprachen“ vor; die folgenden Bemerkungen stehen im Rahmen dieser Forschungen. Um den Fremdsprachenbedarf der JLU zu identifizieren, führte das Referat Fremdsprachen eine elektronische Befragung der Studierenden der JLU zu ihren Erfahrungen mit dem Fremdsprachenlernen und ihren Plänen zu Fremdsprachen durch. Die damals ca. 21.500 Studierenden der JLU wurden per Mail gebeten, an der elektronischen Befragung teilzunehmen. Insgesamt 1167 Studierende haben den Fragebogen ausgefüllt und 1113 Fragebögen wurden in die Auswertung einbezogen. Unter den Befragten waren 818 weibliche und 318 männliche Studierende (31 machten keine Angabe). Dabei ist zu sehen, dass die JLU deutlich mehr weibliche als männliche Studierende zählt. Daher ist das weibliche Geschlecht in den Ergebnissen stärker repräsentiert. Das durchschnittliche Alter der Befragten zum Zeitpunkt der Datenerhebung lag mehrheitlich zwischen 20 und 27 Jahren.

Die Studierenden verteilen sich in Prozent (an 100 fehlende Prozent entfallen auf „keine Antwort“) folgendermaßen auf die Fachbereiche:

01 Rechtswissenschaft	5,0
02 Wirtschaftswissenschaften	3,4
03 Sozial- und Kulturwissenschaften ...	9,7
04 Geschichts- und Kulturwissenschaften	3,1
05 Sprache, Literatur, Kultur.....	11,8
06 Psychologie und Sportwissenschaft	5,9
07 Mathematik und Informatik, Physik, Geographie	8,5
08 Biologie und Chemie	7,1
09 Agrarwissenschaften, Ökotropologie und Umweltmanagement	24,8
10 Veterinärmedizin	4,7
11 Medizin	10,0

Die Schwerpunkte des Fragebogens lagen zunächst auf der Sprachlernbiographie der Be-

fragten. Einerseits interessierte hier, welche Sprachen in der Schule an welcher Stelle, in welcher Folge und wie lange belegt wurden, andererseits aber auch, welche Sprachen neben bzw. nach der Schule erlernt wurden. Zusätzlich zu diesen biographischen Daten wurde auch nach dem Unterrichtserlebnis und der Nützlichkeit der Sprachen gefragt. Ein weiterer Schwerpunkt des Fragebogens bezog sich auf die grundsätzlichen Einstellungen (Attitüden) zu Fremdsprachen. Abschließend wurden die Befragten gebeten zu erläutern, wie sie die Sprachen nutzen und welche Kompetenzprofile sie anstreben.

Fast alle Befragten (97,2 %) sind Bildungsdeutsche, für 87,9 % der Befragten ist Deutsch ihre Muttersprache. Hinsichtlich der Reihenfolge der Schulsprachen ergibt sich bei den Befragten folgendes Bild: 23,7 % der Studierenden belegten ausschließlich Englisch als erste und Französisch als zweite Fremdsprache. 9,8 % belegten Englisch und dann Latein; 7,4 % belegten Englisch, Französisch, Latein, 6,9 % Englisch, Latein, Französisch, 6,5 % Englisch, Französisch, Spanisch. Hier werden nur die häufigsten Sprachreihungen genannt. 2,9 % der Befragten belegten Französisch als erste Fremdsprache und 3,1 % Latein an erster Stelle.

Für den Zeitpunkt der Befragung geben 260 (23,4 %) der Befragten an, Englisch zu lernen; 146 (13,1 %) Spanisch; 124 (11,1 %) Französisch und 36 (3,2 %) Italienisch. Außerdem befinden sich unter den zum Befragungszeitpunkt erlernten Sprachen Latein, skandinavische Sprachen, Russisch, Portugiesisch und Niederländisch (absteigend von ca. 3,8 % bis 1,3 %). 25,5 % der Befragten geben an, die Sprache im Selbststudium zu erlernen. 13,0 % erlernen die Sprache in Kursen des entsprechenden Fachbereichs, 8,1 % in Kursen des Referats Fremdsprachen und 7,8 % in Kursen für Hörer aller Fachbereiche. Kurse der VHS nehmen nur 2,9 % der Studierenden in Anspruch. 1,3 % geben einen Auslandsaufenthalt an, bei dem sie die Sprache erlernt haben.

Bei denjenigen Befragten, die angeben, eine Fremdsprache an der Universität belegt (neu

erlernt oder vertieft) zu haben, ergibt sich hinsichtlich der Zufriedenheit mit dem Sprachkurs folgendes Bild*:

	Gut	Mittelmäßig	Schlecht
Englisch (N=164)	67,7 %	27,4 %	4,9 %
Französisch (N=87)	54,0 %	40,2 %	5,7 %
Spanisch (N=141)	51,8 %	42,6 %	5,7 %

* Prozente berechnet für alle, die den entsprechenden Unterricht der Sprache bewertet haben; Befragte, die angeben, die Sprache neu erlernt zu haben bzw. eine bereits vorher erlernte Sprache fortzuführen, sind zusammengefasst. Bewertet wurde mit Schulnoten von 1 bis 6. Zur besseren Übersicht werden die Werte für 1 und 2, 3 und 4, sowie 5 und 6 kumuliert.

Die Frage ist sehr allgemein gehalten. Sie erlaubt keine genauen Aussagen über einzelne Aspekte des Sprachkurses, die diesen oder jenen Eindruck bewirkten. Die stark positive Tendenz lässt jedoch vermuten, dass auch detailliertere Befragungen keine besonders negativen Ergebnisse erzeugt hätten.

Weiterhin ist zu sehen, dass sich mit den einzelnen Sprachen unterschiedliche Kompetenzniveaus verbinden. Es ist bekannt, dass Erhebungen unter in der jeweiligen Zielsprache fortgeschrittenen Lernern bessere Ergebnisse zeitigen als solche, die auf einer mittleren Ebene liegen. Hinsichtlich der Kompetenzziele und der Interessen der Studierenden ergaben sich die untenstehenden Ergebnisse**.

Mit der Ausnahme des Englischen zeigen die Zahlen eine deutliche Akzentuierung zugunsten der mündlichen Kompetenzen. Unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet zeigt sich, dass wesentlich mehr Befragte die einzelnen Kompetenzen in den Sprachen für wichtig halten, als es Lerner gibt: 13,1 % geben an, ge-

genwärtig Spanisch zu lernen, aber 31,4 % meinen, dass das Hörverstehen im Spanischen in der Zukunft für sie wichtig sein wird. Gleiches gilt für die anderen Sprachen: Offensichtlich wollen sich die Studierenden in die Lage versetzen, mit den Nachbarn kommunizieren zu können, vor allem ihre Sprachen zu verstehen.

Bei den Medien, die die Studierenden in den einzelnen Fremdsprachen nutzen, wird die Dominanz des Englischen, in dem sie wohl über die höchste Kompetenzstufe verfügen (dies wurde allerdings nicht überprüft, ist jedoch aufgrund der allgemeinen Lernerstatistik und der schulischen Laufbahnen zu vermuten), besonders deutlich: 57,7 % geben an, englische Seiten im Internet zu besuchen. Bei der Internetnutzung liegen Französisch (12,2 % und Spanisch 8,1 %) weit dahinter. Für die Nutzung von Radio, TV, DVD, Zeitung und Buch ergibt sich ein vergleichbares Bild. Die Interessensgebiete Wissenschaft, Politik/Ökonomie, Landeskunde und Belletristik zeigen eine ausgeglichene Verteilung auf hohem Niveau für Englisch. Bei den romanischen Sprachen Französisch, Italienisch und Spanisch zeigt sich eine leichte Verschiebung hin zu Landeskunde und Belletristik.

Sprachpolitik in Lateinamerika

JOACHIM BORN

Die Anfänge

1492 – ein Genueser im Dienste der spanischen Krone bricht von Cadiz aus nach Westen auf, um eine Abkürzung des Weges zu den süd- und ostasiatischen Gewürzparadiesen zu finden. Es passiert ein Betriebsunfall – Kolumbus

	Englisch	Französisch	Italienisch	Latein	Russisch	Spanisch
Leseverstehen	65,9	41,6	11,1	28,4	9,3	16,6
Schreiben	58,1	17,6	7,7	10,3	5,9	19,7
Hörverstehen	64,1	37,1	15,7		11,5	31,4
Sprechen	63,9	34,6	14,5		9,4	29,8

** Die Frage wurde allen Befragten für jede der genannten Sprachen gestellt. Die Prozentwerte stellen den kumulierten Wert von 1+2 der Bewertungsskala von 1 (sehr wichtig) bis 5 (völlig unwichtig), dar. Nennungen unter sonstige erhielten keine ausreichend große Zahl, um die Ergebnisse auswerten zu können.

stößt auf Inseln, die nicht sofort als Neue Welt erkannt werden, sondern als Westindien in die Geohistorie eingehen. Denjenigen, die bis dato dort gelebt hatten, ging es nun ans religiöse, sprachliche und kulturelle Leder, sofern sie nicht schon zuvor eingeschleppten Krankheiten, ethnischen Säuberungen ante litteram oder wirtschaftlichen Vernichtungswellen zum Opfer fielen. Spanisch, später Portugiesisch, Englisch, Französisch, auch Dänisch und Niederländisch waren die prestigereichen Sprachen, die über tausend indigene Idiome dem Untergang preisgaben. Ein Fehlen eurobasierter (i.e. lateinischer) Schriftkonventionen ließ die Eroberer die überragenden Wissensstände in Naturwissenschaften, Landwirtschaftstechnologien und naturnaher Medizin nicht erkennen – die Suche galt Rohstoffen, der moralische Drang verpflichtete zur Missionierung im Sinne des Christentums.

Gleichwohl wurde der Grundstein einer Globalisierung in sprachlicher Hinsicht gelegt: *tomates*, *cacao*, *tabaco* und *maíz* wurden den staunenden Europäern auch sprachlich von den Konquistadoren präsentiert. Da man jedoch fern romantischer Gefühlsduselei (ein Land, eine Sprache bzw. umgekehrt) pragmatischen Lösungen zugetan war, brachte man nicht nur sprachlich und kulturell Bereicherndes in die Alte Welt, sondern versuchte das Kommunikationsbedürfnis – auch das proselytische – keineswegs einseitig auf sprachliche Kolonisierung zu reduzieren; vielmehr lernten die verantwortlichen Mönche die autochthonen Kontaktvarietäten, kodifizierten und normierten sie und begannen in der Folge ihre religiöse Überzeugungsarbeit im vermeintlichen Substrat. So gründeten die Eroberer nicht nur Universitäten, sie errichteten auch Lehrstühle für indigene Sprachen, etwa in Mexiko für die Aztekensprache Náhuatl, in Lima für das Inkaidiom Quechua – undenkbar in der beginnenden Neuzeit im sich überlegen wahnenden Europa. Erst die Dekrete Karls III. und des Marquês do Pombal im ausgehenden 18. Jh. führten dazu, dass die verschriftlichten iberoromanischen Idiome zu den allein und allgemein gültigen nationalen Amtssprachen erklärt wurden.

Die Phase der Unabhängigkeitskriege und der staatlichen Konsolidierung

Nachdem die süd- und zentralamerikanischen Staaten sich ab dem ersten Viertel des 19. Jhs. nach und nach ihre Unabhängigkeit erstritten hatten, gelangte die Frage nach den Amtssprachen der neuen staatlichen Gebilde verstärkt aufs Tapet. Kaum Fürsprecher fanden indigenistische Apologeten – der Streit wurde eher darüber geführt, welche Varietäten der alten Kolonialsprachen am besten geeignet waren für die Identitätsfindung der neuen Staaten – hier die Regionalisten, die das „Neue“, das „Amerikanische“ predigten, dort die Traditionalisten, die das hispanistisch-lusitanistische Erbe weiterverfolgen wollten, vereinfacht gesagt der allseits bekannte Streit: Stadt vs. Land, Gebildete vs. Ungebildete, Isolationisten vs. Integristen. Die spanischsprachigen Staaten haben diesen Konflikt mit einem Kompromiss gelöst: Neben der Königlichen, der Madrider, Sprachakademie wacht jeweils eine nationale Akademie über die einzelnen Varietäten der plurizentrischen Sprache – in Kooperation, nicht Konfrontation mit der „Mutterinstitution“. Hingegen sucht Brasilien weiter – hier ist die Frage von Konvergenz (also das Gemeinsame mit dem europäischen Portugiesischen) und Divergenz (die Betonung der Unterschiede) keineswegs entschieden. Immerhin kam unlängst endlich ein Kompromiss bezüglich einer einheitlichen Schreibung zustande. Sowohl beim Spanischen als auch beim Portugiesischen geht man heute von verschiedenen regionalen vorbildhaften Subzentren aus, die u. a. in Buenos Aires, Mexiko-Stadt, Bogotá, São Paulo oder Rio de Janeiro verortet werden.

Die heutigen Amtssprachen

Wenn wir unter Lateinamerika den kompletten Subkontinent südlich der USA einschließlich der Karibik verstehen wollen (es gibt da unterschiedliche Kriterien), dann ist heute in fast allen kontinentalen Ländern Spanisch die Amtssprache; die einzige Ausnahme ist Brasilien, wo das Portugiesische dominiert. Dazu kommen in kleineren Staaten und auf den Inseln noch ein wenig Fran-

zösisch (Haiti, Guayana), Niederländisch (Antillen) und Englisch (Belize, Guyana, Jamaika, Trinidad usw.). Das scheint zunächst wenig im Vergleich zu den 23 Amtssprachen im zu vereinigenden Europa, auch wenn in einigen Staaten wie Peru, Bolivien oder Paraguay amerindische Sprachen (Aimara, Guaraní, Quechua), auf den Inseln auch Kreols (Krèyol ayisyen, Papiamentu) kooffiziell sind. Dennoch ist die Lage kompliziert: Zahlreiche Sprachkontakte bereichern wie komplizieren den linguistischen Alltag – frei nach dem so genannten Neldeschen Gesetz „Es gibt keinen Sprachkontakt ohne Sprachkonflikt“.

Die Sprachkontakte bestehen häufig an den Rändern der Gesellschaft, dort wo indigene Bevölkerungsgruppen („endemische“ Sprachen) in Kontakt mit der Mehrheitsbevölkerung („autochthone“ Sprachen), diese wiederum in städtischen Verbänden mit Neueinwanderern („allochthone“ Sprachen) geraten. Die traditionelle kontaktlinguistische Dichotomie „autochthon“ vs. „allochthon“ muss gerade auf diesem Kontinent erweitert werden, besteht doch ein nicht zu bestreitender Unterschied zwischen jenen, die schon immer da waren, und denen, die ihnen das Land wegnahmen. Deswegen verdeutlicht hier der (wie so viele biologistischen Metaphern in der Linguistik) der Pflanzenwelt entlehnte Terminus „endemisch“, dass jenen, die in anderen Kontexten als *first nations* oder *aborigenes* bezeichnet werden, eine besondere ökolinguistische Aufmerksamkeit zu gelten hat. Ist in den meisten Verfassungen wenigstens eine Art Absichtserklärung zugunsten des indigenen Erbes festgeschrieben, so wird – vergleichbar den europäischen Staaten – in der offiziellen Sprachpolitik der Komplex der Zuwanderer (u. a. Italiener, Deutsche, Asiaten, Araber und Osteuropäer) bis heute überhaupt nicht be-



Abb. 3: Mehrsprachigkeit auf der Osterinsel: Rapa Nui – Spanisch – Englisch (Foto: Joachim Born)

rücksichtigt – sie gelten gewissermaßen automatisch als spanisch- bzw. portugiesischsprachig.

Die sozio-ökonomischen Verbünde

Als gerecht und egalitär empfundene Sprachpolitik kann oft besser durch supra- oder multinationale Verbünde garantiert werden als durch – oftmals auf der sprachvereinenden Idee gegründete – Einzelstaaten. Für Europa gilt, dass die EU nicht nur alle nationalen Amtssprachen gleichsetzt als europäische Arbeitssprachen, sondern sich auch um einen angemessenen Schutz der zahlreichen ethnischen und/oder sprachlichen Minoritäten kümmert. Wie diesseits des Ozeans Ladinier, Bretonen oder Aromunen konnten, hoffen viele Vertreter vor allem indigener (aber auch allochthoner) Sprechergruppen in Lateinamerika auf Vertiefungen der bestehenden Bündnisse, wie etwa dem Mercosur, der es in einem ersten Schritt immerhin fertig gebracht hat, das Guaraní, die zweite nationale Amtssprache Paraguays, als „idioma del Mercosur“ anzuerkennen. Das erklärt auch den Widerstand vieler Intellektueller gegen Überlegungen aus den Vereinigten Staaten, eine gemeinsame Frei-

handelszone zu bilden – zu groß ist die Angst, dass aus der ökonomischen Überlegenheit des großen Nachbarn auch eine weitere hegemoniell gesteuerte Nivellierung der unterschiedlichen kulturellen und sprachlichen Räume zugunsten des Englischen und zu Lasten des Iberoromanischen (ganz zu schweigen von den indigenen Idiomen) resultiert. Gerade von Seiten der Förderer von Multikulturalismus und Plurilingualität wird daher häufig der Schulterchluss mit den Europäern gesucht.

Der Eingriff der nationalen Politik

Insbesondere (in Europa als „populistisch“ bezeichnete) Politiker, die selbst aus einfachen Verhältnissen stammen, wie der erste nicht-europäischstämmige bolivianische Präsident Evo Morales oder der schillernde venezolanische Caudillo Hugo Chávez haben Integrationsprogramme gestartet, die die Jahrhunderte lange Diskriminierung und Stigmatisierung der endemischen Völker bremst. Verfassungen und Ausführungsbestimmungen wurden zugunsten der Nachkommen der Urbevölkerung korrigiert mit dem Ziel, diese sprachlich, kulturell – und das ist natürlich besonders wichtig: *auch* ökonomisch! – an der Macht partizipieren zu lassen. So flossen – zumindest bis zum Ausbruch der Weltwirtschaftskrise – Millionen von venezolanischen Petrodollars nicht nur in die Kassen von (meist ausländischen) Investoren

oder (oft korrupten) Oligarchen, sondern landeten plötzlich im Altiplano Boliviens oder im Regenwald Venezuelas und fördern dort die bilingual-interkulturelle Ausbildung.

Fazit

Sprachpolitik ist Wissenschaft *und* Politik zugleich. So wie ein Ernährungswissenschaftler die Aufgabe hat, vor schädlichem Essen zu warnen, so wie ein Arzt sich selbstverständlich bei drohenden Epidemien äußert, wie ein Wirtschaftswissenschaftler Skepsis an Wachstumsbeschleunigungsgesetzen kundtut, so hat der Sprachwissenschaftler die Verpflichtung, sich da zu artikulieren, wo er sich am besten auskennt: bei der Sprache, mithin auch zu den Regeln für das Zusammenleben mehrerer Sprachen. Nichts anderes will wohlverstandene Sprachpolitik, und genau deswegen wird lateinamerikanische Sprachpolitik (auch) in Gießen gemacht – natürlich in Zusammenarbeit mit den Kollegen vor Ort und nur dann, wenn sie das auch wünschen.

Anmerkung:

- ¹ GEOLino ist das Erlebnis-Heft für Kinder von 8 bis 14 Jahren. Das Magazin vermittelt auf spielerisch-sympathische Art Wissen aus Forschung/Technik und Menschen/Kulturen – mit vielen Spielen, Rätseln und Basteltipps. (http://www.geo.de/geoaboshop/overview,category=geoabo_geolino.html; 09.1.2010).

Gabriele Lieber, Antje Danner, Annabelle Felber

imago2010

Bildkompetenz und Literalität im Grund- und Vorschulalter – ein EU-Projekt aus dem Bereich des Lebenslangen Lernens (LLP)

Zum Profil des Projektes

Im Medienzeitalter sind schon Kinder im Vor- und Grundschulalter mit den Vernetzungen visueller und verbaler Informationsverarbeitung (reading literacy und visual literacy) konfrontiert. Dabei ist eine wachsende Diskrepanz zwischen massenmedialer Beeinflussung durch Bilder einerseits und andererseits der Fähigkeit von Kindern, sich in Bildern zu verständigen, festzustellen. Zu sehr wird auch die Ausbildung von Literalität bislang nur als Vermittlung von Schriftspracherwerb in der Schule behandelt. Die notwendige Verbindung zu einer „ästhetischen Alphabetisierung“ bleibt meist unberücksichtigt. Deshalb sind neue Materialien und Curricula zu entwerfen und zu erproben, in denen der Umgang mit Symbolen, Bildern und Texten gemeinsam und in einer wechselseitigen Verschränkung geübt werden kann. Dadurch werden auch Benachteiligungen und Defizite im Lesen, Denken und Sprechen bearbeitbar, wie sie in internationalen Untersuchungen (z. B. PISA) oft festgestellt werden. Auch muss in Ausbildungsgängen zum Erzieher- und Lehrerberuf eine neue Sensibilität und ein neues didaktisches Wissen über das „Lesenlernen“ von Texten und Bildern entstehen. Kindgemäßheit ist in Zeiten der Globalisierung auch über die Konzipierung von Lehrmaterialien neu zu interpretieren. Hierbei werden Kinder nicht einseitig als Rezipienten, sondern als Sinn erzeugende und kommunizierende Akteure angesprochen und beansprucht. Der internationale Vergleich erlaubt Einblicke in kulturelle Differenzen in der bildsprachlichen Kommunikation. Das Projekt gründet sowohl auf wissenschaftlichen Studien zur Bildliteralität (Universität Gießen) als auch auf dem Comenius 2.1-Projekt „PeriSCop“ (2002–2005, Amt für Lehrerbildung/Frankfurt), wird aber für das



Vor- und Grundschulalter neu durchdacht und mit anderen Zielsetzungen verbunden.

Ziele und Absichten

Das Projekt verfolgt mehrere zusammenhängende Ziele: Eine Bildsammlung dient der Erforschung vorhandener Bildkompetenzen im Kindesalter. Daran anknüpfend bildet sie ein Repertoire für die Konzipierung von Lehr-Lernarrangements in Vorschulgruppen wie für die Gestaltung des Grundschulunterrichts. Es werden Methoden zur (De-)Kodierung von Bildern entworfen, wie sie in Beispielen des *best-practice* Verwendung finden und für die Entwicklung von Curricula nutzbar gemacht werden können. Solche Curricula dienen dem Aufbau einer kritischen Bildkompetenz und eines kompetenten Bildumgangs, auch als Grundlage für die Entfaltung weiterer Kompetenzen im Bereich der Auswahl und Recherche von Informationen. Kinder des Vor- und Grundschulalters sollen unterschiedliche (verbale und ästhetische) Zugangsweisen zu Bildern beherrschen lernen und multiple Übersetzungskompetenzen zwischen inneren und äußeren Bildern entwickeln. Auch die Verwendung unterschiedlicher Medien (digital und analog) dient der Förderung des individuellen Ausdrucksvermögens sowie der Entfaltung von Interesse an

bildhaften Ausdrucksformen. Erwartet wird dabei eine nachhaltige Ausbildung von Literalität, die über rein textbezogene Formen weit hinausreicht. (Inter-)Kulturelle Kompetenzen erwachsen im Umgang mit einem ausbaufähigen Grundkanon nationaler und europäischer Bildwerke.

Bilder lesen lernen dient als Brücke zwischen Erst- und Zweitspracherwerb, wobei Bilder als Inhalts- wie als Verständnisstütze wahr- und ernstgenommen werden. Insofern wird die Partizipation in einer literalen und demokratischen Kultur gestärkt. Die Beschäftigung mit textuellen und bildhaften Formen der Darstellung von Wirklichkeit sensibilisiert für Perspektivität und Perspektivenvielfalt. Sie fördert Toleranz und Identifikation im Umgang mit Bildern. Bilder können so auch ihre Bedeutung als „Nähmaschinen“ zwischen innerer und äußerer Wirklichkeit entfalten und die Förderung einer allgemeinen Lernfähigkeit unterstützen.

Intendierte Projektergebnisse

Das Projekt wird Lehr-Lern-Medien zur Vermittlung von Bildkompetenzen als Unterstützung des allgemeinen Spracherwerbs und zur Förderung des nonverbalen ästhetischen Ausdrucks entwickeln. Idealtypisch ausgearbeitete Lernarrangements werden im Sinne von *best-practice*-Beispielen die Vermittlung elementarer Bildkompetenzen ermöglichen und die Förderung verbaler und nonverbaler Sprachkompetenzen unterstützen. Die Ausarbeitung von Ausbildungs- und Fortbildungsmodulen dienen der Professionalisierung von PädagogInnen des Elementar- und Primarbereichs vor allem in den Feldern der Bildkompetenz. Auch dienen die Module der Förderung des basalen Spracherwerbs von Kindern mit Migrationshintergrund. Eine Ausarbeitung von Lehrplanmodulen ergänzt die Möglichkeiten einer systematischen Förderung von basalen Sprachkompetenzen durch die Berücksichtigung und Einbeziehung von (Bild-)Literalität. Die Entwicklung von Lernmaterialien, Curricula und Lehrplanmodulen gründet auf Erkenntnissen über den Stellenwert und die Funktion von Bildern in der schulischen Bildung sowie in der Lehrer- und Erzie-

herInnen-Ausbildung, die in einer Eingangserhebung ermittelt werden. Erkenntnisse über kindliche Bildpräferenzen zu einer kindgerechten Auswahl von Bildern als Lehr-Lern-Medien, die als Kriterienkataloge und erläuternde Kommentare präsentiert werden, unterstützen die Entwicklung einer kritischen Sensibilität von PädagogInnen, die über die Auswahl und das Angebot von Bildmedien entscheiden. Printpublikationen für die Hand praktizierender PädagogInnen werden begleitet und ergänzt durch solche für die Hand der Kinder. Auch entstehen Printpublikationen, die sich an eine wissenschaftliche Fachöffentlichkeit sowie an AusbilderInnen wenden.

Einblicke in die Projektwerkstatt

imago2010 geht arbeitsteilig vor. In Gießen laufen die Fäden des inhaltlichen Managements zusammen und ist somit federführend. In Gießen entstanden die Projektidee und die wissenschaftliche Grundlegung des Projekts.

Bildlitalerität

imago2010 basiert als Teil des universitären Forschungsprojektes „Bildlitalerität und Ästhetische Alphabetisierung“ auf der These, dass es möglich ist, die Wahrnehmung zu sensibilisieren und zu trainieren sowie bestimmte Elemente der Bildsprache, z. B. Bildgrammatik und Bildsyntax, zu lehren und zu lernen. Diese These wird auch durch die Forschungsergebnisse der Neurowissenschaften mehr und mehr erhärtet: Sehen ist eine Analyse, die gelernt werden muss. Weiterhin gibt es die Möglichkeit, gezielte Lernmedien zu erstellen, um bestimmte Bereiche des Sehens zu trainieren. Interessant ist es deshalb für die Erziehungswissenschaften und die Allgemeine Didaktik, empirisch danach zu forschen, inwieweit es möglicherweise Wechselwirkungen zwischen einer gezielten Förderung der Bildlitalerität sowie der Ästhetischen Alphabetisierung und dem Erwerb von Literalität gibt.

Bildlitalerität verstehen wir zudem als einen speziellen Bereich kultureller Literalität. Kulturelle Werkzeuge (cultural tools) bestehen nicht

nur in der Beherrschung der jeweiligen Verkehrssprache, sondern vor allem in einer speziellen Wahrnehmungssensibilisierung verbunden mit komplexen nonverbalen Kommunikationsformen. Dazu gehört in besonderem Maße die Bildsprache, die an dem kulturellen Wendepunkt (pictorial turn), an dem wir uns derzeit unter anderem durch die neuen Möglichkeiten der Computertechnologie befinden, immer mehr an Bedeutung gewinnt. So wird beispielsweise über das Internet nicht mehr länger rein verbal kommuniziert, sondern es entstehen vielfältige Bild-Text-Verbindungen, in denen Bilder als eigenständige Informationsträger eingesetzt werden. In einer Kultur und Gesellschaft, die über Jahrhunderte fast ausschließlich durch eine schriftsprachliche Literalität geprägt war und die zur Bezeichnung einer „highly literate culture“ geführt hat, wird deshalb ein einschneidendes Umdenken notwendig. Bilder können nicht mehr länger als nettes, dekoratives Beiwerk und die Beschäftigung mit Bildern nicht mehr länger als exklusive Freizeitbeschäftigung betrachtet werden. Bilder avancieren kontinuierlich verstärkt zu gleichberechtigten Informationsträgern.

Für das Decodieren von Bildern ist eine Vielzahl komplexer Kompetenzen notwendig, die nicht nur theoretisch erworben, sondern praktisch erarbeitet und eingeübt werden müssen. Die Rahmenbedingungen dafür sind vergleichbar mit denen, die für den Erwerb von Literalität förderlich sind. Mit dem Begriff der „Bildliterate“ wagen wir uns über den Begriff der „Bildkompetenz“, wie er unter anderem in der neueren Kunstpädagogik gebraucht wird, hinaus. Unter Bildkompetenz wird ein Dreischritt verstanden, der die Ebenen des Verstehens, der Kreation und der Kommunikation umfasst. Dieser kann als Teilmenge der Visuellen Kompetenz mit den Komponenten Bildproduktion, Bilddistribution und Bildrezeption verstanden werden, wobei die Bildsprache ein wichtiges Element dieser Kompetenzen ist. Der Kompetenzbegriff ist aus der aktuellen bildungspolitischen Diskussion heraus zu erklären und kommt der Forderung nach, Gelerntes beschreibbar und nachweisbar zu machen. Bildliterate beherbergt jedoch Elemente, die punk-

tuell nicht überprüfbar sind. Für uns steht dieser Begriff insbesondere für vier Bereiche:

- a. Bild-/Sinnverständnis,
- b. Freude am Umgang mit Bildern,
- c. Vertrautheit mit Bildern und der bildlichen Ausdrucksfähigkeit sowie mit Bildsprache und künstlerischer Sprache sowie
- d. Bildkompetenzen im Bereich der Bildkritik, Bildrezeption, Bildproduktion, visuellen Kommunikation, Bildkultur und Bildsprache.

Erstellung einer (zunächst projektinternen) Bilddatenbank (in Kooperation mit Salzburg)

Beim Aufbau der Bilddatenbank für imago2010 ist zu bedenken, wofür die Bilder verwendet werden sollen und welche Bedeutung sie für die Entwicklung von Bildliterate bei LehrerInnen und ErzieherInnen sowie ihren SchülerInnen haben. Diese Ideen bestimmen die Auswahl und die Ordnung der Daten. In der Bilddatenbank sollen Bilder erfasst werden, die in der Erziehung und beim Lernen eine Rolle spielen. Hier lassen sich verschiedene Einsatzbereiche unterscheiden:

Bilder motivieren: Bilder sind schnelle Schüsse ins Gehirn. Das bedeutet, wenn wir ein Bild sehen, haben wir in der Regel seinen Inhalt oder besser das, was dargestellt wird, gesehen oder verstanden. Dies wird zum Beispiel bei Zeitschriften und Zeitungen verwendet: Mit Hilfe von Bildern sollen die Leserinnen und Leser Interesse am Text bekommen. Bilder, die sich dafür eignen, können einerseits Stereotypen sein, andererseits Bilder, die emotional oder inhaltlich ansprechen. In der Regel handelt es sich dabei um leicht lesbare Bilder.

Bilder orientieren: Aus den gleichen Gründen können Bilder auch dazu verwendet werden, den Leser oder die Leserin in einem Text zu orientieren. Bilder können bei der Navigation durch Texte und Bücher hilfreich sein. Derartige Bilder sind in aller Regel einfach und damit leicht lesbar.

Bilder informieren: Eine wichtige Aufgabe von Bildern beim Lernen ist sicherlich die Mög-

lichkeit, Informationen bereitzustellen. Dabei ist zu bedenken, dass Informationen immer durch den Rezipienten in einem Interpretationsvorgang gewonnen werden. Es lassen sich zwei unterschiedliche Strategien unterscheiden. Bilder dienen in der Kommunikation dazu, dem Empfänger etwas zu zeigen oder mitzuteilen. Ziel ist es hierbei, zu verstehen, was derjenige, der das Bild verwendet, damit sagen oder erreichen will. Bilder können aber auch Ausgangspunkt für forschendes Erkunden sein.

Bilder irritieren: Bilder können leicht oder schwer lesbar sein. Schwer lesbare Bilder, also Bilder, die sich nicht oder nur schwer eindeutig interpretieren lassen, können übliche und eingefahrene Vorstellungen infrage stellen. Sie können dazu anregen, über die Welt und die Wahrnehmung der Welt neu und anders zu denken.

Bilder erzählen: Bilder können Szenen darstellen, bei denen wir uns fragen: Was war vorher, und was wird weiter geschehen? Bilder können vieles gleichzeitig darstellen und vor allem für Kinder einen Anlass bieten, zu erzählen oder zu sprechen. Bilder, deren Interpretation nicht eindeutig durch einen Bildtext vorgegeben ist, können bei jedem einzelnen Betrachter und bei jeder einzelnen Betrachterin unterschiedliche Assoziationen auslösen.

In der Bilddatenbank sollen Bilder gesammelt werden, die dem Konsortium als besonders geeignet erscheinen. Es kann sich sowohl um Beispiele für gut verständliche/lesbare Bilder, sowie auch um komplexe/nicht eindeutig lesbare Bilder handeln. Die einzelnen Bilder werden mit begründenden Kommentaren versehen werden. Dabei sollten neben besonders prägnanten Beispielen für die jeweiligen Kategorien auch ungeeignete Beispiele als Kontrast aufgenommen werden. Positive wie negative Beispiele dienen dazu, die jeweiligen Begriffe verständlich zu machen.

Eingangserhebung „Mit Bildern lernen“

Um erste Einblicke in den Umgang mit Medien in den Institutionen Kindertagesstätte und Schule erheben zu können, wurden im Jahr

2008 Erzieherinnen und Lehrerinnen zum Einsatz von Medien während der Ausbildung und zum Umgang mit Medien im Berufsalltag befragt. Die Datenanalyse und Interpretation wurde von Corinna Kremling durchgeführt. Diese Erhebung sollte Auskunft darüber geben, welcher Umgang mit Medien in und nach der Ausbildung in den am Projekt beteiligten Ländern Bulgarien, Deutschland, Griechenland und Österreich gegeben ist. Befragt wurden Erzieherinnen und Lehrerinnen. Im Kindergartenbereich konnten insgesamt 218 ausgefüllte und zurückgesandte Fragebögen ausgewertet werden. Für die Institution Schule waren dies 426 Fragebögen.

Die Eingangserhebung zum Einsatz von Bildern in Ausbildung und Berufsalltag von Erzieherinnen und Lehrerinnen konnte deutliche Defizite zwischen der Vermittlung von Bildern und der aktuellen Diskussion um Bildliteralität vor allem im Bereich der Ausbildungen aufzeigen. Einleuchtend ist vor dem Hintergrund unserer medialen Gesellschaft, dass die Bedeutung von Bildern nicht nur für Erwachsene enorm zugenommen hat und gerade die Kinder in ihrer Kindergarten- und Schullaufbahn mit Bildkompetenzen ausgestattet werden sollten, um sich in unserer Kultur weiterhin zurechtfinden zu können. Natürlich zeigt diese kleine Untersuchung lediglich eine Tendenz im Umgang mit Bildern auf. Trotzdem kann sie dazu beitragen, die Schwerpunkte des Projektes imago 2010 auf genau diese hier aufgezeigten Leerstellen hin zu konkretisieren.

Erforschung vorhandener Bildkompetenzen

Der wissenschaftliche Forschungsstand zu kindlichen Bildpräferenzen ist bisher noch sehr schmal. Kleinere Studien sind besonders im Bereich der Kunstpädagogik, ausgehend von einer Gießener Studie von Hermann Hinkel (1972), zu beobachten. Seit Ende der 90er Jahre ist im Zuge einer Zuwendung zur empirischen Forschung und der damit verbundenen Klärung fachimmanenter Fragestellungen tendenziell eine Infragestellung des kunsthistorischen Kanons auf Grundlage der Erforschung

von Bildpräferenzen von Kindern und Jugendlichen sowie deren Bildkompetenzen zu beobachten.

In der entwicklungspsychologischen Forschung finden sich vor allem im anglo-amerikanischen Raum verstärkt empirische Forschungen zu Detailfragen der Bedeutung von Bildern für die kindliche Entwicklung. Allerdings bleibt die ästhetische Perspektive in diesen Laborversuchen meist unberücksichtigt. Für die Forschung im Elementar- und Grundschulbereich liegen bisher keine nennenswerten Erkenntnisse vor. Methodische Zugangsweisen aus den neueren kunstpädagogischen Forschungen können jedoch ausgewertet und auf einen breiteren Bilderkanon übertragen bzw. modifiziert werden. Im Anschluss an die Lernstandserhebungen und den Forschungen zu kindlichen Bildpräferenzen im Fach Kunst sollen kindliche Fertigkeiten und Fähigkeiten im Umgang mit Bildern aus schulpädagogischer Perspektive näher erforscht und auf eine breitere Basis gestellt werden.

Im Projekt werden dazu mehrere empirische Studien durchgeführt, die das kindliche Interesse bzw. Desinteresse für bestimmte Bildmodi näher erforschen. Dazu wurde unter anderem eine Kooperation mit dem Bilderbuchmuseum Troisdorf eingegangen. Bisher zeigte sich in mehreren qualitativen Fallstudien, dass Kinder Bilder aufgrund folgender vier Kriterien präferieren:

- a. Subjektive Bedeutsamkeit (des Motivs),
- b. formale Kriterien (Farbe, Technik, Stil etc.),
- c. Humor und
- d. Differenz Erfahrung.

Für die Präferenzforschung wurde ein eigenes Forschungsdesign entwickelt, das kontinuierlich optimiert wird.

Schulbuchforschung

In Schulbüchern ist die ästhetische Dimension von Bildern jedoch bislang kaum berücksichtigt worden. Sie erreicht im Grundschulbereich ein niedriges Niveau. Ein überkommener Begriff des „Kindgemäßen“ kann beobachtet werden.

Inhaltlich Heikles, darstellerisch Komplexes, nicht Buntes oder Heiteres etc. wird ausgeschlossen. Viele Schulbücher manifestieren das Bestreben ihrer Autoren nach Eindeutigkeit, sie wollen das Bild der Welt zeigen. Perspektivenvielfalt suchen wir in didaktischen Materialien oft vergeblich. Schnittstellen zu aktuellen, mediendominierten kindlichen Bildwelten kommen nur vereinzelt vor. Erwachsene (Eltern, Erziehende und Lehrende) legen fest, was gut für Kinder ist und was nicht. Durch diese Einflussnahme bestimmen wir unbewusst die spätere Teilhabe der Kinder an der (visuellen) Kultur. Wir bieten Einstiegsmöglichkeiten an oder verschließen mögliche Zugänge.

Traditionell kam Bildern überwiegend die Funktion der Visualisierung, Dokumentation und Dekoration zu. Viele andere Bildungspotentiale von Bildern wurden aus diesem Grund aus den Augen verloren oder vergessen. Diese Versäumnisse dokumentieren sich in der Lehrerbildung und in konkreten didaktischen Materialien.

In der ästhetischen Bildung und der konstruktivistischen Didaktik bemüht man sich darum, die Welt neu sehen zu lernen. Aufklärungs- und Verarbeitungsprozesse werden angestoßen, die unter anderem den Aspekt der ästhetischen Darstellung der Wirklichkeit produktiv aufnehmen können. „Denken in Bildern“ meint in diesem Sinne, zu versuchen, die Welt nicht nur darzustellen „wie sie ist“ oder zu sein scheint, sondern auch, wie sie aus unterschiedlichen Perspektiven und Positionen gedacht und interpretiert werden könnte. Phantasie und Imagination werden zu konstitutiven Elementen einer Auseinandersetzung mit den Themen des Unterrichts.

Mehrere Studien zeigen, dass die Vielfalt, Art und Auswahl der (bild-)literalen Impulse, die ein Kind erhält, vom sozialen und ästhetischen Verhalten der erwachsenen Bezugspersonen abhängen, deren kultureller Lebensstil und Bildpräferenzen die kindlichen Gewohnheiten und Vorlieben bestimmen. Das Elternhaus ist in der für die menschliche Entwicklung entscheidenden Kindheit für den späteren Zugang der Kinder zur literalen und visuellen Kultur verantwortlich.



Abb. 1: Teilprojekt „Meine Stadt“ – Viertklässler fotografieren ihre Sicht der Stadt mit der Fragestellung: Welche Perspektiven entstehen durch die Verknüpfung zwei verschiedener Bilder in unterschiedlichen Kontexten?: Theater (Original, oben), Theater mit Wolle (Montage, unten). (Quelle: Original in Schwarzweiß; Prof. Ludwig Duncker; Bildmontage mit integrierten Kinderfotos: Antje Danner und Annabelle Felber)



Im imago2010-Projekt werden daher Schulbücher unter die Lupe genommen und hinsichtlich ihrer Potentiale zur Förderung von Bildliterate-rität untersucht. Insgesamt zeigte sich, dass eine mehrstufige Analyse (1. Leserlichkeit und Lesbarkeit von Bildern, Texten und Layout, 2. Qualität von Bild-Text-Verbindungen und 3. bildliterate Kategorien) eine erfolgversprechende Strategie zu sein scheint, um dem Stellenwert, der Funktion und den möglichen didaktischen Potentialen von Bildern in Schulbü-

chern auf die Spur zu kommen. Gerade der dritte Schritt ist jedoch durch seine ästhetische Fokussierung als subjektiv wertend zu bezeichnen. Dies macht momentan eine Analyse in größerem Rahmen noch schwierig. Festzuhalten bleibt jedoch an dieser Stelle, dass in einem vierten Schritt ästhetische Zugangsweisen zur Gestaltung von optimalen didaktischen Materialien gefunden, praktisch umgesetzt und erprobt werden müssen.

Upgrades von Schulbuchgestaltungen sind längst notwendig. Unsere Lehramtsstudierenden, die durch traditionelle Schulbuchgenerationen geprägt sind, dokumentieren in ihren konkreten Gestaltungsversuchen von Schulbuchseiten in speziellen Seminaren eine Veränderung von Vorstellungen und Einstellungen.

Bilderbücher als didaktische Materialien

Der Erwerb von Literalität verläuft höchst komplex, zudem individuell unter-

schiedlich und hängt von verschiedensten Voraussetzungen ab. Dies macht systematisches Lernen, besonders aus didaktisch-methodischer Perspektive, sehr anspruchsvoll. Der Lernerfolg ist schwer planbar, da viele Störfaktoren, die nicht direkt mit dem Lernprozess selbst zu tun haben, ausschlaggebend sind. Literalität wird als Oberbegriff für verschiedene Erfahrungen, insbesondere auf den Feldern der Bilderbuch-, Buch-, Erzähl-, Reim- und Schriftkultur, verstanden. Dazu gehören das Text- und Sinnverständ-

nis, die sprachliche Abstraktionsfähigkeit und die Lesefreude, die Vertrautheit mit Büchern, die Fähigkeit, sich schriftlich auszudrücken, die Vertrautheit mit Schriftsprache oder mit „literarischer“ Sprache und sogar Medienkompetenz. Viele dieser Kompetenzen entwickeln sich bereits in den ersten Lebensjahren. Es gibt Kinder, die schon in den ersten Lebensmonaten literalitätsbezogene Erfahrungen machen können und andere, die nur sporadisch oder selten derartige Erlebnisse haben. Solche, offenbar einfache Erfahrungen wirken sich auf die Sprachkompetenz, das Wissen, die Einstellungen und langfristig auf die Entwicklung im Bereich Schriftspracherwerb, also das Lesen und Schreiben, aus. Wir wissen aus wissenschaftlichen Untersuchungen, dass Literalität eine der wichtigsten Voraussetzungen für nachhaltige Lernmotivation und Lernerfolg darstellt und auch auf andere Lernbereiche, wie zum Beispiel den mathematischen, positiv ausstrahlt.

Die eingangs beschriebenen Entwicklungen scheinen kontraproduktiv zur Entwicklung von Literalität zu sein, für die bestimmte Rahmenbedingungen wie Zuwendung und Nähe, Verweilen und Wiederholen, eine besondere Form des Dialoges und die Schrift im Buch von Bedeutung sind. Gewöhnlich nahm das Bilderbuch als traditionelles Kindermedium den wichtigsten Platz für die Entwicklung von Literalität ein. Entscheidend ist hierfür das gemeinsame Bilderbuch-

lesen. Kinder erleben eine sprachintensive Situation, in der sie die nicht-unterbrochene Zuwendung und Nähe eines Erwachsenen erfahren und genießen können. Die Kommunikationssituation ist abgeschirmt, körperliche Nähe ist im Idealfall gegeben. Bindungen und vor allem Vertrauen können aufgebaut werden. Bilder und Schrift werden in einem ständigen Wechsel von Erzählen und Zuhören gedeutet und versprachlicht.



Abb. 2: Teilprojekt „Meine Stadt“ – Viertklässler fotografieren ihre Sicht der Stadt mit der Fragestellung: Welche Perspektiven entstehen durch die Verknüpfung zwei verschiedener Bilder in unterschiedlichen Kontexten?: Unterführung (Original, oben), Unterführung mit Foto (Montage, unten). (Quelle: Original in Schwarzweiß: Prof. Ludwig Duncker; Bildmontage mit integrierten Kinderfotos: Antje Danner und Annabelle Felber)



Die Situation der Bilderbuchbetrachtung erlaubt es, das Tempo sprachlicher Anregung und Kommunikation passgenau auf das Kind abzustimmen und einen hohen Grad an Individualisierung zu erreichen. Auch die individuellen Interessen und Fähigkeiten des Kindes können so gezielt in die kommunikative Situation miteinbezogen werden. Die Verweildauer bei einzelnen Bildern oder Textpassagen ist flexibel handhabbar. Allerdings geht es hier um eine natürliche Integration von Verweilen, Erklären, Rückfragen und Wiederholen, nicht um eine belehrend-korrigierende Form. Im Medienzeitalter ist insbesondere das Erfahren einer gewissen Form der Langsamkeit und der Kontemplation wichtig, die durch die schnellen Bildfolgen der digitalen Bilder, etwa im Fernsehen oder in PC-Spielen, heute mehr und mehr schwinden.

Beim gemeinsamen Bilderbuchlesen können Kinder einiges über Schrift und Buchkultur erfahren, die Arbeit eines Autors und eines Grafikers, den Aufbau und die traditionellen Konventionen eines Buches, die Verbindung von Bild und Text sowie über die Bestandteile der Schriftsprache aus Buchstaben, Wörtern und ganzen Sätzen.

Die Entdeckung dieser Systeme braucht den Dialog mit Erwachsenen. Die Erlebnisse sollen Freude bereiten und zum Entdecken anregen. Das Kind lernt so auch in ihrer Art unterschiedliche Geschichten, die traurig, lustig, spannend, gruselig oder auch nur informativ sein können. Damit werden die Basisvoraussetzungen für Sprachzuwachs und nachhaltige Lesefreude geschaffen. Beim Vorlesen lernen Kinder ein anderes Sprachniveau kennen als jenes, welches ihnen aus alltäglichen Kommunikationszusammenhängen vertraut ist. Der Wortschatz ist sehr viel reichhaltiger, und der Satzbau unterscheidet sich bei Erzähl- bzw. Schriftsprache. In der Alltagssprache sind Sätze kürzer, der Satzbau einfacher und eintöniger, manche Sätze werden sogar unvollständig und durch Gestik und Mimik ergänzt. Zudem lernen die Kinder die Struktur von Geschichten kennen und entwickeln daraus ein Schema, bestehend aus Handlungsfiguren und einem dramaturgischen Aufbau. Dies

geht soweit, dass diese Kinder nicht nur verstehend rezipieren, sondern auch produzieren können.

Bilderbücher haben eine Fülle von Bildungspotentialien, die auch für didaktische Zwecke nutzbar gemacht werden können: Sie leisten wertvolle Beiträge zur Entwicklung von Literalität und Bildliteralität, multiperspektivischen und multimodalen Bildungsaspekten, emotionaler und sozialer sowie ästhetischer Bildung. So gesehen ist ein kompetenter Umgang mit Bilderbüchern ein wesentliches Tool für angehende LehrerInnen und Erzieherinnen. Wir bieten daher seit mehreren Semestern Lehrveranstaltungen an, die dies anbahnen sollen.

Bilder zur Förderung von Sprache als Ressource aller Lernprozesse

Sprachkompetenz gilt als Voraussetzung für die Aneignung von Bildung und Wissensinhalten. Sie wird als Schlüsselkompetenz zur Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben gesehen. Zu verweisen ist auch auf die Bedeutung des Schriftspracherwerbs, wobei Schreiben und Lesen als Ausdruck der Individualisierung und Persönlichkeitsbildung anzusehen ist. Trotz des Wissens um die Wichtigkeit von Sprache und Sprachkompetenzen fehlt es an hinreichender Unterstützung des Spracherwerbs. Spracherwerbsprobleme betreffen einen Großteil von Kindern: 10 bis 15 Prozent jedes Altersjahrgangs weisen problematische Auffälligkeiten im Bereich des Spracherwerbs auf. Diese Situation sowie die Notwendigkeit, Sprache zu fördern, da sie als Ressource aller Lernprozesse gilt, leitet zu folgender Fragestellung über: Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, um eine Entwicklung zum erfolgreichen Spracherwerb gewährleisten zu können? Eine mögliche Antwort, die im Weiteren differenziert betrachtet wird, lautet: Lesen lernen beginnt mit dem Lesen von Bildern (siehe dazu: Kinderbuchhaus Hamburg www.kinderbuchhaus.de). Bilder spielen demnach im Bereich des Spracherwerbs eine entscheidende Rolle. Bereits vor dem Erwerb der Schriftsprache erlernen Kinder das Entschlüsseln von Symbolen oder „Codes“. Hinzuweisen ist

auf die „tragende Rolle“ der Bilder im Zusammenhang mit dieser Entwicklung aus entwicklungspsychologischer Sicht. Bilder verweisen noch auf etwas, das heißt, sie stehen nicht nur für sich selbst, sondern repräsentieren stellvertretend noch etwas anderes. Bilder sind von Anfang an in der Umwelt der Kinder vorhanden und sprechen meist eine Sprache, die schon kleine Kinder entschlüsseln können. Als Beispiel: Mit ca. 15 Monaten beginnen Kinder Gegenstände auf Bildern zu benennen und lernen erste Konventionen des Bilderbuchlesens.

An der entscheidenden Verbindung zwischen Bildliteralität und Spracherwerb setzt die Fragestellung im imago-Projekt hinsichtlich Sprachförderung folgenden inhaltlichen Schwerpunkt an: (Wie) Kann die Sprachentwicklung durch eine gezielte Förderung bildsprachlicher Kompetenzen und Ermöglichung vielfältiger Bilderfahrungen unterstützt werden? Im Rahmen dieser Thematik werden Fallstudien durchgeführt, die unter anderem durch den Einsatz von Bilderbüchern den Spracherwerb und damit den Ausbau des Wortschatzes und die Förderung des Sinnverständnisses durch qualitativ hochwertige Bild-Text-Kombinationen anstreben. Die Fallstudien beziehen dabei das Wissen um die Wichtigkeit von Sprachkompetenz mit ein und schaffen durch den Gebrauch von Bildern und Bilderbüchern eine ästhetische Lernumgebung, die den Kindern die Möglichkeit gibt, ihre sprachlichen Fähigkeiten zu erweitern und Sprachkenntnisse vertiefend auszubauen. Der Repräsentationscharakter der Bilder kann dazu führen, dass das Gespräch auf einer abstrakteren Ebene stattfindet, als es bei dem Austausch über physikalisch präsente Gegenstände der Fall ist. Die Atmosphäre des Gespräches und der Bildbetrachtung, das heißt die Interaktion zwischen Kind und Bezugsperson, spielt in diesem Zusammenhang eine nennenswerte Rolle. Die Gesprächsatmosphäre des Unterrichtsgesprächs bzw. die Atmosphäre beim Austausch über die Bilder sollte so gestaltet sein, dass sich die Kinder wohlfühlen und sich gerne auf eine Kommunikation einlassen. Unter solchen Voraussetzungen kann der Umgang mit Bildern und der Spracherwerb in einer

engen Wechselbeziehung stehen und die Bilder können dem Kind Erzählanlässe bieten: Das Kind erhält die Anregung zu erzählen, was es auf dem Bild erkennt. Die Erzählungen können dabei das auf dem Bild Dargestellte umfassen, aber auch Assoziationen mit einbeziehen, die das Kind mit bereits Bekanntem herstellt. Bilder sollten dabei das Interesse des Betrachters wecken, damit eine intensive Auseinandersetzung mit dem Bild motiviert wird. Bilder sollten deshalb so präsentiert werden, dass sie nicht gleich als „normalisiert“, d. h. als bekannt oder langweilig abgetan werden. Es geht um ein sich Einlassen auf Komplexität und Widersprüchlichkeit.

Projektwebsite

www.imago2010.eu

Kooperationspartner

- Amt für Lehrerbildung (AFL) in Frankfurt, Studienseminare in Darmstadt und Offenbach, Ansprechpartnerin: Barbara Donnelly (Koordination)
- Justus-Liebig-Universität Gießen, Ansprechpartner: Prof. Dr. Ludwig Duncker und Dr. Gabriele Lieber
- Universität Thessalien, Volos (Griechenland), Ansprechpartner: Prof. Dr. Hristos Govaris
- Universität Sofia, „Hl. Kl. Ochriski“ (Bulgarien), Ansprechpartnerin: Prof. Dr. Iliana Mirtschewa
- Universität Mozarteum Salzburg (Österreich), Ansprechpartner: Prof. Franz Billmayer

Externe Evaluation

- Prozessevaluation: Prof. Dr. Klaudia Schultheis (Katholische Universität Eichstätt Ingolstadt)
- Produktevaluation: Ph.D. Rune Pettersson (Mälardalen Universität, Ekilistuna, Schweden)

Projektlaufzeit

1. 10. 2008–30. 9. 2010

Zum Projektende erscheint eine Abschlusspublikation.



Musterring



Fotos: Musterring

Sofa 3-sitzig auf Metallsockel mit 2 Armlehnen und verstellbarem Rücken inklusive Nierenkissen.
Maße: ca. Breite 256 cm - Höhe 85 cm - Tiefe 108/120 cm - Sitztiefe 49-74 cm.

5 JAHRE GARANTIE MIT WOHNIDEEN VON MUSTERRING LIEGEN SIE VOLL IM TREND ...

Musterring ist eine der bekanntesten Möbelmarken und steht für Top-Qualität, durchdachte Funktionen und vielfältige Designideen zu einem attraktiven Preis-/Leistungsverhältnis.

Die 5-Jahres-Garantie wird verbrieft durch den Musterring-Möbel-Gütepass.

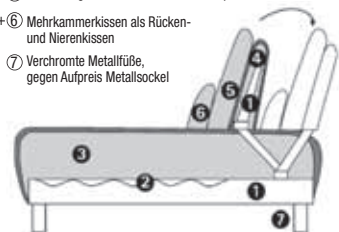


Eckgruppe ab EUR 1.998,- / Hocker ab EUR 646,-

Sofa 2-sitzig, Eckgruppe mit verstellbarem Rücken und klappbarer Armlehne, Maße: ca. Breite 160 cm - Höhe 41 cm - Tiefe 60 cm



- ① Grundgestell aus Holzwerkstoffplatten mit Massivholzlagern
- ② Wellenfedern als Sitzunterfederung
- ③ Hochwertiger PUR-Schaum mit im Sitzbezug vernähter Dienenwatte
- ④ Hochwertiger PUR-Schaum als Rückenpolsteraufbau
- ⑤+⑥ Mehrkammerkissen als Rücken- und Nierenkissen
- ⑦ Verchromte Metallfüße, gegen Aufpreis Metallsockel!



Sofaprogramm mit großer Maßvielfalt bei den Sofas und Anreihsofas. Alle Sitze gibt es serienmäßig mit getrennt verstellbarer Rückenlehne. Zusätzlich gibt es lose Nierenkissen. Weitere Funktionen gegen Aufpreis: Armlehnen bei den Sofas wahlweise mehrstufig hochklappbar.

Wenn's einer hat...
MÖBELSTADT
Sommerlad

Gießen · Schiffenberger Tal · Pistorstraße 2 · Mo – Fr 9.30 – 19.00 Uhr · Sa 9.30 – 18.00 Uhr

Verena Billinger

Bericht über das Festival für junge Kunst aus Europa in Gießen

DISKURS 09 – festival for young performing arts

Das Festival DISKURS 09 hat vom 06.–11. Oktober 2009 in Gießen stattgefunden. Diskurs ist ein interdisziplinäres Festival für junge Kunst aus Europa mit Schwerpunkt auf den performativen Künsten. Es ist offen für unterschiedliche Formen von Theater, Tanz, Performance, Installation, Musik, Literatur, Film und Video. DISKURS 09 wird getragen von der Studentenschaft der Angewandten Theaterwissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen, die durch ihre freie Initiative unter dem gemeinsam gegründeten Verein „kunstrasen giessen e.V.“ möglichst jährlich das Diskurs-Festival organisiert. Das diesjährige Diskurs-Team bestand aus Verena Billinger, Johanna Castell, Stine Hertel und Johanna Seitz sowie zahlreichen Helfe-

rinnen und Helfern, die durch ihr außergewöhnliches Engagement das Festival überhaupt erst ermöglicht haben. 2009 feierte DISKURS sein 25. Jubiläum!

DISKURS 09 bot jungen Kunst- und Kulturschaffenden eine Plattform, um ihre künstlerischen Ansätze und Arbeitsweisen zu präsentieren und zur Diskussion zu stellen. Einrichtungen wie Festivalzentrum, Café und die öffentlichen Kritikgespräche zu den gezeigten künstlerischen Arbeiten mit den KünstlerInnen förderten den konstruktiven Austausch aller Festivalteilnehmer. Wir glauben, so einen Raum gestiftet zu haben, in dem aus einer gemeinsamen Festivalerfahrung die Wege für Kooperationen und Vernetzungen geebnet worden



Abb. 1: Kritikgespräch (Bild: Christian Fleißner)

sind. Zwei Wochen vor dem eigentlichen Beginn des Festivals richtete DISKURS 09 einen 10-tägigen Workshop – ATELIER 09 – unter der Leitung von Kris Verdonck aus. Acht junge KünstlerInnen arbeiteten gemeinsam in einem Raum der ehemaligen Stadtbibliothek. Hier konnten zentrale Ideen des Festivals, wie die der Zusammenarbeit, des Austauschs und Intervention schon einmal Fahrt aufnehmen, um sich später während der Festivaltage gänzlich zu entfalten. Die Präsentation der in Gießen entstandenen Arbeiten und damit das Ende von ATELIER 09 war zugleich die Eröffnung des Festivals.

Im Rahmen der Veranstaltung konnten wir sieben Bühnenstücke, drei Installationen, eine Stadtraumintervention und zwei bühnenunabhängige Performances aus vielen europäischen Ländern, darunter Schweden, Niederlande, Schweiz, Großbritannien, Österreich, Israel und Estland, präsentieren; auch KünstlerInnen aus Slowenien, Ungarn, Kroatien und Frankreich

waren vertreten und brachten ihre künstlerischen Positionen und Backgrounds in das europäisch ausgerichtete Festival mit ein.

Insgesamt fanden 24 Vorstellungen auf vier Bühnen statt. Das Festival bespielte die Probebühne des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft, das Theater im Löbershof des Stadttheaters Gießen (TiL), die Neuapostolische Kirche und die Räumlichkeiten der Kümmerei Gießen. Die Installationen waren an verschiedenen Orten in der Stadt verteilt: So dienten ein leerstehendes Ladenlokal, ein z. T. leerstehendes Universitätsgebäude und ein Seminarraum im Philosophikum II als Ausstellungsräume. Während des Festivals wurde ein Café in der alten Stadtbibliothek eingerichtet, das zugleich als Festivalzentrum fungierte. Hier war der Ort der Kommunikation und des Beisammenseins: Mittags wurden im Rahmen der Kritikgespräche die gezeigten Arbeiten diskutiert, abends wurde gemeinsam gegessen und getrunken.



Abb. 2: „Heavenly Story“ (Bild: Helen Rekkor)

An drei Tagen des Festivals fanden hier Vorträge statt, die im Rahmen der RETROSPEKTIVE ausgerichtet wurden und einen wissenschaftlich-theoretischen Beitrag leisteten. Das 25. Jubiläum des Festivals gab hierzu den Anlass. Das Diskurs-Festival thematisierte seine Geschichte und die Entwicklung seiner ästhetischen Diskurse. Die Verantwortlichen für die Retrospektive, Johanna Manzewski und Daniel Franz, begleiteten das Programm und sorgten für anregende Diskussionen im Anschluss an die jeweiligen Vorträge. Eigens zum Jubiläum wurde in diesem Rahmen zusätzlich eine Publikation mit dem Titel „;“ herausgegeben. Diese fand großen Anklang und hat mittlerweile einen Designpreis gewonnen.

Das Festival DISKURS 09 war sehr gut besucht. Der Großteil der Veranstaltungen war restlos ausverkauft; 150 Gäste waren im Durchschnitt pro Tag anwesend. Im Ganzen waren über 250 Personen aus dem In- und Ausland in Gießen zu Gast. Viele Besucher und Besuchergruppen aus dem europäischen Ausland und entfernten deutschen Städten haben die Reise nach Gießen auf sich genommen; auch das Interesse unter den Gießener Bürgerinnen und Bürgern war stark. Neben diversen Ankündigungen in der örtlichen und überregionalen Presse erschienen Berichte über das Festival in Zeitungen und Internetportalen, wie Frankfurter Rundschau, Gießener Allgemeine Zeitung, Gießener Anzeiger, Uniforum der JLU, giessen-server.de und anderen. Der Radiosender Hessischer Rundfunk 2 berichtete ebenfalls über DISKURS 09.

Die Vorbereitung und Durchführung des Festivals war eine große Herausforderung und ließ uns viele wichtige Erfahrungen machen, die weit über die Möglichkeiten eines „normalen“ Studiums hinausgehen. Angefangen bei der Geldakquise und den damit verbundenen Auseinandersetzungen mit verschiedenen Förderrichtlinien, Förderern und Anträgen, über Raumbeschaffung, Teamsuche, Vereinsleitung bis hin zur Abrechnung. Am spannendsten war gewiss die konzeptionelle Ausarbeitung des gesamten Festivalrahmens, das Kuratieren und die Programmgestaltung. Mit dem Verlauf des Festivals und unserer Arbeit daran sind wir sehr zufrieden. Größere Pannen blieben uns erspart. Wie bei der Bewerbungsauswahl erhofft, führten die Begegnungen mit den eingeladenen KünstlerInnen und ihren Arbeiten zu anregenden Eindrücken und Diskussionen. Inhaltlich und formal wurde auf hohem Niveau gearbeitet. Alle KünstlerInnen waren mit Neugier angereizt und wurden vom Gießener Publikum freundlich aufgenommen, so dass eine entspannte und inspirierende Atmosphäre entstehen konnte. Spannende Diskussionen zum gemeinsamen thematischen Horizont und den gezeigten Arbeiten begleiteten das Festival. Unser größtes Ziel, nämlich eine Plattform für den internationalen Austausch für junge KünstlerInnen zu schaffen, haben wir erreicht. Die Kontakte, die während der Festivalwoche geknüpft wurden, halten an und es ist zu erwarten, dass schon bald einige vielversprechende Kooperationen von sich reden machen werden, deren Ursprung bei DISKURS 09 in Gießen liegt.

Die Stadtwerke Gießen sind ein starker
Partner in Sachen Versorgung.
Fair, günstig und nah – Ihre SWG.



IHR LEBEN – UNSERE ENERGIE

Konzentrieren Sie sich auf die wesentlichen Dinge im Leben.
Für die nötige Energie sorgen wir. Ob Strom, Erdgas oder Fern-
wärme: Wir bieten faire Vertragsbedingungen und attraktive
Preise – für jeden den richtigen Tarif.

www.stadtwerke-giessen.de

Stadtwerke Gießen
SWG



Volker Bützler, Liane Wörner

Projektbericht zum deutsch-türkischen Kolloquium vom 27. 5.–2. 6. 2009

Internationales Kolloquium zum deutschen und türkischen Strafrecht und Strafprozessrecht – Die Entwicklung von Rechtssystemen in ihrer gesellschaftlichen Verankerung

Das Franz-v.-Liszt-Institut für Internationales Recht und Rechtsvergleichung der Justus-Liebig-Universität Gießen veranstaltete gemeinsam mit den Instituten für internationales Strafrecht der Kùltür-Universität Istanbul und der Universität Istanbul vom 27. Mai 2009 bis zum 2. Juni 2009 ein internationales Kolloquium zum deutschen und türkischen Strafrecht und Strafprozessrecht in Gießen und in Istanbul. Federführend waren die Professoren Walter Gropp (JLU Gießen), Bahri Öztürk (Kùltür-Universität Istanbul) und Adem Sözüer (Universität Istanbul). Die Tagung wurde am 27. Mai 2009 in der Staatsanwaltschaft beim Oberlandesgericht Frankfurt am Main eröffnet. Herr Generalstaatsanwalt Hans-Josef Blumensatt gab hierzu einen Einblick in die Arbeit der Generalstaatsanwaltschaft. Herr Generalstaatsanwalt a. D. Dieter Anders, der die gesamte Veranstaltung in Frankfurt, Gießen und Istanbul begleitete, gab Einblicke zum Umgang mit Beschuldigten mit Migrationshintergrund.

Am 28. Mai 2009 begrüßten der Kanzler der Universität Gießen, Herr Dr. Michael Breitbach, und die Dekanin des Fachbereichs Rechtswissenschaft, Frau Professorin Gabriele Britz, die Gäste im Senatssaal des Hauptgebäudes der Universität Gießen. Der Kanzler ging dabei auf die Bedeutung der Universität Gießen und insbesondere des Fachbereichs Rechtswissenschaft schon im 17. und 18. Jahrhundert ein, da die Fakultät bereits zu dieser Zeit Gutachten für das Reichskammergericht in Wetzlar erstellte. So leistete schon damals die Universität bei der Implementierung des Rechts in die Gesellschaft einen großen Beitrag. Es sei nunmehr schön zu sehen, dass der Fachbereich Rechtswissenschaft an dieser Tradition festhalte und bei der Implementierung der neuen türkischen

Strafgesetze aus dem Jahre 2005 mithilfe, so Breitbach.

Frau Dekanin Britz hob bei ihrer Begrüßung hervor, dass es den Veranstaltern mit dem Projekt gelungen sei, die politische Großwetterlage, die das europäisch-türkische Verhältnis zurzeit bestimme, zu umgehen, um einen wissenschaftlichen Diskurs in freundschaftlicher Atmosphäre zu führen. Britz betonte, dass ein internationales Kolloquium zu der Ausrichtung des Fachbereichs Rechtswissenschaft mit seiner starken Internationalisierung passe, welcher viele EU-Austauschprogramme für Studierende biete und Masterstudiengänge im internationalen Bereich zu seinem Studienangebot zähle. Die Zusammenarbeit mit der Türkei sei für den Fachbereich besonders interessant, da es in Gießen viele Studierende mit türkischem Migrationshintergrund gebe. Die Veranstaltung in ihrer Form sei eine Innovation, so Britz, denn hier diskutierten Professoren, Nachwuchswissenschaftler und Studierende aller drei Institute sowie eingeladene hochkarätige Wissenschaftler miteinander.

Inhaltlich wurden Probleme aus dem deutschen und türkischen Strafrecht und Strafprozessrecht besprochen. Die Grundlage der Diskussion boten die im Jahre 2005 erlassenen neuen türkischen Strafgesetze. Diese beiden Gesetzeswerke orientieren sich sehr stark an den deutschen Vorbildern. Im Mittelpunkt standen etwa Fragestellungen wie die so genannte Rettungsfolter, die Verwertung von rechtswidrig erlangten Beweisen, die Bewertung von Irrtümern im Strafrecht und die Strafbarkeit im Bereich der Fahrlässigkeit. Der Türkei ist mit den neuen Gesetzen zum Strafrecht und zum Strafprozessrecht ein großer Schritt in Richtung auf ein modernes Strafgesetzbuch nach den Standards der EU gelungen.

In ihren Grußworten anlässlich des Banketts, am 27. Mai im Schlosskeller in Gießen, nahmen Prof. Dr. Bahri Öztürk und Prof. Dr. Adem Sözüer, beide Mitglieder der Kommission zur Erarbeitung der neuen Gesetze, diesbezüglich Stellung. Sicherheit könne es nur in Freiheit geben und Institutionen seien immer für den Menschen geschaffen, nicht die Menschen für die Institutionen, so beide Referenten. Professor Öztürk hob hervor, dass man nicht vom Beschuldigten zum Beweis, sondern umgekehrt vom Beweis zum Beschuldigten gelangen müsse. Professor Sözüer beschrieb die Reformarbeiten als einen ständigen „Kampf“. Dass gerade die Menschenrechte bei den Reformen eine bedeutende Rolle gespielt haben, liegt

auch daran, dass die Professoren Öztürk und Sözüer in ihrer Zeit am Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht in Freiburg in den 80er und 90er Jahren erfuhren, welche wichtige Bedeutung die Achtung der Menschenrechte im Strafrecht inne hat. Sie arbeiteten unter dem damaligen Leiter des Max-Planck-Instituts, Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Albin Eser M.C.J., der auch an der diesjährigen Tagung teilnahm. In seinen Grußworten gab Professor Eser Beispiele aus der Vergangenheit der Türkei, die zeigen sollten, welche Fortschritte die Türkei bis heute gemacht hat. Am 28. Mai besuchten die Tagungsteilnehmer das Hessische Landeskriminalamt in Wiesbaden. Dort gab es eine kurze Einführung der



Abb. 1: Die Initiatoren des Kolloquiums und der Institutspartnerschaft (von links nach rechts): Prof. Dr. Bahri Öztürk, Prof. Dr. Adem Sözüer und Prof. Dr. Walter Groppe

Polizei über den Umgang mit Bürgern mit Migrationshintergrund durch Kriminaldirektor Achim Wenz, dem hessischen Landesausländerbeauftragten, und der hessischen Ausländerbeauftragten des Polizeipräsidiums Westhessen, Frau Yazgan. Anschließend stellte der Leiter des Kriminalwissenschaftlichen und -technischen Instituts, Kriminaldirektor Gottfried Störmer, seine Einrichtung mit einschließender Führung vor. Hierbei wurden die neuesten Aufklärungsmethoden aus der biologischen (DNA-Analytik), chemischen und physikalischen Forschung präsentiert. Am 30. Mai 2009 erhielten die Tagungsteilnehmer vor ihrem Abflug vom Frankfurter Flughafen zum zweiten Teil des Kolloquiums in Istanbul eine Einführung in die Arbeit der Bundespolizei am Frankfurter Flughafen von Polizeirat Matthias Wörner.

In Istanbul fand die Veranstaltung an der Kültür-Universität und der Universität Istanbul statt. Die Konferenz bildet den Anfang einer von der Alexander-von-Humboldt-Stiftung ge-

förderten Institutspartnerschaft zwischen den beteiligten Instituten. Neben den im Bericht erwähnten Personen nahmen u. a. Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Friedrich-Christian Schroeder (Universität Regensburg), Prof. em. Dr. Helmut Goerlich (Universität Leipzig), Prof. Dr. Bernd Hecker (Universität Gießen), Prof. Dr. Arndt Sinn (Universität Osnabrück), Rechtsanwalt und Lehrbeauftragter Dr. Michael Nagel (Hannover) und Dr. Krisztina Karsai (Universität Szeged, Ungarn) an dem Kolloquium teil. In seinen Abschlussworten hob Herr Professor Eser noch einmal ausdrücklich hervor, dass der Erfolg der Veranstaltung vor allem auf dem Konzept der gemeinsamen Diskussion verschiedener Generationen von Wissenschaftlern gleichermaßen aus Deutschland und aus der Türkei beruhe. Denn so erst sei die Auseinandersetzung mit neuen Ideen einerseits und hohem Erfahrungswissen andererseits auf fruchtbaren Boden gefallen. Auf die Veröffentlichung der ersten Ergebnisse und die weiteren Forschungen darf man daher allseits gespannt sein.





Christian Grammel

„the phantom piper of corrieyairack“ – ein szenisches Konzert mit Dudelsack

In dem Musiktheaterprojekt beschäftigen sich die Gießener Theaterwissenschaftler Christian Grammel und Andreas Mihan mit dem schottischen Dudelsack und der Manifestation bzw. Produktion von kultureller Identität. Während der musikalische Aspekt einen Bogen von den ältesten überlieferten Stücken für die Bagpipe aus dem 16. Jahrhundert bis zu experimentellen Ansätzen etwa von John Cage oder Steve Reich schlägt, wird auf der diskursiven Ebene ein Abgleich zwischen Stereotypen, Realitäten und Konstruktionen der schottischen Kultur und Geschichte aus Innen- und Außensicht vorgenommen. Das Stück feierte seine Premiere bei den Hessischen Theatertagen in Marburg im Juni 2009 und war anschließend beim Festival „Theatermaschine“ auf der Probephöhne des Instituts für Angewandte Theaterwissenschaft in Gießen sowie in Mannheim bei „frisch eingetroffen“ von *zeitraumexit* zu sehen. Weitere Vorstellungen im Jahr 2010 bringen das szenische Konzert noch nach Berlin und Hamburg.

„The feelings which other instruments awaken, are general and undefined, because they talk to Frenchmen, Spaniards, Germans, and Highlanders, for they are common to all. But the Bag-Pipe is sacred to Scotland, and speaks a language which they only feel. It talks to them of home, and of all the past; and brings before them, on the burning shores of India, the wild hills, and often frequented streams of Caledonia, the friends that are thinking of them, and the sweethearts and wives are weeping for them there!“ (Donald MacDonald, *A Collection of Piobaireachd*, 1820).

Wie kaum ein anderes Musikinstrument hat sich der schottische Dudelsack zu einem Symbol für eine Nationalkultur entwickelt. Durch

das britische Militär über den ganzen Globus verbreitet, ist er innerhalb von 200 Jahren zum Synonym für eine Kultur geworden, deren Bild Ende des 18. Jahrhunderts romantisiert und verfälscht wurde. In enger Verwebung prägen Klischees und Projektionen der Selbst- und Fremdwahrnehmung das Muster schottischer Identität und Kultur: die Heroisierung des Freiheitskampfes der wilden, aber edlen Hochlandrebellens, seine Verinnerlichung und Ablehnung. Der Kilt wird mit ähnlicher Hassliebe betrachtet wie in Bayern die Lederhose. Er wird von vielen Schotten zu Familienfesten getragen, hat aber seine Symbolik im Alltag eingebüßt. Mit Inbrunst werden spezielle Stoffmuster den einzelnen Clans und Familien zugewiesen und von Ausländern meist vehemente verfochten als von den Schotten selbst. Eine Herleitung ist dabei über lediglich 200 Jahre belegbar:

„It is now generally accepted that clan tartans were established and named towards the end of the 18th century. Prior to that time, while clan, district and tartan were often closely associated, the idea of a single uniform clan tartan had not yet emerged.“ (<http://houseoftartan.com/story/story.html>)

Der Dudelsack selbst wird nicht nur von Laien kaum als vollwertiges Musikinstrument angesehen. Von Oscar Wilde beispielsweise ist in Hinblick auf den furchtbaren Klang des Dudelsacks folgendes Zitat überliefert: „Thank God there is no odor ...“ Hier zeigt sich der Dichter darüber beruhigt, dass der schottische Dudelsack neben dem unerträglichen Lärm nicht auch noch vergleichbaren Gestank verbreitet. Veränderungen oder Innovationen, die Spielweise und Komposition betreffend, werden argwöhnisch bis ablehnend beäugt. Nur weni-



Abb. 1: In *Variations I* von John Cage wird deutlich, dass sich im Live-Moment der Aufführung der körperliche Aspekt der Klangerzeugung nur schwer von der Komposition trennen lässt.

ge Piper (Dudelsackspieler) verstehen sich als Musiker und haben sich mit musikalischer Theorie und Geschichte beschäftigt, um die Grenzen und Regeln dessen einschätzen zu können, was sie betreiben.

Historisch gesehen sind das Aufkommen des romantischen Highlander-Stereotyps und die Entstehung der heute praktizierten Spielweise eng miteinander verbunden. Im 18. Jahrhundert geriet das Interesse an der eigenen Ver-

gangenheit bei der britischen Oberschicht in Mode. James MacPherson versuchte beispielsweise ausgehend von mündlich überlieferten Fragmenten die Urfassung eines Geschichtszyklus zu rekonstruieren, der in Umfang und Kunstfertigkeit den Homerischen Epen gleichwertig gewesen sei, aber nur noch in korruptierter Tradierung aufgefunden werden könne. Nur wenige Zeit später starteten die neu gegründeten Highland Societys (u. a. in London) ihr nur teilweise musikhistorisch begründetes Vorhaben, die ursprüngliche Musik des Dudelsacks vor dem vermeintlichen Untergang zu bewahren.

Nach dem Zerfall der schottischen Clanstruktur als Ergebnis der Niederlage in der Schlacht von Cul-loden 1745 und dem „Disarming Act“ drohte der Dudelsack als sozial verankertes Zeremonial-Instrument obsolet zu werden. Da die Musik nur mündlich überliefert wurde, fürchtete man um die Qualität der Lieder und begann Preise für das Ver-

schriftlichen des Repertoires in Noten zu vergeben. Gleichzeitig wurden Wettbewerbe etabliert, deren Bewertungsgrundlage die neu geschaffenen Notierungen waren. In der Überzeugung, den archaischen Charakter der Musik zu fördern, veränderte beispielsweise Angus MacKay, der selbst nicht Dudelsack spielte, seine Aufzeichnungen gegenüber anderen Überlieferungen, indem er Rhythmen und Melodien aufbrach. Ein Leser der „Oban

Times“ wandte sich 1893 empört gegen solche Spiel- und Schreibweisen:

„Sir, – Can you, or any of the numerous readers of the Oban Times, inform me how it is that ‚Piobaireachd‘ is the only species of the music of the Gael that has neither time, tune, melody or rhythm in it? Did the composers intend to puzzle and annoy, or is it the performers who vie with each other in prolonging unconnected, meaningless sounds?“

Solche Verfälschungen sind ein Grund dafür, weshalb die praktizierte Spielweise der gleichen Stücke und deren schriftliche Fixierung derart stark voneinander abweichen, dass grundsätzlich zum Erlernen der Musik die Anleitung einer erfahrenen musikalischen Autorität notwendig ist.

Was sich bis vor wenigen Jahren nur durch direkten Kontakt mit anderen Musikern erlernen ließ, hat sich durch die Verbreitung digitaler Tonträger deutlich vereinfacht. Die ursprünglich persönlich übermittelten Ratschläge sind nun medial verfügbar, womit sich die Verbreitung der maßgebenden Interpretationen vergrößert hat. Dadurch hat sich der herrschende Diskurs von einem Austausch unter Experten und persönlichem Kontakt vergrößert in eine allgemein verfügbare Praxis der Mimesis auf medialer Basis. Die mehrbändige Unterrichtsreihe mit der Stimme von PM Donald MacLeod ist inzwischen für mehr Spieler die Grundlage ihres Spiels, als es in direktem Unterricht möglich wäre. Die Unwägbarkeiten und Veränderungen mündlicher Überlieferungen sind von dauerhaften und verbindlichen Aufnahmen ersetzt worden. An die Stelle von gradueller und mitunter zufälliger musikalischer Evolution kann nur noch ein be-

wusstes Ausbrechen aus den gegebenen Rahmungen stattfinden. In der performativen Nachbildung der unterschiedlichen Tradierungen auf der Bühne werden in dem szenischen Konzert die Differenzen zwischen direkter Vermittlung durch ein lehrendes Subjekt und mimetischer Vermittlung durch digitale Medien erforscht.

Das Projekt „the phantom piper“ untersucht den Komplex schottischer Identität auf den Ebenen der Musik und ihres kulturellen Kontexts. Auf der einen Seite wird musikalisches Material des konventionellen Repertoires klanglichen und kompositorischen Experimenten gegenübergestellt, die aus anderen Bereichen der zeitgenössischen Musik entlehnt sind. Die *Variations* oder *4'33"* von John Cage gehören ebenso zum Vergleichsmaterial, wie an Steve Reich erinnernde Minimal-Kompositionen, Orgelwerke von Oliver Messiaen oder Klangforschungen wie bei Helmut Lachenmann. Der Dudelsack wird als potentes Instrument erforscht, das in der Lage ist, die musikalischen Arbeiten der Neo-Avantgarden umzusetzen, um so die genuinen Qualitäten vorurteilsfrei zum Vorschein zu bringen.

Das Projekt schlägt einen Bogen von schottischer Kultur und Musik zu allgemeingültigen Fragen nach Identität in der heutigen Gesellschaft. Wie finden Konstruktionen von Identität statt und worauf fußen sie? Die Frage nach Identität beinhaltet immer auch eine Beschäftigung mit kollektiven Gedächtnissen und der Glaubwürdigkeit von Tradierung, die bei der Arbeit mit den Notations- und Lehrmethoden ebenso von Bedeutung ist. Wer und mit welcher Berechtigung gibt uns das Wissen um die eigene Vergangenheit? Wie glaubhaft sind unsere Quellen und ist das überhaupt von Bedeutung?



**Roland Herrmann, Matthias Staudigel,
Isabel Dörnberger**

Der 2009 EAAE PhD Workshop: Ein wichtiger Baustein der Doktorandenausbildung

1. Hintergrund

Dem folgenden Bericht liegt kein Forschungsprojekt im eigentlichen Sinne zugrunde. Stattdessen geht es um einen internationalen Workshop, der vom 10. bis 11. September 2009 an der Universität Gießen durchgeführt wurde und der sowohl Forschungs- als auch Ausbildungscharakter aufwies. Der 2009 EAAE PhD Workshop ist von der „European Association of Agricultural Economists“ (EAAE) initiiert und gemeinsam mit der „Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften des Landbaues“ (GeWiSoLa e.V.), also der europäischen und deutschen Gesellschaft für Agrarökonomien, unterstützt worden. Er zielte, wie zwei frühere Veranstaltungen dieser Art in den Niederlanden und in Frankreich, darauf ab, europäische Doktorandinnen und Doktoranden der Agrar- und Ernährungsökonomie zu fördern und ihnen eine Chance zur Präsentation und Diskussion ihrer laufenden wissenschaftlichen Arbeiten zu geben. Dabei war beabsichtigt, einen intensiven Austausch der Promovierenden mit erfahrenen Wissenschaftlern und Hochschullehrern zu gewährleisten.

Gerade in einer Zeit, in der eine formalisierte Doktorandenausbildung in den meisten Ländern der EU noch nicht die Regel ist, gleichzeitig aber Publikationen in referierten wissenschaftlichen Zeitschriften von Nachwuchswissenschaftlern erwartet werden, füllen internationale Workshops dieser Art eine wichtige Nische. Die Art, wie erfolgreich wissenschaftlich gearbeitet wird, wird typischerweise auf Tagungen wissenschaftlicher Gesellschaften nicht thematisiert. Der 2009 EAAE PhD Workshop widmete sich dagegen ausschließlich diesem Thema.

Vom Executive Board der EAAE wurde Prof. Dr. Roland Herrmann, Universität Gießen, beauftragt, den 2009 EAAE PhD Workshop erstmalig

in Deutschland zu organisieren und dabei ein Scientific Committee und ein örtliches Organisationskomitee einzurichten und zu leiten. Dem international besetzten Scientific Committee gehörten neben ihm die Professoren Giovanni Anania, University of Calabria, Italien, sowie Stanley Thompson, Ohio State University, Columbus, OH/USA, an, ergänzt bei der Vorbereitung des Workshops durch Prof. Wim Verbeke, Ghent University, Belgien, und Dr. Chantal Le Mouël, INRA, Rennes, Frankreich, und bei der Durchführung des Workshops durch Prof. Renan Goetz, University of Gerona, Spanien, und Dr. Alexandre Gohin, INRA, Rennes, Frankreich. Dem lokalen Organisationskomitee gehörten Dr. Matthias Höher und Dr. Anke Möser vom Zentrum für internationale Entwicklungs- und Umweltforschung (ZEU) und Matthias Staudigel vom Institut für Agrarpolitik und Marktforschung an. Das Präsidium der JLU stellte Räumlichkeiten und Infrastruktur im Hauptgebäude zur Verfügung, und Prof. Dr. Joybrato Mukherjee richtete – noch als Vizepräsident der JLU – ein Grußwort an die internationalen Gäste. Ebenfalls ein Grußwort sprach Prof. Dr. Monika Hartmann, Universität Bonn und derzeit Präsidentin der EAAE; sie übernahm auch die Leitung der ersten Plenary Session und einer Contributed Paper Session.

2. Idee des EAAE PhD Workshops

Auf dem 2009 EAAE PhD Workshop sollten Forschungsarbeiten aus der ganzen Breite der Agrar- und Ernährungsökonomie, einschließlich Umwelt und Entwicklung, vorgestellt und erörtert werden. Es war die Zielsetzung des Workshops, Doktorandinnen und Doktoranden vorwiegend aus europäischen Ländern die Möglichkeit zu geben, wichtige Ergebnisse sowie methodische Ansätze ihrer Arbeiten noch

vor Abschluss der Dissertation unter Wettbewerbsbedingungen für eine internationale Konferenz einzureichen und im Erfolgsfall diese einem internationalen Auditorium zu präsentieren. Hochschullehrer aus verschiedenen EU-Ländern und den USA nahmen als Mitglieder des Scientific Committee oder als Referenten im Plenum am Workshop teil – die Mitglieder des Scientific Committees in der gesamten Zeit des Workshops. Sie wirkten auch als Chairpersons und Discussion Opener mit und wurden in dieser Funktion von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen der Universität Gießen (Prof. Dr. S. Bauer, Dr. A. Möser, Prof. Dr. E.-A. Nuppenau, Dr. I. Pawlowski und Prof. Dr. P. M. Schmitz) und in einem Fall der Universität Marburg (Frau Jun.-Prof. A. Rahim) unterstützt. Dies machte es möglich, den Promovierenden kritische Rückmeldungen zu ihren Vorträgen und Vorschläge zur Verbesserung der Arbeiten zu geben – in stärkerem Maß, als es bei internationalen Konferenzen sonst der Fall ist.

Wichtige Funktionen kamen außerdem den Plenarvorträgen und der abschließenden Paneldiskussion zu. Plenumsvorträge von international renommierten Referenten wandten sich Grundfragen des erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeitens zu und lieferten auf diese Weise Anregungen zu erfolgreichem Publizieren, Präsentieren und Arbeiten für den weiteren Karriereweg. Ein Plenumsvortrag widmete sich der Verbindung zwischen Wissenschaft und Politik und thematisierte dabei – wie auch die abschließende Paneldiskussion – den agrar- und ernährungsökonomischen Arbeitsmarkt bei staatlichen Institutionen und internationalen Organisationen sowie die Politikrelevanz von Forschung. In den Plenarveranstaltungen standen damit – deutlich mehr als auf „normalen“ nationalen und internationalen Konferenzen – die Rahmenbedingungen der künftigen wissenschaftlichen und beruflichen Tätigkeit der Teilnehmer(innen) im Vordergrund.

Das Format des EAAE PhD Workshops ist auf den ersten beiden EAAE PhD Workshops – in Wageningen 2005 und in Rennes 2007 – erprobt worden und war von großem Erfolg begleitet. Eine erste Veranstaltung dieser Art, 2003 in Montpellier, war noch von franzö-

sischen Kollegen und nicht von der EAAE organisiert worden, hatte allerdings auch schon die Grundidee des European PhD Workshops.

3. Inhalt und Ergebnisse des EAAE PhD Workshops

Im „Call for Papers“ wurden potenzielle Teilnehmer(innen) aufgerufen, einen erweiterten Abstract eines geplanten Contributed Poster Session Papers von bis zu 5 Seiten einzureichen. Es folgte eine Beurteilung dieser Kurzfassungen durch Mitglieder des Scientific Committees und Gießener Wissenschaftler(innen). Entscheidungen über Annahmen oder Absagen wurden Ende Juni 2009 mitgeteilt, und bis 15. August waren fertige Beiträge einzureichen. Letztlich wurden 52 Beiträge von Doktorandinnen und Doktoranden präsentiert, davon 42 als Contributed Papers in Parallelsitzungen mit jeweils drei bzw. vier Vorträgen und 10 als Poster Papers. Insgesamt nahmen 73 Teilnehmer an der Veranstaltung teil, davon 55 Promovierende. Von diesen kamen die größten Gruppen aus Deutschland (29) und Frankreich (13), gefolgt von Italien (5) und Irland (3). Allerdings war die Verteilung der Nationalitäten dadurch wesentlich breiter gefächert, dass die Zahl der ausländischen Doktoranden bei diesen Ländern relativ hoch war. Neben den Contributed Paper und Poster Paper Sessions gab es vier Plenarveranstaltungen (zum Programm vgl.

<http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/zentren/zeu/Forsch/forschungsprojekte/EAAEPhDW09>).

3.1 Plenarveranstaltungen: Die Ausbildungskomponente

Bei den Plenarveranstaltungen konnten die Doktoranden zunächst von den Erfahrungen zweier Hochschullehrer als Herausgeber der zwei bedeutendsten wissenschaftlichen Zeitschriften in der Agrarökonomie profitieren – des „American Journal of Agricultural Economics (AJAE)“ und der „European Review of Agricultural Economics (ERA)“. Sie lernten gleichzeitig eine stärker US-amerikanische und eine mehr europäische Sichtweise erfolg-

reichen wissenschaftlichen Arbeitens kennen. Prof. Dr. Richard Sexton, University of California, Davis, USA, titelte seinen Vortrag „Playing the Perilous Publication Process: Reflections of a Sometimes Author, One-Time Editor and Too-Frequent Reviewer“. Prof. Sexton ist einer der renommiertesten amerikanischen Agrarökonom: Von 1998 bis 2000 war er einer der vier Managing Editors des „American Journal of Agricultural Economics“, von 1994 bis 1998 Chairperson des „Department of Agricultural and Resource Economics“ der University of California, Davis, und er wurde angesichts seiner zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten in „AJAE“ und anderen führenden agrarökonomischen Zeitschriften 2004 als Fellow der American Association of Agricultural Economists (AAEA) ausgezeichnet. Im Jahr 2000 konnte er auf der Jahrestagung der AAEA die renommierte Waugh Lecture präsentieren (Sexton 2000). In seinem Plenarvortrag erörterte Prof. Sexton eine große Vielfalt von Aspekten des Veröffentlichens in wissenschaftlichen Zeitschriften: „double-blind“- gegenüber „single-blind“-Reviewverfahren, die Erfolgs- bzw. Ablehnungsquote in führenden wissenschaftlichen Zeitschriften, die Dauer des Begutachtungsprozesses und die Gründe dafür oder auch typische Fehler unerfahrener Autorinnen und Autoren in verschiedenen Phasen des Begutachtungsprozesses und in verschiedenen Teilen des wissenschaftlichen Beitrags. Sexton unterstrich die Bedeutung des Veröffentlichens in referierten wissenschaftlichen Zeitschriften für die akademische Laufbahn und verband seine Analyse mit zahlreichen Vorschlägen für Nachwuchswissenschaftler. So erklärte er, wie man durch richtige Wahl seines Publikationsorgans die sogenannte „desk rejection“ vermeiden und bei einer Wiedereinreichung eines überarbeiteten Aufsatzes durch sorgfältigen Umgang mit den Kommentaren von Gutachtern eine Ablehnung vermeiden kann.

Prof. Dr. Thomas Heckelei, Universität Bonn, hielt den zweiten Plenarvortrag zum erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeiten – aus europäischer Sicht. Er ist Professor für Wirtschafts- und Agrarpolitik und einer der drei Managing Editors der „ERAE“. Im Rahmen der

neuen Bonner Graduiertenschule lehrt er außerdem regelmäßig Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens. Auch er stellte die Bedeutung referierter Zeitschriftenaufsätze heraus und betonte: „Peer review saves time“. Begutachtungsverfahren führen, so der Referent, zu Qualitätsverbesserungen bei Publikationen und nützen damit allen Forschern über Zeitersparnisse, die durch die Auswahl hochwertiger Beiträge entstehen. Außerdem werde dadurch eine Duplizierung von Forschungsergebnissen weniger wahrscheinlich. Prof. Heckelei leitete aus Herausgebersicht eine ganze Reihe von Vorschlägen für Nachwuchswissenschaftler(innen) ab. Wichtig sei es, die grundlegende Botschaft eines Aufsatzes sehr klar in möglichst nur einem Satz darzulegen und den Beitrag deutlich in der bestehenden Literatur zu positionieren. In seinem Plenarvortrag ging er auch auf verbreitete Fehler von Autoren bei der Gestaltung von Zeitschriftenaufsätzen ein und darauf, wie diese vermieden werden können. Ein häufiger Fehler sei, dass zu viele diverse Ergebnisse präsentiert und die neuen Elemente in Theorie und Modellbildung nicht ausreichend herausgearbeitet werden.

Im dritten Plenumsvortrag widmete sich Prof. Dr. Ernst Berg, Universität Bonn, dem Thema „How Agricultural Economists Value Their Journals: Results from the GEWISOLA/ÖGA Publication Ranking and Lessons for PhD Students“. Berg ist Professor für Produktions- und Umweltökonomik und derzeit Stellv. Vorsitzender der „Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften des Landbaues e.V.“ (GeWiSoLa e.V.). Durch seine Präsentation wurden den Doktorandinnen und Doktoranden wichtige Informationen zuteil, die für den Weg zur Publikation entscheidend sind. Insbesondere in Europa wird oft der Impactfaktor zur Bewertung der Qualität von Zeitschriften verwendet, vor allem in der Medizin und den Naturwissenschaften. Allerdings kann dieser nicht zum Vergleich von Zeitschriften über Disziplinen hinweg herangezogen werden, da sonst u. a. erhebliche Verzerrungen zugunsten großer Disziplinen und moderner, vielzitatierter Arbeitsgebiete vorprogrammiert sind (Garfield 1994; Moed 2005). Prof. Dr. Ernst Berg erläuterte

terte den Promovierenden, dass trotzdem in Universitäten und Forschungsfördereinrichtungen der Impactfaktor zum Vergleich der Produktivität wissenschaftlicher Disziplinen immer noch diskutiert und z. T. herangezogen wird. Der Referent gab einen aktuellen Überblick über Methoden zur Bewertung der Qualität von Journalen – so über den Impactfaktor, seine Weiterentwicklung, neuere Konzepte wie den h-Index oder die sogenannten invarianten Methoden. Er legte dar, dass in der Agrarökonomie bis vor kurzem keine umfassende Bewertung relevanter wissenschaftlicher Zeitschriften vorlag. Er stellte dann Ergebnisse des Publikationsrankings der deutschen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften des Landbaues e.V. (GeWiSoLa) und der Österreichischen Gesellschaft für Agrarökonomie vor, in der eine befragungsbasierte und umfassende Bewertung der für agrar- und ernährungsökonomische Publikationen vorhandenen Zeitschriften vorgenommen wurde (Dabbert et al. 2009). Diese Ratingliste erfasst sowohl disziplinäre Zeitschriften und solche mit einer Ausrichtung auf verschiedene Disziplinen, in denen auch agrar- und ernährungsökonomische Beiträge veröffentlicht werden können. Prof. Berg, selbst einer der Autoren des GEWISOLA-ÖGA-Publikationsrankings, präsentierte den Teilnehmern des EAAE PhD Workshops eine Rangliste der wissenschaftlichen Zeitschriften und verband dies mit Ratschlägen zur Publikationstätigkeit der Nachwuchswissenschaftler. Er erinnerte aber auch daran, dass wissenschaftliche Leistungen von Personen nicht allein über die Qualität von Zeitschriften bewertet werden können, in denen veröffentlicht wird. Die Würdigung des wissenschaftlichen Werks insgesamt durch das Lesen zentraler Beiträge sei unabdingbar.

Dr. Krijn Poppe präsentierte ein weiteres Plenumsreferat zum Thema „Economics and Politics: Living Apart Together Happily“. Als Generalsekretär der EAAE, Chief Science Officer des „Ministry of Agriculture, Nature and Food Quality“ in den Niederlanden sowie als Research Manager des „Landbouw-Economische Instituut“ (LEI) war er prädestiniert, über Stärken und Schwächen in der Kooperation

zwischen Wissenschaft und Politik im Bereich der Agrarökonomie zu referieren. Zwar träten immer wieder Interessenunterschiede und Verständigungsschwierigkeiten offen zutage, doch sei die Vertiefung und Verbesserung der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Politik förderlich für eine rationalere Agrarpolitik und eine gehaltvollere Forschung und Lehre.

Eine Invited Panel Discussion zum Thema „Are We on the Right Track in Agricultural and Food Economics? International Publication Standards, Relevance for Society, and the Academic Labour Market“ stellte die letzte Plenarveranstaltung dar. Der Organisator, Prof. Roland Herrmann, stellte den Panelteilnehmern die Grundfrage, ob die zunehmende Orientierung der Forschung an internationalen Publikationsstandards dazu führen könnte, dass methodenorientierte Forschung möglicherweise politikrelevante Forschung und die Arbeit an gesellschaftlich relevanten Fragen verdrängt. Damit eng verbunden ist die Frage, ob methodenorientierte Forschung und Doktorandenausbildung der richtige Weg im Hinblick auf den Arbeitsmarkt der Doktoranden darstellt. Die Panelteilnehmer aus dem Scientific Committee und dem Kreis der Plenumsreferenten (G. Anania, E. Berg, A. Gohin, R. Sexton, S. Thompson) teilten im Wesentlichen die Auffassung, dass es eine Gratwanderung und schwierig sei, moderne und neue Forschungsmethoden und die Lösung gesellschaftlich wichtiger Themen in Verbindung zu bringen. Die Forderung, mit neuen Forschungsmethoden zu arbeiten und zu publizieren, verdränge durchaus die Forschung an politikrelevanten Themen in Forschungseinrichtungen wie dem „Institut National de Recherche Agronomique“ (INRA), da beide Aufgaben zeitaufwendig seien (A. Gohin). Trotzdem sei es der Agrarökonomie gelungen, gesellschaftlich relevant und mit anspruchsvollen Methoden zu forschen (G. Anania). Interessant war die Position von Dr. Peter Wehrheim, EU-Kommission, Brüssel, der 1994 an der Universität Gießen promoviert wurde und dem Panel als Vertreter eines großen potenziellen Arbeitgebers der Doktoranden angehörte. Er betonte, dass analytisches Denken

und methodische Kenntnisse wichtig seien auch für Tätigkeiten in der EU – neben anderen Kompetenzen, die die Doktorandenausbildung nur bedingt bereitstellen könne, wie Sprachkenntnisse, soziale Kompetenz und breitere Kenntnisse in europäischen und internationalen Fragen.

3.2 Contributed und Poster Session Papers: Die Forschungskomponente

Zur Charakterisierung der Präsentationen und Poster der Nachwuchsforscher eignet sich wohl am besten das Wort Vielfalt. Dabei bezieht sich diese Vielfalt einmal auf das bunt gemischte Spektrum an Forschungsfeldern von Politik- und Marktanalyse im Agrarsektor über Ländliche Entwicklung, Entwicklungsökonomie, Risikomanagement, Ressourcen- und Umweltökonomie hin zu Konsumentenverhalten, Nachfrage nach Lebensmittelqualität, sowie Gesundheit und Ernährungspolitik. Als vielfältig erwiesen sich aber auch die verschiedenen Methodiken und Herangehensweisen, von ausgefeilten statistischen Anwendungen bis zu eher theoretisch angelegten Papieren.

Pro Session standen den drei bis vier Vortragenden 20 Minuten Präsentationszeit und im Anschluss 10–15 Minuten für Diskussion und Fragen zur Verfügung. Dabei übernahmen die Chairpersons auch die Rolle der Discussion Opener, die mit Fragen und methodischen Vorschlägen den Meinungs austausch in Gang brachten.

Im Anschluss an die Tagung ist vorgesehen, ausgewählte Beiträge von Nachwuchswissenschaftlern in einem Special Issue der Zeitschrift „German Journal of Agricultural Economics“ nach einem Begutachtungsverfahren zu veröffentlichen.

3.3 Erfolgswertung des Workshops

Es war der Eindruck des Scientific Committee, dass die Ziele des 2009 EAAE PhD Workshops erfüllt worden sind. Um die Sichtweise der Doktorandinnen und Doktoranden zu dieser Frage zu erfahren, wurde nach dem Workshop eine Onlinebefragung durchgeführt. Sie führte zu einer Rücklaufquote von über 70% (n = 39). Zentrale Ergebnisse der Befragung sind in Tabelle 1 erfasst.

Tab. 1: Erwartungen an den Nutzen aus dem EAAE PhD Workshop (n = 39), Skala von 1 (stimme überhaupt nicht zu) bis 5 (stimme auf jeden Fall zu)

Erwartungen	$\mu^{a)}$	σ
A major reason for me to participate was to meet other PhD students	3,6	0,9
A major reason for me to participate was to get feedback on my own work	4,6	0,8
A major reason for me to participate was to get ideas for future work	3,9	1,2
A major reason for me to participate was to meet well known professors	3,3	1,1
Inhalte und Nutzen	μ	σ
Plenary sessions were relevant for my own work	3,7	1,2
I learned new issues about writing and publishing that are useful for me	3,9	1,3
The panel discussion raised topical questions and offered new insights	3,5	1,4
My own research interests were well represented	3,0	1,0
Feedback on my own paper was clear and constructive	3,3	1,3
The workshop came up to my expectations	3,8	1,1
I have benefited from attending the workshop	4,0	1,4
I have enjoyed attending the workshop	4,3	1,0

^{a)} μ = arithmetisches Mittel, σ = Standardabweichung

Quelle: Eigene Erhebung und Berechnungen.

Ein Ergebnis sticht bei den Erwartungen heraus: Die Teilnehmer erwarteten sehr stark, Rückmeldung und Reaktionen auf die eigene Arbeit zu bekommen. Dies belegt ein mittlerer Zustimmungswert von 4,6, der sich deutlich von den anderen abhebt und noch dazu am geringsten variiert ($\sigma = 0,8$). Zur Bewertung der bisherigen Arbeit kam der Wunsch, Anregungen für zukünftige Projekte und Themen zu erhalten.

Ein positives Ergebnis ist, dass die Teilnehmer meinen, aus dem Workshop einen Nutzen gezogen zu haben ($\mu = 4,0$) und dieser ihren Erwartungen überwiegend entsprochen hat ($\mu = 3,8$). Dies gründet offensichtlich in dem Teil der Veranstaltung, der sich mit Fragen rund um die Publikation beschäftigt hat. Mit einem Wert von 3,9 stimmten die Doktoranden der Aussage zu, dass sie neue Dinge über Schreiben und Veröffentlichungen gelernt haben, die ihnen nützten. Etwas differenzierter sind die Durchschnittsmeinungen zu den Aussagen „Meine eigenen Forschungsinteressen waren gut repräsentiert“ ($\mu = 3,0$) und „Die Rückmeldungen zu meinem Papier waren klar und konstruktiv“ ($\mu = 3,3$) zu beurteilen. Diese liegen zwar noch im positiven Bereich, allerdings fallen sie im Vergleich zu den anderen Werten etwas ab. Hier ist sicherlich ein Zeitproblem gegeben. Bei mehr als 50 Vorträgen ist die Diskussionszeit für jeden einzelnen Vortragenden naturgemäß begrenzt. Sicherlich war die durchschnittliche Diskussionszeit pro Contributed Paper höher als auf den meisten „normalen“ Tagungen, trotzdem lag offenbar die Diskussionszeit und -intensität immer noch unter dem gewünschten Optimum aus Sicht der Doktoranden. Optionen zur Erreichung dieses Ziels können a) in der Durchführung von noch mehr Parallelveranstaltungen oder b) einer noch stärkeren Vorselektion der zu präsentierenden Beiträge liegen.

4. Ausblick

Es hat sich gezeigt, dass Veranstaltungen wie der EAAE PhD Workshop 2009 einen wichtigen und sinnvollen Beitrag zur Ausbildung von Doktoranden (nicht nur in der Agrarökonomie) leisten. Ein besonderes und einzigartiges Profil

ergibt sich durch die Vermittlung von Wissen und Kompetenzen zum erfolgreichen Publizieren aus Sicht international erfahrener Experten, einerseits kombiniert mit dem Einreichen und Präsentieren eigener Beiträge der Doktoranden, mit anschließendem Feedback andererseits. Zudem bietet sich die Möglichkeit, über Entwicklungen im eigenen Fachgebiet, in der Ausbildung und die gesellschaftliche Relevanz der Forschung zu diskutieren. Auf Grund dieser Eigenschaften stellt ein Workshop dieser Art auch zukünftig einen nützlichen und wichtigen Baustein im Rahmen der Promotion dar. Diese bereichernde Funktion bleibt auch für den Fall einer zunehmend strukturierteren Ausbildung, etwa in Promotionskollegs, bestehen.

Kontakt:

Roland Herrmann,
Matthias Staudigel,
Isabel Dörnberger
Institut für Agrarpolitik und Marktforschung
der JLU Gießen,
Senckenbergstr. 3,
35390 Gießen

Literatur:

- Dabbert, S., E. Berg, R. Herrmann, S. Pöchtrager und K. Salhofer (2009), Kompass für agrarökonomische Zeitschriften: Das GEWISOLA/ÖGA-Publikationsranking. „Agrarwirtschaft“, Jg. 58, Heft 2, S. 109–113.
- Garfield, E. (1994), The Impact Factor. „Current Contents“, Vol. 25, S. 3–7.
- Moed, H. F. (2005), Citation Analysis in Research Evaluation (Information Science and Knowledge Management, Vol. 9). Dordrecht, Netherlands: Springer.
- Sexton, R. (2000), Waugh Lecture: Industrialization and Consolidation in the U.S. Food Sector: Implications for Competition and Welfare. „American Journal of Agricultural Economics“, Vol. 82, No. 5, S. 1087–1104.

Internetquellen:

Programm des 2009 EAAE PhD Workshops:
<http://www.uni-giessen.de/cms/fbz/zentren/zeu/Forsch/forschungsprojekte/EAAEPhDW09>



Magnus Huber

Eighth Creolistics Workshop – Bericht zur GHG-geförderten Konferenz

Der achte „Creolistics Workshop“ fand vom 2. bis 4. April 2009 unter dem Titel „Pidgins and creoles in a comparative perspective“ am Institut für Anglistik des Fachbereichs 05 statt.¹ Dies war nach der ebenfalls großzügig von der Gießener Hochschulgesellschaft geförderten Tagung „Simplicity and complexity in pidgins and creoles“ im Jahr 2006 die zweite Veranstaltung dieser Workshop-Reihe an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Die Creolistics Workshops wurden 1994 von dem bekannten Kreolisten Dr. Philip Baker an der University of Westminster, London, ins Leben gerufen und finden seither im Ein- bis Dreijahresrhythmus statt. In dieser Zeit haben die Workshops ein hohes Ansehen innerhalb und außerhalb Europas gewonnen, was sich auch an der Internationalität und an der wissenschaftlichen Reputation nicht weniger der zahlreichen Teilnehmer der Gießener Workshops im April 2006 und 2009 ablesen ließ.

Gegenstand der „Creolistics Workshops“ ist die Beschäftigung mit linguistischen Kontaktphänomenen, wie sie sich vor allem in Pidgin- und Kreolsprachen manifestieren. Eine wichtige übergeordnete Frage ist dabei, welchen Aufschluss uns diese in sprachlichen Extremsituationen entstandenen Kommunikationssysteme über das Wesen und die Funktion menschlicher Sprache geben können. Interdisziplinäre Fragestellungen und die Kooperation zwischen verschiedenen Fachrichtungen liegen in der Natur der Kreolistik und haben die „Creolistics Workshops“ von Beginn an geprägt: Pidgin- und Kreolsprachen sind weltweit verbreitet und sind aus dem Kontakt genetisch und typologisch unterschiedlichster Sprachen hervorgegangen. Neben Anglisten befassen sich daher Linguisten aller Fachrichtungen (allgemeine Sprachwissenschaft, Romanistik/Hispanistik/Lusitanistik, Afrikanistik, Germanistik,

Slavistik usw.) mit diesen Sprachen. Da die Entstehung und Ausbildung von Kontaktsprachen nur in ihrem sozialen und geschichtlichen Kontext verstanden werden kann, haben kulturelle, historische und soziologische Fragestellungen in der Kreolistik einen hohen Stellenwert. Aus diesen Gründen spielt die fächerübergreifende Relevanz bei der Themenfindung für die „Creolistics Workshops“ eine wichtige Rolle.

In diesem Sinne wurde bereits beim Gießener Workshop im April 2006 mit „Simplicity and complexity in pidgins and creoles“ ein interdisziplinäres, fächerübergreifendes und aktuell diskutiertes Thema gewählt. Aus dem Gießener Workshop von 2006 sind zwei Tagungsbände hervorgegangen:

Faraclas, Nickolas, und Thomas Klein (Hrsg.). 2009. *Simplicity and Complexity in Creoles and Pidgins*. London: Battlebridge.

Aboh, Enoch, und Norval Smith (Hrsg.). 2009. *Complex processes in new languages*. Amsterdam: Benjamins.

Mit „Pidgins and Creoles in a comparative perspective“ war der Gießener Workshop im April 2009 wieder interdisziplinär und fächerübergreifend ausgerichtet und behandelte ein Thema von hoher Aktualität. Die komparativsprachtypologische Ausrichtung gab Linguisten aus unterschiedlichen einzelsprachlichen Disziplinen die Möglichkeit des internationalen Austauschs über die in den letzten Jahren intensiv und kontrovers diskutierte Frage, ob Kontaktsprachen einen Sonderfall unter den Sprachen der Welt darstellen, der – neben der besonderen soziohistorischen Herkunft dieser Sprachen – seinen Ausdruck auch in einer mehr oder minder einzigartigen Konstellation struktureller Merkmale findet. In jüngerer Zeit zeigt die Kreolistik ein verstärktes Interesse an solchen kontrastiven und sprachvergleichenden Ansätzen, in denen Pidgin- und Kreolsprachen

miteinander und auch mit sog. „natürlichen“ Sprachen verglichen werden. Die Methoden und Ziele solcher Untersuchungen sind unterschiedlich und schließen synchrone wie sprachhistorische Ansätze ein, z. B.

- komparative und typologische Studien zu Pidgin- und Kreolsprachen,
- Vergleiche von Pidgins und Creoles mit natürlichen Sprachen,
- die Untersuchung des Verhältnisses von Pidgins und Creoles mit den sog. Substrat-, Superstrat- und Adstratsprachen, die die Kontaktsituation charakterisieren,
- die Rekonstruktion von früheren Sprachständen einzelner Varietäten,
- die Ergründung der sprachgenetischen Verwandtschaften innerhalb einzelner Gruppen von Pidgin- und Kreolsprachen,
- den Vergleich der soziohistorischen Szenarien, in denen Pidgin- und Kreolsprachen entstehen, mit den unterschiedlichen strukturellen oder funktionalen Ausprägungen dieser Sprachen, oder
- die Rekonstruktion von Proto-Pidgins oder Kommunikationsstrategien, die eine Rolle in der Genese von Kontaktsprachen gespielt haben.

In über 40 Vorträgen und Postern beschäftigten sich die Teilnehmer aus ganz Europa, den USA, Kanada, der Karibik und Südamerika in vergleichenden Ansätzen mit der Frage, ob Pidgins und Creoles einen Sonderfall unter den Sprachen der Welt darstellen, und zeigten neue Perspektiven und Wege in der Beantwortung dieser Frage auf.

Daneben wurde auch der Fortgang des bereits im Workshop 2006 eingeführten (am Lehrstuhl für Englische Sprachwissenschaft und Geschichte der englischen Sprache verorteten und von der DFG geförderten) sprachtypologischen Projekts „World Atlas of Pidgin and Creole Languages“ vorgestellt und diskutiert, das in Kollaboration mit dem Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie in Leipzig entsteht und in vier Bänden bei Oxford University Press erscheinen wird:

1. ein „Atlas of Creole Language Structures“ und
 2. drei Bände „Survey of Pidgin and Creole Languages“ mit Beschreibungen der Geschichte, Soziolinguistik und strukturellen Charakteristika einzelner Kontaktsprachen. Diese Artikel sollen von Text- und Tonbeispielen begleitet werden.
- Die „Creolistics Workshops“ waren von Beginn an ein Forum der Begegnung und des fachlichen Austausches zwischen etablierten Spezialisten und dem wissenschaftlichen Nachwuchs. Diese Tradition der Förderung des Nachwuchses wurde im April 2009 in Gießen fortgeführt. Neben einigen fortgeschrittenen Studierenden nahmen 2009 insbesondere auch Doktoranden der JLU Gießen und anderen Universitäten im In- und Ausland mit eigenen Vorträgen teil. Wir hoffen, dass die „Creolistics Workshops“ auch in Zukunft an der Justus-Liebig-Universität ein Zuhause finden.

Anmerkung:

- ¹ Konferenz-HP:
<http://www.uni-giessen.de/anglistik/LING/Staff/huber/CW2009/cwindex.html>



Nicole Milbrett

Interne Klausurtagung des Forschungsnetzwerkes „Empirische Unterrichts- und Bildungsforschung (EUBi)“ in Rauschholzhausen – ein Tagungsbericht

Vom 13. bis 14. März 2009 fand in Schloss Rauschholzhausen, unterstützt durch die Gießener Hochschulgesellschaft und das Zentrum für Lehrerbildung der Justus-Liebig-Universität Gießen, die interne Klausurtagung des Forschungsnetzwerkes „Empirische Unterrichts- und Bildungsforschung (EUBi)“ statt. Konzipiert und organisiert von Prof. Dr. Jochen Wisinger (Institut für Schulpädagogik und Didaktik der Sozialwissenschaften, Justus-Liebig-Universität Gießen), Prof. Dr. Jürgen Mayer (Didaktik der Biologie, Justus-Liebig-Universität Gießen, jetzt: Universität Kassel) und Nicole Milbrett (Zentrum für Lehrerbildung, Justus-Liebig-Universität Gießen), versammelte die Tagung die ProjektleiterInnen und StipendiatInnen des Forschungsnetzwerkes sowie Referenten und Gäste aus Bildungsforschung und Bildungspraxis. Insgesamt verfolgte die Klausurtagung drei Ziele: Erarbeitung eines gemeinsamen theoretischen und methodischen Rahmens für die weitere fächerübergreifende Zusammenarbeit, Ausbildung der StipendiatInnen des Forschungsnetzwerkes sowie Vorbereitung eines Antrages auf Einrichtung einer DFG-Forschergruppe. Allen drei Zielen gleichzeitig gerecht zu werden, erforderte sowohl das Finden geeigneter ExpertInnen als auch eine Tagungsorganisation mit parallelen Workshops.

Die Tagung wurde im Treppensaal des Schlosses durch den Ersten Vizepräsidenten der JLU, zugleich vorsitzendes Mitglied des Direktoriums des Zentrums für Lehrerbildung, Prof. Dr. Joybrato Mukherjee, eröffnet. In seiner Begrüßung verwies Mukherjee sowohl auf den internationalen Stellenwert der empirischen Bildungsforschung als auch auf jenen für die Justus-Liebig-Universität Gießen, die an einer Stärkung und Profilierung der Bildungswissenschaften und Fachdidaktiken arbeitet. Daran anschließend bestand die theoretische Fundie-

rung der Tagung in den Einführungsvorträgen zu den Schwerpunktthemen der weiteren interdisziplinären Zusammenarbeit des Forschungsnetzwerkes: Kompetenz und Intervention. Prof. Dr. Johannes Hartig (Erziehungswissenschaftliche Fakultät, Universität Erfurt) führte in die Modellierung von Kompetenzen ein und definierte Kompetenzen als kontextspezifische Konstrukte für die Untersuchung der Ergebnisse von Bildungsprozessen. Diese Definition zeichnet sich dadurch aus, dass sie sachlich auf einen bestimmten Kompetenzbereich (z. B.: Lesekompetenz, soziale Kompetenz etc.) fokussiert und gleichzeitig die individuellen Ressourcen für die Bewältigung von Anforderungen in bestimmten Kontexten berücksichtigt. Beide Merkmale ermöglichen zusammengenommen die Erstellung eines Kompetenzmodelles und damit die Messung von Kompetenzen. Prof. Dr. Cornelia Glaser (Pädagogische Psychologie, Justus-Liebig-Universität Gießen) ergänzte die Erarbeitung des gemeinsamen theoretischen Rahmens um die pädagogisch-psychologische Interventionsforschung. Interventionen bezeichnen nach Glaser jede Form von außengesteuerter, zielorientierter und systematischer Beeinflussung von Personen- und Systemmerkmalen, sofern diese für die zu fördernden Entwicklungspotentiale, Kompetenzen und Fertigkeiten in den jeweils anvisierten Zielgruppen als relevant erachtet werden. In ihrem Vortrag merkte Glaser jedoch an, dass methodisch anspruchsvolle Interventionsstudien im Bereich des schulischen Lernens aufgrund der hohen methodischen Standards für solche Studien eher eine Mangelerscheinung sind.

Der theoretischen Rahmung folgte eine vertiefte Auseinandersetzung mit den methodischen Anforderungen an eine interdisziplinäre empirische Bildungsforschung. Dieser

Teil der Tagung widmete sich vorwiegend der Methoden- und damit auch der Graduiertenausbildung der StipendiatInnen des Forschungsnetzwerkes. Um dem weiten Spektrum an quantitativen und qualitativen methodischen Ansätzen ausreichend Rechnung zu tragen, nahmen die StipendiatInnen an zwei methodologischen Plenumsvorträgen teil und widmeten sich dann in einem praxisorientierten Teil (je nach Interesse und Anwendung im eigenen Promotionsprojekt) entweder dem quantitativen oder dem qualitativen Methoden-Workshop zu Prof. Dr. Ludwig Stecher (Institut für Erziehungswissenschaft, Justus-Liebig-Universität Gießen) eröffnete diesen Teil der Veranstaltung mit einem Plenarvortrag zum Umgang mit fehlenden Werten. Dieses für die quantitative empirische Bildungsforschung wichtige Thema nahm Stecher zum Anlass, um über Vor- und Nachteile von Ansätzen zum Umgang mit fehlenden Werten, wie Gewichtung, Feldpflege, Ausfallanalysen, Längsschnittgewichtung, Stichprobenauffüllung und Multiple Imputation, zu reflektieren. Prof. Dr. Eva Burwitz-Melzer (Institut für Anglistik, Justus-Liebig-Universität Gießen) fasste in ihrem Vortrag den gesamten Prozess der qualitativen Forschung von der Generierung der Fragestellung über die Methoden der Datensammlung bis zur Datendokumentation und -auswertung zusammen. Diesen Prozess verdeutlichte sie am Beispiel des Lehramtsportfolios für Fremdsprachenlehrkräfte, in dem sie die Datenanalyse und Kodierung schrittweise erläuterte. Beiden Vorträgen folgten zwei parallel stattfindende zweistündige Workshops zur Ar-

beit am eigenen Dissertationsprojekt. Diese beinhalteten insbesondere die beispielorientierte Diskussion und Beratung von einzelnen Promotionsprojekten. Ein zweiter Teil der Graduiertenausbildung bestand in einem von den StipendiatInnen angeregten Workshop zum Thema „Organisation der Dissertation“ von Dr. Michael Basseler (Institut für Anglistik, Justus-Liebig-Universität Gießen). In diesem Workshop wurden die Themen „Die Dissertation als ganzheitliche Herausforderung“, „Projekt- und Zeitmanagement“, „Textproduktion“ sowie „Publikationen und Vorträge während der Promotionsphase“ vorgestellt und diskutiert.

Parallel zum Workshop der StipendiatInnen trafen sich die ProjektleiterInnen des Forschungsnetzwerkes, um über die thematische Ausrichtung, also den „roten Faden“ für eine DFG-Forschergruppe im Bereich der empirischen Unterrichts- und Bildungsforschung zu beraten. Diese Beratungen führten zum gemeinsamen Arbeitstitel „Prozesse des Kompetenzerwerbs und der Kompetenzförderung in Bildungssettings“ und zu einem Zeitplan für die Erstellung des Konzeptpapiers und der Projektskizzen.

Begleitet und kritisch evaluiert wurde die Klausurtagung von Prof. em. Dr. Holger Probst (Sonderpädagogische Psychologie, Justus-Liebig-Universität Gießen) und Dr. Sabine Reuker (Institut für Sportwissenschaft, Justus-Liebig-Universität Gießen). Beide Wissenschaftler fungierten als so genannte „critical friends“, indem sie Rückmeldungen zur Konzeption, zur Durchführung und zu den Ergebnissen der Tagung gaben.



Dirk van Laak

2. Internationale Tagung der Arbeitsgruppe „Solarenergie-Partnerschaft mit Afrika“ vom 8. bis 10. Juni 2009 in Gießen

Der seit 2006 bestehende Arbeitskreis „Solarenergie-Partnerschaft mit Afrika“ an der Justus-Liebig-Universität widmet sich der öffentlich mittlerweile breit diskutierten Option des Stromimportes aus der Wüste im Rahmen einer globalen Energie- und Klimapolitik. Das interdisziplinär zusammengesetzte Experten-Gremium aus Mitgliedern verschiedener Fachbereiche sondiert die Möglichkeiten einer Europa wie Afrika gleichermaßen nutzbringenden Kooperation bei der Nutzung regenerativer Energien. Dabei geht der Arbeitskreis von der prinzipiellen technischen Machbarkeit auch großdimensionierter Solar-Kraftwerke aus, ist jedoch überzeugt, dass diesbezügliche Planungen nur dann Erfolg versprechend sein können, wenn 1. rechtliche, politische, soziale, geographische und historische Aspekte schon im Ansatz berücksichtigt werden und 2. die europäischen Initiativen sich mindestens gleichrangig an afrikanischen Interessen ausrichten. Der bundesweit einmalige Gesprächszusammenhang analysiert die Chancen und Risiken einer Solarenergie-Partnerschaft auf der Basis neuester technologischer Kenntnisse, die insbesondere für die Photovoltaik sowie die Parabolrinnen-Kraftwerke inzwischen eine große Zuverlässigkeit und technische Ausgereiftheit garantieren. Aus der Warte der Politik-, Rechts-, Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften sowie der Geschichte und Geographie werden die Möglichkeiten zu großflächig angelegten, aber auch kleinräumig einsetzbaren Solarkraftwerken zugleich differenziert und eingeordnet. Zahlreiche Seminare, ein weitgespanntes Netz an europäisch-afrikanischen Kooperationen und international besetzte Tagungen bilden mittlerweile ein solides und vielseitiges Fundament, um konkrete Initiativen hierzu weitaus realistischer einschätzen zu können, als das in der Vergangenheit möglich und der Fall war.

Nach einer ersten, von den Medien bereits aufmerksam registrierten Tagung im Sommer 2008 fand vom 8. bis 10. Juni 2009 im Hauptgebäude der Justus-Liebig-Universität die zweite internationale Tagung „SEPA 09“ statt. Eine Förderung der Gießener Hochschulgesellschaft erlaubte im Vorfeld die Einstellung einer wissenschaftlichen Hilfskraft, für die sich die geborene Senegalesin Alice Fanta André in Bezug auf die Vorbereitung und Durchführung der Tagung als eine perfekte Wahl herausstellte. Sprachlich und organisatorisch übernahm sie einen Großteil der vorbereitenden Abstimmungen, und sie koordinierte die logistische Betreuung der eingeladenen Gäste mit leichter Hand. Insgesamt war sie für das Gelingen der Tagung eine unschätzbare Hilfe. Zur Tagung selbst, die vom Präsidenten der JLU, Prof. Dr. Stefan Hormuth, eröffnet wurde, hatten sich 81 Teilnehmer registriert. Darüber hinaus fanden zahlreiche Interessierte aus Universität und Stadt den Weg in die Aula, insbesondere zum Abendvortrag des Geographen Prof. Dr. Cyrus Samimi über „Das subsaharische Afrika – der verlorene Kontinent“.

Über das Ereignis der Tagung wie auch die begleitende Ausstellung solartechnischer Anlagen wurde in der Tagespresse und weit darüber hinaus Bericht erstattet. Am Rande der Tagung gab es zahlreiche Interviews mit Teilnehmern und den Ausrichtern. Dabei kam es der öffentlichen Aufmerksamkeit besonders zu Gute, dass am abschließenden Tag unter Beteiligung der Universitäts-Leitung auch die First Lady des Senegal, Frau Viviane Wade, dem Hauptgebäude der Universität einen Besuch abstattete. Dabei führte sie zahlreiche Gespräche, wohnte einem Teil der Konferenz bei und lud die Arbeitsgruppe in einer Ansprache zugleich ein, eine der kommenden SEPA-Tagungen, voraussichtlich im Jahr 2011, im Senegal abzuhalten.

Auch wissenschaftlich darf die Tagung als ein Erfolg angesehen werden. Zahlreiche Teilnehmer aus dem In- und Ausland, besonders aus Namibia und dem Senegal, sowie aus Wissenschaft, Industrieforschung und Praxis trugen zu einer lebhaften, informativen und kooperativen Tagungsatmosphäre bei. Dies wurde durch nachträgliche Rückmeldungen vielfach bestätigt. Gegenüber der ersten SEPA-Tagung im Jahr 2008 brachte die gegenwärtige eine merkliche Konkretisierung der Fragen sowie der räumlichen Spezifikation auf afrikanische Anwendungsmöglichkeiten für solarthermische Kraftanlagen. Das Interesse namentlich der afrikanischen Teilnehmer an einer Intensivierung des Austauschs über globale Energiefragen war groß, und es entwickelten sich zahlreiche Anknüpfungspunkte für zukünftige Kooperationen.

Als eine ungeplante, aber symbolische Koinzidenz sollte sich erweisen, dass kurz nach Abschluss der Tagung ein deutsches Konsortium namens „Desertec“ ankündigte, bereits recht

konkret über solarthermische Großkraftwerke in der Sahara nachzudenken. Diese Initiative hat nicht nur geholfen, die Planung einer Solarenergie-Partnerschaft mit Afrika dauerhaft auf die Agenda der öffentlichen Diskussion zu setzen. Der Gießener Arbeitsgruppe ergaben sich dadurch zahlreiche Gelegenheiten, ihre bislang erworbene Expertise zu diesen Fragen in Presse, Funk und Fernsehen unter Beweis zu stellen. Eine Übersicht zur Tagung und zum anschließenden Medien-Echo findet sich auf www.physik.uni-giessen.de/dueren/sepa/. Dort sind auch Video-Streams fast sämtlicher Vorträge und Diskussionen einsehbar.

Kontakt:

Prof. Dr. Dirk van Laak
Historisches Institut
der Justus-Liebig-Universität,
Otto-Behaghel-Str. 10 C, 35394 Gießen,
E-Mail:
Dirk.van.Laak@geschichte.uni-giessen.de

Personalnachrichten der Justus-Liebig-Universität Gießen

Universitätsleitung

Am 8. Juli 2009 hat der Senat Prof. Dr. phil. *Joybrato Mukherjee* (Englische Sprachwissenschaft) zum Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen für die Amtszeit vom 16. Dezember 2009 bis 15. Dezember 2015 gewählt.

Am 25. November 2009 hat der Senat Prof. Dr. phil. *Eva Burwitz-Melzer* (Didaktik der Englischen Sprache und Literatur) zur Ersten Vizepräsidentin für die Amtszeit vom 16. Dezember 2009 bis 15. Dezember 2012 gewählt.

Am 29. Oktober 2009 hat der Senat Prof. Dr. med. *Katja Becker* (Biochemie der Ernährung des Menschen) zur Zweiten Vizepräsidentin für die Amtszeit vom 2. November 2009 bis 1. November 2012 gewählt.

Neubesetzungen von Universitätsprofessuren in folgenden Fachbereichen

Wirtschaftswissenschaften

W3-Professur für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Unternehmensführung und Organisation:
Prof. Dr. rer. pol. *Andreas Bausch*, vorher Professor an der Universität Jena und an der Jacobs University Bremen.

W3-Professur für Betriebswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Finanzdienstleistungen:
Prof. Dr. rer. pol. *Andreas Walter*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Tübingen.

W3-Professur für Volkswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Monetäre Ökonomik:
Prof. Dr. rer. pol. *Peter Tillmann*, vorher Economist an der Schweizer Nationalbank in Zürich.

Sozial- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politische Theorie und Ideengeschichte:
Prof. Dr. phil. *Regina Kreide*, vorher Studienrätin im Hochschuldienst an der Universität Frankfurt/Main.

W3-Professur für Allgemeine Soziologie auf Zeit:
Prof. Dr. phil. *Petra Deger*, vorher Oberassistentin an der Universität Regensburg.

W3-Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Allgemeine Erziehungswissenschaft:
Prof. Dr. phil. *Ingrid Mieth*, vorher Professorin an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt.

Geschichts- und Kulturwissenschaften

W3-Professur für Osteuropäische Geschichte mit dem Schwerpunkt Russische Geschichte:
Prof. Dr. phil. *Thomas Bohn*, vorher Professor an der Universität München.

W3-Professur für Mittelalterliche Geschichte mit dem Schwerpunkt Geschichte des Hochmittelalters:
Prof. Dr. phil. *Stefan Tebruck*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

W3-Professur für Praktische Theologie mit dem Schwerpunkt Religionspädagogik:
Prof. Dr. theol. *Frank Thomas Brinkmann*, vorher Gemeindepfarrer in Dortmund.

Sprache, Literatur, Kultur

W3-Professur für Germanistische Sprachwissenschaft mit dem Schwerpunkt Sprachtheorie und Sprachbeschreibung:
Prof. Dr. phil. *Mathilde Hennig*, vorher Wissenschaftliche Assistentin an der Universität Kassel.

W3-Professur für Romanistische Literatur- und Kulturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Spanien und Lateinamerika:
Prof. Dr. phil. *Verena Dolle*, vorher Gastprofessorin am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin.

W3-Professur für Neuere englische und amerikanische Literaturen:

Prof. Dr. phil. *Greta Olson*, vorher Vertreterin einer Professur an der Universität Gießen.

W3-Professur für Angewandte Linguistik (Leitung des Zentrums für fremdsprachliche und berufsfeldorientierte Kompetenzen):

Prof. Dr. phil. *Susanne Göpferich*, vorher Professorin an der Universität Graz.

W3-Professur für Theoretische Philosophie:

Prof. Dr. phil. *Matthias Vogel*, vorher Mitarbeiter eines Forschungsprojektes an der Universität Basel.

Mathematik und Informatik, Physik, Geographie

W2-Professur für Mathematik mit dem Schwerpunkt Analysis:

Prof. Dr. rer. nat. *Mohameden Ould Ahmedou*, vorher Wissenschaftlicher Assistent an der Universität Tübingen.

Biologie und Chemie

W3-Professur für Anorganische Chemie mit dem Schwerpunkt Festkörperchemie:

Prof. Dr. rer. nat. *Sabine Schlecht*, vorher Professorin an der Freien Universität Berlin.

W3-Professur für Experimentelle Pflanzenökologie:

Prof. *Christoph Müller*, Ph.D., vorher Professor am University College Dublin.

W1-Juniorprofessur für die Ökologie mitteleuropäischer Säuger (Schwerpunkt Fledermäuse):

Juniorprofessor Dr. rer. nat. *Jorge A. Encarnação*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Hildesheim.

Agrarwissenschaften, Ökotoxikologie und Umweltmanagement

W3-Professur für Tierernährung:

Prof. Dr. oec. troph. *Klaus Eder*, vorher Professor an der Technischen Universität München.

Veterinärmedizin

W2-Professur für Allgemeine und Spezielle Pathologie der Tiere:

Prof. Dr. med. vet. *Christiane Herden*, vorher Wissenschaftliche Assistentin an der Universität Gießen.

Medizin

W3-Professur für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde:

Prof. Dr. med. *Jens Peter Klußmann*, vorher Oberassistent an der Universität Köln.

W3-Professur für Radiologie:

Prof. Dr. med. *Gabriele A. Krombach*, vorher Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Universitätsklinikum Aachen.

W3-Professur für Neuroradiologie:

Prof. Dr. med. *Elke R. Gizewski*, vorher wissenschaftliche Mitarbeiterin am Universitätsklinikum Essen.

W3-Professur Lung Matrix Remodeling (ECCPS):

Prof. *Saverio Bellusci*, Ph.D., vorher Assoc. Professor am Childrens Hospital Los Angeles, University of Southern California.

W3-Professur für Molekulare Virologie:

Prof. Dr. med. *John Ziebuhr*, vorher Full Professor an der Queen's University in Belfast.

W2-Professur für Molekulare Onkologie solider Tumore:

Prof. Dr. rer. nat. *Andre Menke*, vorher Akademischer Rat auf Zeit an der Universität Ulm.

W2-Professur Pulmonary Vascular Research (Pfizer endowed Chair):

Prof. Dr. med. *Hossein A. Ghofrani*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Gießen.

W2-Professur für Molekulare Andrologie auf Zeit:

Prof. Dr. rer. nat. *Klaus Steger*, vorher Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Gießen.

Zu außerplanmäßigen Professorinnen und Professoren wurden ernannt

Privatdozent Dr. med. dent. *Markus Balkenhol*, Wissenschaftlicher Assistent am Zentrum für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, für das Fachgebiet Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde.

Privatdozent Dr. med. *Franz J. F. Blaes*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Neurologie und Neurochirurgie, für das Fachgebiet Neurologie und Neurologische Intensivmedizin.

Privatdozent Dr. med. *Jörg Carlsson*, Leitender Arzt der Abteilung Kardiologie, Länssjukhuset Kalmar (Schweden), für das Fachgebiet Innere Medizin/Klinische Kardiologie.

Privatdozent Dr. med. *Petros Christophis*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Neurologie und Neurochirurgie, für das Fachgebiet Neurochirurgie.

Privatdozent Dr. med. *Jörg Michael Engel*, Chefarzt der Klinik für Anästhesiologie und Operative Intensivmedizin am Klinikum Wetzlar-Braunfels, für das Fachgebiet Anästhesiologie und Intensivmedizin.

Privatdozent Dr. rer. nat. *Ludger Grünhage*, Akademischer Oberrat am Institut für Pflanzenökologie, für das Fachgebiet Pflanzenökologie.

Privatdozent Dr. med. *Markus Horn*, Chefarzt der Klinik für Neurologie und Ko-Chefarzt des Interdisziplinären Zentrums für Klinische Geriatrie am Klinikum Bad Hersfeld, für das Fachgebiet Neurologie.

Privatdozent Dr. med. *Martin Clemens Heidt*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin, Fachbereich Medizin, Universität Marburg, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. *Andreas Jung*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Dermatologie und Andrologie, für das Fachgebiet Dermatologie, Venerologie und Allergologie.

Privatdozent *Sandip M. Kanse*, Ph.D., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Biochemischen Institut, Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Biochemie und Zellbiologie.

Privatdozent Dr. med. *Olaf Kilian*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Chirurgie, Anästhesiologie und Urologie, für das Fachgebiet Chirurgie und Unfallchirurgie.

Privatdozentin Dr. rer. nat. *Katrin Susanne Lips*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin des Labors für Experimentelle Chirurgie am Fachbereich Medizin, für das Fachgebiet Anatomie und Zellbiologie.

Privatdozent Dr. med. *Konstantin Mayer*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Innere Medizin, für das Fachgebiet Innere Medizin.

Privatdozent Dr. med. vet. *Christian Menge*, Leiter des Instituts für Molekulare Pathogenese am Friedrich-Löffler-Institut/Bundesforschungsanstalt für Tiergesundheit, Standort Jena, für das Fachgebiet Mikrobiologie und Immunologie.

Privatdozentin Dr. phil. *Annegret Christine Nagel*, früher Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Gießen, für das Fachgebiet Neuere und Neueste Geschichte.

Privatdozent Dr. med. *Fred Salomon*, Chefarzt der Klinik für Anästhesiologie und operative Intensivmedizin am Klinikum Lippe-Lemgo, für das Fachgebiet Ethik in der Medizin.

Privatdozent Dr. phil. *Gebhard Sammer*, Leiter des Kognitionslabors am Zentrum für Psychiatrie, für das Fachgebiet Psychologie.

Privatdozent Dr. med. *Hans Ulrich Schmelz*, Chefarzt der Urologischen Abteilung des Bundeswehrzentralkrankenhauses Koblenz, für das Fachgebiet Urologie.

Privatdozent Dr. med. vet. *Matthias Schneider*, Akademischer Rat an der Klinik für Kleintiere – Innere Medizin –, Klinikum Veterinärmedizin, für das Fachgebiet Innere Medizin und Kardiologie.

Privatdozent Dr. iur. *Wolfgang Schur*, Wissenschaftlicher Mitarbeiter der Anwaltskanzlei Schröder Rechtsanwälte, Berlin/Bochum, für das Fachgebiet Bürgerliches Recht, Zivilprozessrecht und Rechtsphilosophie.

Privatdozentin Dr. med. *Ingeborg Welters*, Senior Clinical Lecturer and Honorary Consult, School of Clinical Science, University of Liverpool, für das Fachgebiet Anästhesiologie.

Privatdozentin Dr. rer. nat. *Monika Wimmer-Röll*, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Anatomie und Zellbiologie, für das Fachgebiet Anatomie.

Zu Honorarprofessorinnen und Honorarprofessoren wurden ernannt

Dr. phil. *Anette Baumann*, Leiterin der Forschungsstelle der Gesellschaft für Reichskammergerichtsforschung e.V. in Wetzlar.

Dr. rer. nat. *Rolf Zimmermann*, Studiendirektor am Studienseminar Gymnasien in Gießen.

Emeritierungen und Pensionierungen

Prof. Dr. rer. soc. *Volbert Alexander* (Volkswirtschaftslehre insbesondere Makroökonomik mit dem zusätzlichen Schwerpunkt Geld und Kredit) zum 30. 9. 2009.

Prof. Dr. med. *Dieter-Karsten Böker* (Neurochirurgie) zum 30. 9. 2009.

Prof. Dr. phil. *Helmut Dubiel* (Soziologie) zum 30. 9. 2009.

Prof. Dr. phil. nat. Dr. h.c. *Wolfram H. Gerlich* (Medizinische Virologie) zum 31. 3. 2010.

Prof. Dr. med. *Hiltrud Glanz* (Hals-Nasen-Ohrenheilkunde) zum 30. 9. 2009.

Prof. Dr. med. *Wigbert S. Rau* (Allgemeine Röntgendiagnostik) zum 31. 3. 2010.

Prof. Dr. paed. *Katrin-Sophie Richter-Reichenbach* (Didaktik der Kunsterziehung) zum 31. 3. 2010.

Prof. Dr. phil. *Werner Rösener* (Mittlere und Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt frühes und hohes Mittelalter) zum 30. 9. 2009.

Prof. Dr. phil. *Reimund Seidelmann* (Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Internationale Beziehungen und Außenpolitik) zum 30. 9. 2009.

Prof. Dr. med. *Horst Traupe* (Neuroradiologie) zum 31. 3. 2010.

Biographische Notizen

Oliver Behnecke, Festivalproduzent, Regisseur, Kulturmanager; Absolvent des Studiengangs Angewandte Theaterwissenschaft an der Justus-Liebig-Universität Gießen; Stadtrauminszenierungen, Wissenschaftsfestivals, Theater- und Kulturprojekte wie z.B. „Die 12 Stunden“ (Gießen 1997), „ZeitenWende“ (Gießen 2000), „Eine Stadt als Labor – Gießen reagiert“ (Gießen 2003) „SalonBildungBremen“ (Bremen 2005), „Reisende Sommer-Republik“ (Bremen 2005/06/09), „400 Jahre Universität Gießen/WissenSchafftStadt“ (Gießen 2007). Gewinner des Bremer Autoren- und Produzentenpreises 2009 für das multimediale Performance-Projekt „Wir entern!“.

Von Ende 2005 bis Mitte 2008 beschäftigt an der Justus-Liebig-Universität Gießen als Koordinator des Universitätsjubiläums für Entwicklung, Durchführung und Nachbereitung der Jubiläumsveranstaltungen. Seit Dezember 2009 wieder beschäftigt im Präsidialbüro der Justus-Liebig-Universität Gießen mit dem Aufgabengebiet Kulturmanagement und Veranstaltungs-dramaturgie, das die künstlerisch-konzeptionelle Entwicklung und Betreuung zentraler Universitätsveranstaltungen, aber auch die Kooperation mit außeruniversitären Partnern umfasst.

Prof. Dr. Thomas M. Bohn, 1963 Geburt in Hannover; 1985–1991 Studium der Mittleren und Neueren Geschichte und der Slavistik an der Universität Hamburg; 1992–1995 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Moderne osteuropäische Geschichte der Universität Hamburg; 1995 Promotion an der Universität Hamburg über den Historiker Pavel N. Miljukov und die Moskauer Schule; 1995–2007 Wissenschaftlicher Mitarbeiter/Assistent am Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena; 2004 Habilitation über den Wiederaufbau der weißrussischen Hauptstadt Minsk nach dem Zweiten Weltkrieg; 2005–2006 Vertretung der Professur für Geschichte Osteuropas im Rahmen des Elitestudiengangs „Osteuropastudien“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München; 2006 Vertretung der Professur für Geschichte Osteuropas an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder); 2007–2009 Professor für Geschichte Osteuropas mit einem Schwerpunkt Geschichte Ostmitteleuropas im Rahmen des Elitestudiengangs „Osteuropastudien“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München (mit Lehrverpflichtungen an der Universität Regensburg); seit Oktober 2009 Professor für Geschichte Osteuropas mit einem Schwerpunkt Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Forschungsschwerpunkte:

Historiographiegeschichte und Erinnerungskulturen; Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung; Aber-

glaupe und Vampirismus; Eigensinn und Dissens; Geschichte Weißrusslands und Geschichte Bulgariens.

Wichtigste Veröffentlichungen:

Russische Geschichtswissenschaft von 1880 bis 1905. Pavel N. Miljukov und die Moskauer Schule. Köln/Weimar/Wien 1998 (= Beiträge zur Geschichte Osteuropas 25); Minsk – Musterstadt des Sozialismus. Stadtplanung und Urbanisierung in der Sowjetunion nach 1945. Köln/Weimar/Wien 2008 (= Industrielle Welt 74); Hrsg.: Studienhandbuch Östliches Europa. Bd. 2: Russisches Reich und Sowjetunion. 2. überarbeitete und aktualisierte Aufl. Köln/Weimar/Wien 2009 (zusammen mit Dietmar Neutatz). Hrsg.: Von der „europäischen Stadt“ zur „sozialistischen Stadt“ und zurück? Urbane Transformationen im östlichen Europa des 20. Jahrhunderts. Vorträge der gemeinsamen Tagung des Collegium Carolinum und des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrats in Bad Wiessee vom 23. bis 26. November 2006. München 2009 (= Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 29; zugleich: Völker, Staaten und Kulturen in Ostmitteleuropa 4). Hrsg.: Urbanisierung und Stadtentwicklung in Südosteuropa vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. 47. Internationale Hochschulwoche der Südosteuropa-Gesellschaft. Tutzing, 6.–10. 10. 2008. München, im Druck (= Südosteuropa-Jahrbuch 37; zusammen mit Marie Janine Calic).

Laufende Forschungsprojekte:

Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. Belarus, Ukraine, Russland, Litauen und Deutschland in vergleichender und beziehungs-geschichtlicher Perspektive (1986–2006) (in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam e.V., der Europäischen Humanistischen Universität Vilnius/Minsk und der ukrainischen Nationaluniversität Kiewer-Mohyla Akademie; Volkswagen-Stiftung, 2008–2011).

<http://www.after-chernobyl.de/>

Mitgliedschaften:

Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde (DGO); Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung (GSU); Gießener Zentrum östliches Europa (GiZo); Graduiertenkolleg Transnationale Medienereignisse; Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat (HFR); Südosteuropa-Gesellschaft (SOG); Verband der Osteuropahistorikerinnen und -historiker (VOH).

Prof. Dr. Horst Carl, Jahrgang 1959, hat seit Oktober 2001 den Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit am Historischen Institut der JLU inne. Studium der Geschichte, Philosophie und Germanistik an den Universitäten Bonn und Tübingen; 1989 Promotion, 1998 Habilitation in Tübingen, 2001 Gastdozentur an der Uni-

versité Aix-Marseille III; 2003 Schillerpreis der Stadt Marbach.

Ist Mitglied des Senatsausschusses der DFG für die Sonderforschungsbereiche, des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Historischen Instituts in Paris sowie Fachherausgeber der „Enzyklopädie der Neuzeit“. Seit 2006 ist er Graduate Studies Executive des in der Exzellenzinitiative bewilligten Gießener Graduiertenzentrums (GCSC).

Forschungsschwerpunkte sind Kultur- und Verfassungsgeschichte des Alten Reiches, Kriegserfahrungen und Religion in Westeuropa um 1800, Söldner als Gewaltgemeinschaften, Medienergebnisse in der Frühen Neuzeit.

Wichtigste Publikationen:

Horst Carl: Der Schwäbische Bund 1488–1534. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation, Leinfelden 2000.

Horst Carl/Hans-Henning Kortüm u. a. (Hrsg.): Kriegsniederlagen. Erfahrungen und Erinnerungen, Berlin 2004.

Horst Carl/Eva-Marie Felschow/Jürgen Reulecke/Volker Roelcke/Corina Sargk (Hrsg.), Panorama 400 Jahre Universität Giessen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, Frankfurt 2007.

Horst Carl/Friedrich Lenger (Hrsg.), Universalität in der Provinz. Die vormoderne Landesuniversität Gießen zwischen korporativer Autonomie, staatlicher Abhängigkeit und gelehrten Lebenswelten. Tagung anlässlich des 400-jährigen Jubiläums der Justus-Liebig-Universität Gießen am 8./9. Juni 2007, Darmstadt 2009.

Prof. Dr. Cora Dietsch, geboren 1967 in Stuttgart, 1986 Scheffel-Preis und Beginn des Studiums der Germanistischen und Anglistischen Mediävistik und der Philosophie in Tübingen und Oxford, 1987–1992 und 1994/95 Stipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes. 1992 Magister-Abschluss in Tübingen, Promotion 1995 ebendort mit einer Arbeit über Minnerede, Roman und „historia“. Der „Wilhelm von Österreich“ Johann von Würzburg. 1996–1999 Feodor-Lyden-Stipendiatin der Alexander-von-Humboldt-Stiftung und Gastprofessorin für dt. Philologie in Helsinki, 1999 Ruf auf eine Professur und Ernennung zur Professorin für Deutsche Philologie in Jyväskylä (Ruf abgelehnt). 1999–2001 Stipendiatin des Tübinger Graduiertenkollegs *Ars et Scientia* im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, 2001–2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Tübingen und Stipendiatin des Margarete-von-Wrangell-Programms des Landes Baden-Württemberg. 2004 Habilitation in Tübingen mit einer Arbeit zu Die Dramen Jacob Lochers und die frühe Humanistenbühne im süddeutschen Raum (*venia legendi* für Dt. Philologie), 2004 Ernennung zur Dozentin für Germanische Philologie an der Universität Helsinki. Vertretung einer Professur in Konstanz und einer Dozentur in Münster im WS 2004/05. Dezember 2004 bis April 2006 Mitarbeiterin im Forschungsprojekt *Arthurian Fiction – A Pan-European Perspective* in Utrecht und Lehrbeauftragte in Münster. Seit Juni 2006 W3-Professorin für Deutsche Literaturgeschichte (Schwerpunkt Mittelalter und Frühe Neuzeit) an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Seit 2007 Vorstandsmitglied der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft, Vorsitzende der deutschen Sektion der *Société Internationale pour l'Étude du Théâtre*

Médiéval und Präsidentin der deutsch-österreichischen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft.

Seit April 2008 Dekanatsmitglied und seit Oktober 2008 Dekanin des Fachbereichs Sprache – Literatur – Kultur und Vorsitzende der Gemeinsamen Kommission Geisteswissenschaften der JLU Gießen; seit April 2009 Mitglied des Akademischen Senats der JLU Gießen.

Arbeits- und Forschungsschwerpunkte:

Höfische Epik des Hoch- und Spätmittelalters (insbesondere Artusliteratur);

Drama des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit;

Literatur und Politik.

Publikationen (Auswahl):

Das frühe deutsche Drama von den Anfängen bis zum Barock. Helsinki 1998.

Minnerede, Roman und „historia“. Der „Wilhelm von Österreich“ Johann von Würzburg. Tübingen 1999 (Hermæa 87).

Jacob Person Chronander, *Bele-Snack*. Ein universitäres Hochzeitsspiel aus dem 17. Jahrhundert. Frankfurt/M. u. a. 2000 (Finn. Beiträge zur Germanistik 2).

Die Dramen Jacob Lochers und die frühe Humanistenbühne im süddeutschen Raum. Berlin u. a. 2005 (Quellen & Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 37).

Wolfgang Schmelztl. Gesammelte Schriften in zwei Bänden, Band I: Das dramatische Werk. Hrsg. u. komm. von Cora Dietsch u. Manfred Knedlik. Wien 2009 (Wiener Neudrucke 23).

Neuere Aufsätze:

Hurenkomödie oder politische Dichtung? Die „Chrysis“ des Enea Silvio Piccolomini, in: *Texte zum Sprechen* bringen. Philologie und Interpretation. FS Paul Sappl. Hrsg. von Christiane Ackermann u. a. Tübingen 2009, S. 261–272.

„*Insula tres in partes digesta*“: Länder, Städte und Räume zwischen historiographischer und fiktionaler Tradition in der „*Historia Meriadoci*“, in: *When Arthuriana Meet Civic Spheres. Studies in the role of Cities in Arthurian Literature and in the Value of Arthurian Literature for a Civic Identity*. Hrsg. von Cora Dietsch und Claudia Lauer, mit einem Vorwort von Ingrid Bennewitz. Lewiston u. a. 2009, S. 49–69.

Kunst vom Stahlross bis zum Metallkugelchen. Gibt es ein poetologisches Konzept in Ulrichs von Zatzikhoven „*Lanzelet*“?, in: *Mittelalterliche Poetik in Theorie und Praxis*. FS Fritz Peter Knapp. Hrsg. von Thordis Hennings u. a. Berlin u. a. 2009, S. 193–203.

„*Violentia*“ und „*potestas*“. Ein fuchsischer Blick auf ritterliche Tugend und gerechte Herrschaft im „*Reinhart Fuchs*“, in: *Dichtung und Didaxe. Lehrhaftes Sprechen in der deutschen Literatur des Mittelalters*. FS Christoph Huber. Hrsg. von Henrike Lähnemann und Sandra Linden. Berlin/New York 2009, S. 41–54.

Dr. Peter Gruhne, geb. 1958. Studium der Kunstgeschichte, Geschichte, Germanistik und Italianistik in Gießen und Mainz. Von 1987 bis 1989 Forschungsaufenthalte am Kunsthistorischen Institut (heute Max-Planck-Institut) in Florenz und der Bibliotheca Hertziana (MPI) in Rom.

Promotion 1994 über Carlo Belli (1903–1991), Journalist, Kunstkritiker und -theoretiker in Mussolinis Italien.

Seit 1991 Redakteur beim Zweiten Deutschen Fernsehen in Mainz.

Ab 1978 parallel zum Studium journalistische Tätigkeit für verschiedene Tageszeitungen, den Hessischen Rundfunk und das ZDF.

Publikationen:

„Sich am ‚Ufer der Sage‘ niederlassen ...“. Zu den Bildern von Heidi Bastian, in: Heidi Bastian. Malerei 1988–1993. o. O.: 1993 (Galerie Bellevue Wiesbaden, 9. November–5. Dezember 1993), S. 5–10.

Carlo Belli und die Utopie von der absoluten Kunst. Italiens Beitrag zum „Internationalen Stil“ zwischen den beiden Weltkriegen, Frankfurt am Main (u. a.) 1995 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 28, Bd. 243), zugl. Univ. Diss. Mainz 1994.

Vom Allgemeinen und dem Besonderen. Zu den Copy Collagen von Margret Eicher, in: Margret Eicher. Herrschende Muster, Ausstellungskatalog Galerie Buschlinger, Wiesbaden, Nassauischer Kunstverein Wiesbaden e.V. und Dortmunder Kunstverein e.V., S. 7–18, Mannheim 1996.

Entfesselung, in: Hella Nohl, Weinstock-Variationen. Aquarelle und Zeichnungen mit Gedichten von Rainer Maria Rilke, o. O., o. J. [Gießen, 1997], S. 3f.

Otto Eger: „Herzenguter Mensch“, Mitläufer oder „Nazi“? – Zur Kontroverse um den Gießener Juristen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, Bd. 93, 2008, S. 267–328.

Prof. Dr. Joachim Jacob, geboren 1965, studierte Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaften an den Universitäten in Heidelberg, Frankfurt/Main und Konstanz. Von 1996–1999 lehrte er Neuere deutsche Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Ethik an der Universität Augsburg, seit April 2009 ist er Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte und Allgemeine Literaturwissenschaft an der JLU.

Publikationen u. a.: Heilige Poesie. Zu einem literarischen Modell bei Pyra, Wieland und Klopstock, Tübingen 1997; (Hrsg., mit Jürgen Brokoff), Apokalypse und Erinnerung in der deutsch-jüdischen Kultur des frühen 20. Jahrhunderts, Göttingen 2002; Die Schönheit der Literatur. Zur Geschichte eines Problems von Gorgias bis Max Bense, Tübingen 2007. 2008 erschien, herausgegeben zusammen mit Günter Butzer: Metzler Lexikon literarischer Symbole.

Forschungsschwerpunkte sind die Literatur der Aufklärung, literarische Ästhetik und Hermeneutik sowie die Wechselbeziehungen zwischen Literatur, Philosophie und Theologie.

Dr. Wolfgang Lührmann ist Referent für Schulpraktische Studien und Geschäftsführer des Zentrums für Lehrerbildung (ZfL) an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Arbeitsschwerpunkte sind einerseits die Koordination und Organisation der Schulpraktischen Studien, die Konzeptentwicklung und die Fortbildung der Lehrbeauftragten im Allgemeinen Schulpraktikum sowie andererseits die Koordination der Arbeiten zur Neustrukturierung und Modularisierung der Lehramtsstudiengänge und die Unterstützung der Arbeit des Direktoriums des Zentrums für Lehrerbildung.

Er war 2002/2003 Mitglied der „Expertengruppe Lehrerbildung“ des Hessischen Kultusministeriums und des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst; 2008/09 war er geschäftsführend für die Arbeitsgruppe „Lehrerbildungsreform in Hessen“ und als Redakteur für deren Abschlussbericht „Gestufte Studiengänge in der hessischen Lehrerbildung“ (Gießen 2009) tätig.

Veröffentlichungen zu Fragen der Beratung in der Hochschule, der Studierfähigkeit, des beruflichen Verbleibs von Hochschulabsolventen, der Gruppenarbeit in der Erwachsenenbildung, der Evaluation der Lehre und des Lernens in der Schule.



Herausgegeben von der
Gießener Hochschulgesellschaft

ISSN 0533-8689